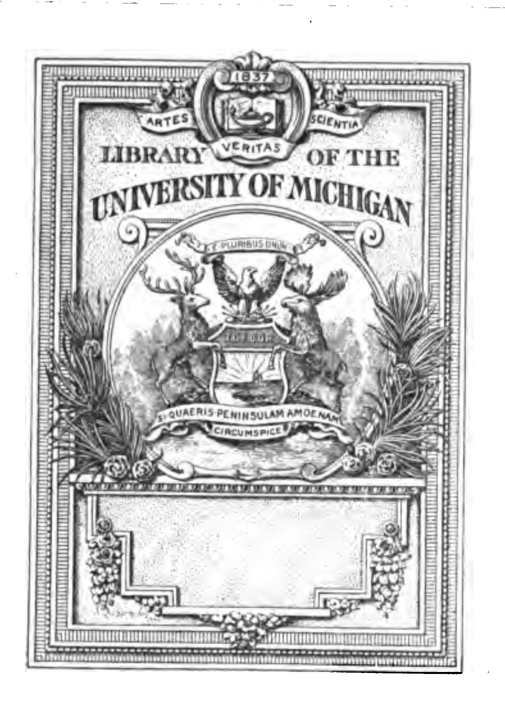
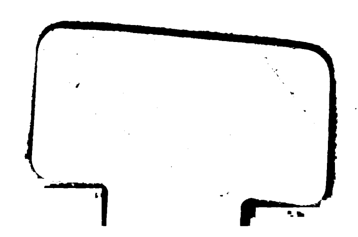



1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Die

Dichtkunst und ihre Gattungen.

Von

August Knüttell.

Die Dichtkunst

und ihre Gattungen.

Ihrem Wesen nach dargestellt

und

durch eine nach den Dichtungsarten geordnete

Mustersammlung

erläutert von

August Knüttell.

Dritte vermehrte Auflage.

Breslau.

Verlag von F. E. C. Leuckart

(Constantin Sander).

1863.

Vorwort.

Die hier folgenden Blätter sollen die Mitte zwischen einem zu hohen und zu niedrigen Standpunkte behaupten; sie sind nicht für den Gelehrten und nicht für Kinder, sondern für jenen gebildeten Theil des Publikums bestimmt, der sich für Poesie und Kunst interessirt und dem an einem tiefer eindringenden Verständnisse in das Gelesene etwas liegt, dem es aber an Gelegenheit und Zeit fehlt, sich über diese Gegenstände zusammenhängende Ansichten selbst zu erwerben. Die Rücksicht auf die Schule wird jeder Schulmann erkennen.

Die Veränderungen, welche die neue Auflage erfahren hat, bestehen fast nur in bereichernden Zusätzen und verändern den alten Text nur in sehr wenigen Stellen. Die Zusätze aber betreffen die Literatur der einzelnen Dichtungsarten, die Fortführung ihrer Geschichte bis auf die neueste Zeit, die Erweiterung ihrer Erklärungen, hier und da ein neues Gedicht oder eine neue Erklärung, z. B. ein Sonett von Goethe, S. 309, der Waller, von Uhland, S. 330, wogegen Waiblinger's unbedeutendes Lied aus Capri ausgefallen ist. Ferner ist es bei dieser dritten Auflage möglich geworden, eine vollkommenere Einsicht in einzelne Gegenstände ohne weitere Textveränderung dadurch herbeizuführen, daß an manchen Stellen auf die „Geschichte der schönen Literatur der Deutschen mit Beispielen" hingewiesen wurde. Denn diese „Geschichte u. s. w." ist nun als der zweite Band dieses Handbuches der schönen Literatur zu betrachten, wie die „Dichtkunst u. s. w." der erste Band desselben ist, und darum wurde dem bereits bekannten Titel ein gemeinschaftlicher Haupttitel beigegeben.

Bei einem Werke, welches jeden einzelnen Zweig der schönen Literatur in seiner geschichtlichen Entwickelung verfolgt, schien es nicht unpassend, einmal auch eine Literatur der ähnlichen Werke selbst beizufügen, um auch nach dieser Seite hin Manchem einen Dienst zu leisten. Wir verdanken diese mühsame Zusammenstellung der Gefälligkeit des Herrn Dr. Grosser, welcher zu seiner Zeit sich wohl noch auf andere Weise in die Literatur einführen wird. Die

Verlagshandlung hat auch diesmal trotz vermehrter Seitenzahl und der schönen Ausstattung des Buches den Preis desselben nicht erhöht.

So weit nun auch die Ausführung hinter dem guten Willen zurückgeblieben sein mag, so wird mir doch jeder Kenner dieser Gegenstände zugestehen, daß ich überall mit eigenen Augen gesehen und meine Vorgänger weder abgeschrieben, noch ohne Weiteres excerpirt habe, daß daher ein und derselbe Geist durch alle Erklärungen und Urtheile geht und daß dieselben auf Grundsätzen beruhen, welche, obgleich sie der Poesie alle ihre so oft angefochtenen Rechte lassen, doch weder der Sittlichkeit schaden, noch die Phantasie erhitzen, noch auch dem in unserer Zeit so häufigen unreifen Drange zu poetischen Produktionen Vorschub leisten werden. Gerade die nähere Erkenntniß von den Kunstformen ist es, welche vor dem Irrthume bewahrt, daß jugendliche Phantasie, leichte Erregbarkeit des Gefühls und Gewandtheit in der Sprache schon hinreiche, einen Dichter zu machen. Und wie manches Gedicht selbst, das uns hinreißt, hätte größere Vollkommenheit, wenn sein Dichter über die Kunstformen im Klaren gewesen wäre!

Möge dieses Werkchen bei aller seiner Unvollkommenheit hier und da anregend sein und Freunde finden! und möge es dazu beitragen, daß der schönwissenschaftliche Unterricht auch nur in Etwas gefördert werde, da er unter geschickten Händen so bildend selbst auf die Gesinnung und die anderweite Geistesentwickelung einwirken kann und an ihn sich alle die höheren Wahrheiten, die zur Richtschnur des Lebens dienen sollen, auf eine anmuthige Weise anknüpfen lassen.

1. Joh. Chr. Gottsched's Versuch einer kritischen Dichtkunst. 2 Thle. Leipzig 1730. 4. Auflage 1751. Breitkopf u. Härtel.
2. Desselben Vorübungen der lat. u. deutschen Dichtk.; z. Gebrauch der Schulen. Leipzig 1757. N. Aufl. 1775. Breitkopf u. Härtel.
3. Joh. Chr. Dommerich's Entwurf der deutschen Dichtkunst f. Schulen. Braunschweig 1758. Schulbuchhandlung.
4. Heinr. Braun's Anleitung zur deutschen Dicht- und Verskunst. München 1765. 1775. 1778. Lentner.
5. Chr. H. Schmid's Theorie der Poesie nach den neuesten Grundsätzen, und Nachrichten von den besten Dichtern. 1. Theil. Leipzig 1767—79.
6. Joh. Gotthelf Lindner's Lehrbuch der schönen Wissenschaften, insonderheit der Prosa und Poesie. 2 Thle. Königsb. 1767. 68. Kanter.
7. Joh. Just. Herwig's Grundriß eines Lehrbuchs der eleganten Litteratur. Würzburg 1774. Rienner.
8. Frz. Haas' Lehrbegriffe zur Einsicht und Verfassung aller nothwendigen Gattungen der Gedichte. 1. Thl. Mannheim 1777.
9. Joh. Joach. Eschenburg's Entwurf einer Theorie und Litteratur der schönen Redekünste. Berlin 1783. 89. 1805. 1817. Nicolai.

Desselben Beispielsammlung dazu; 8 Thle. Berlin 1778—95. Nicolai.

10. Joh. Heinr. Mt. Ernesti's Unterweisung in den schönen Wissenschaften. Nürnberg 1778.

11. Desselben moralisch-prakt. Lehrbuch der schönen Wissenschaften. Nürnberg 1779. Mit Vorrede von G. Fr. Seiler.

12. Desselben praktisches Handbuch der Beredsamkeit und Dichtkunst für die Jugend. Nürnberg 1784. Felssecker.

13. Desselben neues Handbuch der Dicht- und Redekunst in Beispielen, Grundsätzen und Regeln. 2 Thle. 1798.

14. Desselben theoretisch-praktisches Handbuch der schönen Redekünste. 2 Thle. 4. Auflage. Quedlinburg 1820. Basse. 1. Thl.: Dichtkunst. Davon 5. Aufl. München 1828. 2. Thl.: Redekunst.

15. J. G. Sulzer's Theorie der Dichtkunst zum Gebrauch der Studirenden bearbeitet von Albr. Kirchmayer. 2 Thle. München 1788. 89. Lentner.

16. J. Th. B. Helfrecht's Anleitung zur deutschen Dichtkunst. Hof 1796. 1811. 20. Grau.

17. Joh. Jak. Engel's Anfangsgründe einer Theorie der Dichtungsarten aus deutschen Mustern entwickelt. Berlin 1783. 1804. Nicolai.

18. Lehrbuch der Dicht- und Redekunst zum Gebrauch der Gymnasien in Bayern. München 1783. Lentner.

19. Frd. Ludw. Walther's Anweisung für Schulen zur Dichtkunst. Hof 1785. Grau.

20. Jos. Loreye's Theorie der Dichtkunst durch lat. und deutsche Muster bearbeitet. 2 Thle. Tübingen 1802 u. 20. Cotta.

21. C. A. H. Clodius' Entwurf einer systematischen Poetik nebst Collectaneen zu ihrer Ausführung. 2 Thle. Leipzig 1804. Breitk. u. H.

22. Ph. Mayer's Theorie und Litteratur der deutschen Dichtungsarten. Ein Handbuch zur Bildung des Styls und Geschmacks. Nach den besten Hilfsquellen bearbeitet. 3 Bde. Wien 1804. Gerold.

23. J. Zauner's Poesie in ihrer Form; ein didaktischer Versuch. Dresden 1805. Beger.

24. K. L. Schaller's (Joh. Schwaldopler's) Handbuch der deutschen Dicht- und Redekunst aus Beispielen entwickelt. 2 Thle. Wien 1806. Ant. Doll. 2. Aufl. ebend. 1817.

25. Fr. Erdm. Petri über Dichtkunst und ihre Geschichte, für Gelehrtenschulen und Dichterfreunde. 1817. Leipzig. Dyck.

26. Matth. Stelzer's theoretisch-praktische Anleitung zur deutschen Dichtkunst für den öffentlichen und Privatunterricht. Straubing 1818. (Schorner.)

27. L. Aurbacher's Grundlinien der Poetik nach einem neuen und einfachen Systeme. München 1820. Lindauer.

28. J. Chr. A Heyse's und H. F. Fr. Sickel's theoretisch-praktisches Handbuch aller verschiedenen Dichtungen zunächst für die obern Schulklassen mit besonderer Hinsicht auf die weibliche Jugend. Magdeburg 1821. Heinrichshofen.

29. J. L. Scheller's Theorie der schönen Redekünste im Grundriß. Wien 1823. Bauer.

30. Kleine Poetik oder Anfangsgründe der Dichtkunst, mit Anhang. 2. Aufl. Merseburg 1824. Sonntag.

31. Das Gesammtgebiet der deutschen Sprache, nach Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit theoretisch und praktisch dargestellt von K. H. L. Pölitz. 3. Band. Leipzig 1825.

32. Desselben Elementarbuch des Wissenswürdigsten und Unentbehrlichsten aus der teutschen Sprache. 2. Aufl. 1831.

33. Dr. G. Müller's kurze Theorie der Dichtungsarten, nebst einer vollständigen deutschen Beispielsammlung für obere Gymnasialklassen. Berlin 1828. Mittler.

34. G. Reinbeck's Handbuch der Sprachwissenschaft u. s. w. 3 Thle. Essen 1824.
35. K. H. L. Pölitz' Lehrbuch der deutschen dichterischen Schreibart für höhere Bildungsanstalten und zum häuslichen Unterricht. Halle 1826. Schwetschke u. S.
36. L. Eisenschmid's Theorie der Dichtungarten nebst einer Verslehre. Bamberg 1828. Dresch. (Ein Abdruck aus dessen Polymnia, Sammlung über das Gesammtgebiet der Prosa und Poesie. Bamberg 1828. 29.)
37. Praktische Anleitung zur Dichtkunst nebst sorgfältig gewählten Beispielen für Schulen und zum Privatunterricht, nebst einem Vorwort von K. A. Böttiger. Dresden 1829. Walter.
38. Anweisung zur Dichtkunst, ein Leitfaden für Lehrer und Lernende. Gotha, Hennings.
39. J. Fr. Aufschläger's Anfangsgründe der Dichtkunst zum Gebrauch junger Leute. Straßburg. Heitz.
40. Bernh. Dieckhoff's Handbuch der Poetik für Gymnasien. Münster 1832. Theissing. 2. Aufl. mehrfach geänd. v. Georg Dieckhoff. 1848.
41. F. Nösselt's Lehrbuch der deutschen Litteratur für das weibliche Geschlecht, besonders für höhere Töchterschulen. Erster Theil. Breslau 1833 2. Aufl. Das. 1835.
42. Poetischer Hausschatz des deutschen Volkes, von O. L. B. Wolff. Leipz. 1840.
43. Chr. F. Falkmann's Stylistik oder vollständiges Lehrbuch der deutschen Abfassungskunst für die obern Klassen der Schulen und zum Selbstunterrichte. 3. Aufl. Hannover 1835. S. 465 f.
44. W. Toporoff's deutsche Verslehre oder Lehrbuch der deutschen Dichtkunst in ihren Formen. Für höhere Lehranstalten, sowie zum Selbstunterricht und durch Beispiele aus Klassikern erläutert. Mitau 1846. Reyher.
45. Dr. J. Bossart's Umrisse zu einer Wissenschaft der Dichtung. Zürich 1846. Beyel.
46. A. Frd. Jul. Gäbel's Leitfaden der Poetik für obere Klassen höherer Bildungsanstalten. Züllichau 1847. Sporleder.
47. E. Kleinpaul's Lehre von den Formen und Gattungen der deutschen Dichtkunst, für höhere Lehranstalten, sowie zum Selbstunterricht bearbeitet. 2. verb. u. verm. Aufl. Barmen 1850. Langewiesche.
48. Dr. Jul. Fried. W. Ehrhart's deutsche Vers- und Dichtungsarten. Ein Leitfaden für Oberklassen allgemeiner Bürger- und Mädchenschulen und für Privatunterricht. 1. Heft: Deutsche Versarten. Deutsch-Eylau und Elbing. Neumann-Hartmann in Comm. 1850.
49. Gymn.-Dir. J. St. Zauper's Anleitung zur Dichtkunst mit sorgfältig gewählten Beispielen für Schulen und zum Privatgebrauch. Nebst Vorwort von K. A. Böttiger. 2. verm. Aufl. Stuttgart 1851. Scheitlin und Krais.
50. Dr. H. Timm's Lehre von den Arten und Formen der Dichtung. Ein Leitfaden für höhere Schulen und zugleich ein Handbuch zum Selbstunterricht. Halle 1853. Knapp.
51. M. Carriere: Das Wesen und die Formen der Poesie. Ein Beitrag zur Philosophie des Schönen und der Kunst. Mit literarhist. Erläuterungen. Leipzig 1854. Brockhaus.
52. Saupe's Mustersammlung deutscher Poesien von Haller bis auf die neueste Zeit. S. den vorausgeschickten Entwurf der Dichtungsgattungen.

Inhalts-Anzeige.

Einleitung.

Erster Theil.

Eintheilung der Gedichte nach ihrem Inhalte.

Erster Abschnitt.

Lyrische oder Gefühlspoesie.

Zweiter Abschnitt.

Epische oder Erzählungspoesie.

Dritter Abschnitt.

Dramatische oder handelnde Poesie.

Zweiter Theil.

Eintheilung der Gedichte nach ihrem Charakter.

Dritter Theil.

Eintheilung der Gedichte nach äußeren Merkmalen.

Die

Dichtkunst und ihre Gattungen.

Erster Theil.

Einleitung.

§ 1. Poesie.

1. Worin sie besteht.

Unter den Geisteskräften des Menschen sind Verstand, Gefühl, Wille und Phantasie diejenigen, auf deren Thätigkeit sich alles geistige Leben zurückführen läßt. Den Verstand beschäftigt vorzüglich die Wissenschaft, deren Aufgabe es ist, Wahrheiten zu begründen. Das Gefühl und den Willen nimmt die Religion vorzüglich in Anspruch, deren Aufgabe es ist, durch ihre Wahrheiten den Menschen zu läutern, indem sie Glauben und Tugend lehrt. Die Poesie aber, ein ebenso von der Wissenschaft als von der Religion verschiedenes geistiges Leben, bedarf, weil die Wirklichkeit nur selten poetisch ist, vor Allem der Phantasie, und will durch ihre Wahrheiten bewegen und ergreifen; ja, kaum kann man sagen, daß sie es will, aber ihrem erhöheten Leben gelingt es immer. Unter Poesie versteht man jedoch nicht bloß eine Dichtung oder ein Gedicht, wie man wohl zuweilen sagt: Herders Poesieen, Volkspoesieen, statt Herders Gedichte, Volksdichtungen; auch versteht man darunter nicht bloß die Dichtkunst, wie man wohl oft sagt: die Gattungen der Poesie, statt die Gattungen der Dichtkunst oder die Dichtungsarten; sondern Poesie ist die Thätigkeit der Phantasie. Phantasie aber ist die Fähigkeit des Geistes, sich etwas vorzustellen, was die Sinne nicht wahrnehmen, Gestalten zu erblicken, wo das Auge keine sieht, zu hören, wo das leibliche Ohr nichts vernimmt, Phantasie ist die Fähigkeit, von innen heraus das zu schaffen, was äußerlich nicht da ist. Wenn die Wirklichkeit durch die Sinne von außen nach innen hinein die Vorstellung von den Dingen bewirkt, so macht es also die Phantasie grade umgekehrt. Die Thätigkeit dieser Phantasie, diese Hervorzauberung äußerlich nicht vorhandener Dinge, ist von verschiedener Art. Sie ruft nämlich entweder mittels der Erinnerung etwas nur wieder zurück, was die Sinne früher schon einmal wahrgenommen haben, und heißt dann reproduzirende Phantasie; oder sie erfindet Verhältnisse, die gar nicht existiren und da waren, und heißt dann produzirende oder schaffende Phantasie, obgleich sie auch dann nur nachahmt. [Geltend macht sich die Poesie oft zur Unzeit, weil die Phantasie in allen Lebensgebieten Raum für ihre Thätigkeit findet; dann ist

sie von den praktischen Lebensverhältnissen zurückzuweisen. Denn wie selbst neben dem Beten das Arbeiten sein Recht hat, so wird auch die Phantasie mit ihrem Walten da zurückweichen müssen, wo die Nothwendigkeit, nicht die Schönheit des Lebens herrscht.] Ihre Gebilde werden phantastisch genannt, wenn sie sich nicht an die vernunftgemäße Wahrheit des Lebens und der Natur anschließen, sondern die Regellosigkeit und Willkür in ihnen herrscht. An jene Wahrheit aber müssen sie sich immer anschließen, wenn sie mehr, als uns bloß flüchtig unterhalten, wenn sie einen tieferen Eindruck in unserem Gemüthe zurücklassen wollen; denn erst aus der Vergleichung der Phantasie-Gebilde mit der Wirklichkeit und Wahrheit des Lebens und der Natur geht ihre Wirkung auf uns hervor. Man sagt in dieser Beziehung: sie müssen Wahrscheinlichkeit haben.

2. Was sie will.

Mit der Wahrheit also haben es Wissenschaft, Religion und Poesie zu thun, jede auf andere Weise: durch sie den Menschen bewegen, ergreifen, hinreißen, ist der erste und letzte Zweck der Poesie, alles Andere kann ihr nur Nebenabsicht sein. Das holde und gewaltige Spiel der Lebenskräfte anregen und dadurch das Leben selbst unwillkürlich verschönern oder auf seine Höhepunkte tragen, dies allein ist ihre Aufgabe. Sich an Menschenherzen anschmiegen, in die Seelen dringen, die schlummernden Stimmen einer edleren, höheren Natur im Gemüthe aufwecken und die Verwandtschaft des Menschen mit allem Hohen und Herrlichen, mit allem Schönen, Großen und Guten beweisen — nicht durch Gründe, sondern durch begeisterte Theilnahme daran, durch entflammte Liebe dafür, das will die wahre Poesie. Sie kann nicht schweigen, so wenig wie der lebenskräftige Kern im Schooße der Erde verborgen bleiben kann: sie ist eine Stimme Gottes, die sich nicht unterdrücken läßt; wo sie in ihrer Fülle da ist, da zeigt sie sich, da muß sie sich aussprechen, wie die Sonne Licht ausströmen muß, ohne Willen, aus Naturnothwendigkeit.

3. Wodurch sie ihr Ziel erreicht.

Bei einer solchen Aufgabe wird sich die Phantasie nie mit solchen Gegenständen befassen, welche nur den Verstand ansprechen und für die kluge Erwägung und Berechnung geschaffen sind, sondern sie wird vielmehr solche aufsuchen, die geeignet sind, auch anderer Menschen Phantasie zu ergreifen. Am sichersten ergreift aber das Ungewöhnliche; daher sind ungewöhnliche, großartige Thaten wahrscheinlich bei allen Völkern der erste Gegenstand der Poesie gewesen. Allein das Ungewöhnliche kann auch abstoßen, wenn es das Gefühl beleidigt; darum wendet sich die Poesie immer zum Schönen hin, zum Idealen. Dort findet sie, was sie sucht; denn zur Schönheit, sei es nun eine sinnliche oder übersinnliche, fühlt sich ein menschliches Gemüth zu allen Zeiten hingezogen, wie die Blumen zur Sonne! Für die Schönheit sind wir geboren, und die Summe alles Guten und Wahren ist immer wieder das Schöne; denn es kann nichts schön sein, was unwahr oder was böse ist. Man könnte daher auch sagen: Poesie ist die Wahrheit im Gewande der Schönheit. [Dieses Gewand besteht nicht bloß in schönen Worten, mit denen man eine Wahrheit ausspricht, sondern liegt wesentlich auch in dem Zusammenhange mehrerer Einzelnheiten, in der Zweckmäßigkeit der Anordnung derselben zu einem Ganzen. So kann auch in einem wissenschaftlichen Systeme, das Mancher trocken nennt, etwas

Schönes liegen, welches den Kenner begeisternd anregt. Auf allen Höhen des Lebens ist eben Poesie, also auch auf den Höhen der Wissenschaft.]

4. Wo sie zu finden ist.

Wie alles Geistesleben, so ist auch die Poesie ein Product äußerer Veranlassung und innerer Empfänglichkeit. Gäbe es keine Heldenthaten, keine gewaltigen Bewegungen im Menschenleben und in der Natur, so gäbe es auch keine Poesie; gäbe es aber jene Erscheinungen und es fehlte an der Empfänglichkeit des menschlichen Gemüthes dafür, welche erst die Phantasie zur Thätigkeit bewegt, so gäbe es ebenfalls keine Poesie. Ihre Quelle ist also einestheils die Geschichte mit ihren bedeutenden Charakteren und Thaten, das Leben des Einzelnen mit seinen Erfahrungen, die Natur mit ihrem schaffenden Walten; anderntheils aber die Erregbarkeit des innern Menschen. Poetisch ist Alles, was von außen an den Menschen herankommt, sobald es im Stande ist, ihn in eine gewisse Aufregung zu bringen, die man Begeisterung nennt, und poetisch ist der Mensch selbst, wenn ihn etwas begeistert.

Den Naturdichtern.

Titan und Zwerg, das Große wie das Kleine,
Ist Poesie, und Poesie im Halme,
Wie in des Orientes stolzer Palme,
Und Poesie noch in der Weisen Steine;

Und Poesie die Mück' im Sonnenscheine,
Und Poesie in eines Dampfschiffs Qualme,
Und Poesie auf einer Schweizeralme,
Und Poesie vor Allem auch im Weine.

Wo Euch des Himmels heil'ge Luft umweht,
Da rauscht die Poesie mit ihren Schwingen;
Sie fehlet nie, oft fehlt nur der Poet.
Wie Gott, ist sie zuletzt in allen Dingen.
[Doch wenn einmal ein Löwe vor Euch steht,
Sollt Ihr nicht das Insekt auf ihm besingen.]

G. Herwegh.

Der Grad der Begeisterung ist sehr verschieden, je nachdem die Gegenstände bedeutender oder unbedeutender sind, und je nachdem ein Mensch mehr oder weniger Empfänglichkeit für eine Vorstellung besitzt. Es kann daher dem Einen etwas poetisch erscheinen, was den Andern kalt und ruhig läßt. [Wohl in jedem Menschen ist wenigstens in den Tagen seiner schönen Jugendzeit Poesie, die ihm Welt und Leben verklärt:

Da lebte mir der Baum, die Rose,
Mir sang der Quellen Silberfall;
Da fühlte selbst das Seelenlose
Von meines Lebens Wiederhall.

Schiller.

Es laufen hierbei freilich viel Selbsttäuschungen unter, indem sich Viele schon deshalb für Dichter halten, weil sie in den Blüthejahren ihres Lebens poetisch angeregt sind. Allein nur in sehr Wenigen herrscht Naturkraft und Ideal so mächtig, daß sie, ungebeugt von den Forderungen des alltäglichen und conventionellen Lebens, dem Drange ihres Innern mit eben so viel Leidenschaft als Beharrlichkeit zu folgen sich gezwungen fühlen, sich dazu gezwungen fühlen, wenn auch die Seele darüber den Körper aufriebe, wie des Lichtes Flamme die Kerze verzehrt. (Vgl.: Der Reiter, v. Freiligrath. §. 32.)

So lang' wehr' dich und bleibe stumm,
Bis dich die Geister greifen
Und werfen dir die Schlinge um
Und dich gefangen schleifen.

Dann gieb dich drein und eher nicht,
Zu dichten und zu schreiben,
Und dann wird's aber ein Gedicht,
Und wird es ewig bleiben.

Wetzel.

Ist ein poetischer Mensch von einem jener begeisternden Eindrücke ergriffen, so ist kein Verlangen natürlicher, als diese Aufgeregtheit auszusprechen, sie darzustellen, damit auch Andere davon ergriffen werden; denn die Sehnsucht, durch Mittheilung Theilnahme zu erwecken, ist jedem unverdorbenen Herzen eigen, und wenn dürfte es sich ihr mit größerem Rechte überlassen, als wenn es poetisch bewegt ist? Das nächste Mittel dieser Mittheilung ist die Sprache, und so entsteht — der Sänger; er singt und sagt, weil er muß, weil seine Seele zu voll ist, um Alles in sich zu beherbergen. „Ich singe, wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet." In einer poetischen Darstellung ist das eigentlich Poetische oft nur ein Moment, eine einzige Situation; um diese aber wirksam und ergreifend darzustellen, muß der ganze Hergang geschildert werden, damit durch Theilnahme an ihrem Entstehen das Gemüth für den beabsichtigten Eindruck empfänglich und vorbereitet werde. Diese wohlüberlegte Darstellung ist Sache der Kunst, wovon später geredet werden soll; hier ist nur zu erwähnen, daß insbesondere in solchen Kunstwerken Poesie zu finden ist. Denn wenn allerdings nur ein mehr als gewöhnlich poetischer Sinn das wahrhaft poetische Moment aus den Erscheinungen der gewöhnlichen Wirklichkeit, ja oft mitten aus dem Alltäglichsten herauszufinden weiß, so hat doch fast jeder Mensch so viel jenes poetischen Sinnes von der Natur erhalten, daß er das Anregende oder Ergreifende aus einer kunstgemäßen Darstellung herauszufühlen vermag, die grade das, worauf es ankommt, hervorzuheben, und das, was irre leiten konnte, wegzulassen wußte. Wenn der Sänger vermöge seiner Phantasie selbst erfindet und erdichtet, was Andere poetisch anregt, oder wenn er auch nur wirklich Geschehenem eine solche Gestalt zu geben weiß, daß das poetische Moment daran recht heraustritt, so ist er ein Dichter.

5. Verschiedenheit ihres Charakters.

Die Poesie hat nicht immer denselben Charakter, sondern so mannigfach das Wesen der Schönheit ist — großartig, erhaben, rührend, naiv, anmuthig, edel, klar, ahnungsvoll — so verschiedenartig können auch die Gebilde der Poesie sein: erhaben oder lieblich, glänzend oder einfach, kräftig oder zart u. s. w. Auch im Kleinsten kann etwas Ansprechendes liegen und dann ist Poesie darin, wenn es auch nicht immer etwas mächtig Aufregendes und Begeisterndes ist. Man lese z. B.:

Distichon.

Blauer wurde dein Aug', als du zum Himmel es aufschlugst,
Denn zwei Himmel nun trugst du auf einmal darin.

W. Menzel.

An ein Kind.

Du bist wie eine Blume,
So hold und schön und rein;
Ich schau' dich an, und Wehmuth
Schleicht mir in's Herz hinein.

Mir ist, als ob ich die Hände
Auf's Haupt dir legen sollt',
Betend, daß Gott dich erhalte
So rein und schön und hold.

H. Heine.

Hans und Grete.

Sie.

Guckst du mir denn immer nach,
Wo du mich nur findest?
Nimm die Aeuglein doch in Acht,
Daß du nicht erblindest.

Er.

Guckteſt du nicht ſtets herum,
Würdeſt mich nicht ſehen.
Nimm dein Hälschen doch in Acht,
Wirſt dir's noch verdrehen.

Uhland.

Solche und ähnliche poetiſche Kleinigkeiten ſprechen darum an, weil ſie aus dem Leben herausgegriffen ſind, alſo Wahrheit enthalten, und weil ſie ſich durch eine gewiſſe Anmuth und Schönheit einſchmeicheln, ſo daß die Phantaſie ſich gern ein Bild nach ihnen entwirft.

6. Unzulänglichkeit aller Erklärungen.

Obgleich das bisher Geſagte einige Merkmale der Poeſie angiebt, ſo iſt es doch nicht hinreichend, ihr Weſen genügend zu erklären. Auch wäre dieſer Verſuch vergeblich, denn eine Erklärung ſucht immer das klarſte Verſtändniß hervorzubringen und wendet ſich alſo an den Verſtand; die Poeſie aber will gefühlt, innerlich erlebt und geahnet werden, ſie verſchwindet vor der Zergliederung durch den Verſtand, wie die Seele vor dem Meſſer des Anatomen. Man vergleiche daher, was Dichter in dieſer Beziehung über poetiſche Werke ſagen.

Recenſion.

Nur woran ſich Herzen laben,
Das allein iſt ein Gedicht;
Hier die kopfentſprung'nen Gaben
Gab die Muſe wahrlich nicht,
Gab nur der Verſtand allein;
Denn des echten Dichters Träume
Klingen ſüß, wie Dämmerſchein,
Und ſehn aus wie Aetherſchäume.

Robert.

Gedichte.

(Abgekürzt.)

Geht, wer denket denn Gedichte!
Sind ſie Euch nicht Traumgeſichte?
Sind ſie Euch nicht Melodieen,
Die mit Hall vorüberziehen?
Sind ſie nicht ein Bad von Wellen,
Die erquickend Euch umſchwellen?
Sind ſie nicht der Schwalbe Nippen,
Aetherſchlürfen, Wogenwippen?
Sind ſie nicht ein jauchzend Thronen
Himmelhoch in Luftballonen?
Sind ſie nicht die goldne Schaale,
Uns gereicht vom Göttermahle,
Uns gegönnt zu ew'ger Jugend?

Guido v. Meyer.

Kunſt.

Bilde, Künſtler! rede nicht!
Nur ein Hauch ſei dein Gedicht.

Goethe.

7. Wahrheit der Poeſie.

Man unterſcheidet 1) ſinnliche, und 2) überſinnliche Wahrheit. Unter der erſteren verſteht man das Vorhandenſein und Geſchehenſein der Dinge und Begebenheiten, alſo immer eine Wirklichkeit, wonach Etwas, was in's Reich der Sinnenwelt gehört, ſich ſo und nicht anders verhält oder zugetragen hat, z. B. daß der Menſch im Alter ſeine Kräfte verliert, daß Napoleon von ſeiner Höhe herabgeſtürzt worden iſt, daß der Lenz die Blüthen und den Geſang der Vögel bringt, daß der Schnee blendend weiß iſt, u. ſ. w., ſind ſinnliche Wahrheiten. Unter der überſinnlichen verſteht man etwas Unſichtbares, was nur dem innern Menſchen angehört, wie Liebe, Großmuth, Treue, oder auch beſtimmter ausgedrückte Ideen, z. B. das Gute behält früher oder ſpäter doch den Sieg, oder: wahres Glück kann nur aus dem eignen Herzen kommen, u. dergl. — Wenn die Phantaſie Perſonen, Gegenden, Begebenheiten erfindet, ſo gehören dieſe in das Gebiet der ſinnlichen Wahrheiten; ſie werden aber nicht immer um ihrer ſelbſt willen erfun-

den und von dem Poeten benutzt, sondern sollen oft nur als Mittel dienen, um übersinnliche Wahrheiten auszudrücken, denn es können Ideen (übersinnliche Wahrheiten) vom Künstler überhaupt nicht anders, als durch eine Reihe sinnlicher Wahrheiten dargestellt werden. Der Maler malt z. B. eine Mutter, welche einen Wolf erschlägt, der soeben ihr Kind ergreifen will, und macht dadurch die Idee anschaulich: Mutterliebe besiegt die Furcht; oder es stellt ein Dichter die Gewissensangst Cromwells dar und bringt dadurch die Idee zur Erscheinung, daß das Unrecht auch auf dem Throne seine Vergeltung findet. Zuweilen ist eine so dargestellte Idee auch wohl unrichtig und drängt sich mit Unrecht in die Reihe übersinnlicher Wahrheiten ein; es ist z. B. keine Lebenswahrheit in der Idee, welche Adolf Müllner in seiner Albaneserin darstellt, daß der Mensch in Augenblicken höchster Bedrängniß unsichtbare dämonische Mächte an sein Wort binden und durch sie das Schicksal eines Andern voraus ordnen und bestimmen könne. — Die Wahrheit einer Idee hängt davon ab, daß sie mit der Vorsehung, mit unsern Begriffen von Gott, von dem ja alle Wahrheiten ausgehen, mit der Vernunft im Einklang stehe; die Wahrheit einer Darstellung aus der Sinnenwelt aber besteht nicht darin, daß sie auch in der Wirklichkeit genau so da war oder so da ist, sondern ihre Wahrscheinlichkeit, d. h. ihre in den Gesetzen der Natur und des Lebens begründete Möglichkeit bestätigt ihre poetische Wahrheit. Es ist z. B. gleichgiltig, ob jemals wirklich ein Laokoon gelebt habe, der die Schlangen so von sich und seinen Söhnen abgewehrt hat; genug, daß es möglich ist und daß er es dann so gethan haben könnte und eine solche Geberde angenommen haben würde, als ihm der Künstler in jener Statue gegeben hat.

8. Schlußbetrachtung.

Da Gott der Urquell alles Lebens und damit aller Schönheit ist, so ist er es auch, der die Poesie reichlich über seine schöne Welt und in das fühlende Menschenherz ausgegossen hat und der sie uns im Walten des Schicksals ahnen läßt, so daß überall da Poesie zu finden ist, wo seine Hand sichtbar wird. Die Wissenschaft, die Religion und die Poesie haben ein und dasselbe Ziel, die Wahrheit, ohne die sie in Nichts versinken; und da sie sich nur auf verschiedene Weise mit ihr beschäftigen, so fallen sie in ihren Höhepunkten auch in Eins zusammen: alle drei vereinigen sich in Gott, der selbst die höchste Wahrheit ist, und unterstützen sich auch gegenseitig zu seiner Verherrlichung. Von echter Wissenschaft und Poesie (Kunst) ist also niemals etwas für die Religion zu fürchten, wenn wahres Gottsuchen in dieser Religion ist; denn Engel Gottes fechten sich nicht an, und Wahrheiten kann man wohl solche Engel nennen, Himmelsboten, die ihren Meister verherrlichen wollen. Die Menschen aber vermögen nur allzu oft leider bloß eine enge Welt in ihrer Seele zu beherbergen und haben dann mit der Wahrheit, so weit sie dieselbe erkannt haben, gleichsam abgeschlossen. Dann ist es nicht zu verwundern, wenn sie durch das, was wahre Fortschritte der geistigen Schöpfung zu nennen sind, ihre kleine Welt gefährdet sehen und die neue Wahrheit verfolgen, statt sie erkennen. (Vergl. im zweiten Theil: Vom Pythagoräischen Lehrsatze. § 53.) Sie könnten wenigstens ruhiger dabei zu Werke gehen; denn was fälschlich als Wahrheit sich brüstet, alt oder neu, das fällt sicher mit der Zeit ab, weil ihm die innere Lebenskraft fehlt, die allein der echten Wahrheit gegeben ist, während umgekehrt jede echte Wahrheit, werde sie von

der Religion, von der Wissenschaft oder von der Poesie behandelt, unvertilgbar ist und selbst begraben wieder aufersteht! [Schon das alte Wort eines heidnischen Dichters: „Es ist ein Gott in uns Dichtern; wenn der uns anregt, dann entbrennen wir“ (Est Deus in nobis; agitante calescimus illo) deutet auf eine Offenbarung hin, welche den Dichter reden läßt wie einen Propheten, und welche eine Verwandtschaft zwischen Poesie und Religion ahnen läßt. So fragt ein Dichter (Herwegh), ob es des Dichters würdig sei, hinter seiner Zeit herzugehen, ob er ihr nicht voran gehen solle? und sagt dann: „Ich stimme für Prophet.“ Und ein andermal:

Der Dichter aber denkt man nicht, der stillen —
Und doch nur sie versteh'n der Gottheit Willen.

Schon 1799 läßt Hölderlin mit prophetisch ahnender Seele Griechenland sich gegen seine Unterdrücker erheben, ehe noch ein Freiheitskampf dieses Volkes möglich schien (siehe seinen Roman: Hyperion).

Wetzel sagt: An Klopstock.

Was dein Lied weissagend gesungen,
Ist überschwänglich erfüllt.

In einem Gedichte von Kopisch heißt es:

Zuweilen erfüllen Könige, was ahnend ein Dichter spricht.

Folgende Worte Schillers haben etwas Gläubiges, also Religiöses:

Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Wort gehalten wird in jenen Räumen
Jedem schönen, gläubigen Gefühl.
Wage du zu irren und zu träumen!
Hoher Sinn liegt oft im kindischen Spiel.

Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leih'n kein Pfand!]

§ 2. Dichtkunst.

Thätigkeit der Phantasie, auf dem Gebiete des Schönen (in und außer dem Menschen) und auf dem Grunde der Wahrheit lebendig das Gemüth ergreifend, das ist Poesie. Giebt ein Mensch dem erhöheten Leben seines Innern, der Poesie, die er in sich fühlt und die durch einen äußeren Gegenstand oder durch ein Ereigniß hervorgerufen worden ist, einen Ausdruck: so entsteht irgend eine Kunst, und der poetisch erregte, der begeisterte Mensch wird durch diese Mittheilung ein Künstler, sei es ein Maler, Bildhauer, Komponist, Baumeister, Dichter u. s. w.; denn Poesie ist die Seele aller schönen Künste, und der Maler ist ein Dichter in Farben, der plastische Künstler in Metall und Steinen, der Komponist in Tönen. Zu diesem Ausdrucke, dieser Versinnlichung der inneren Gebilde der Poesie, bedient sich der Künstler eines Materials: der Farben, Steine, Töne. Ist dieses Material oder Mittel die Sprache, so heißt der in ihr schaffende Künstler im engeren Sinne ein Dichter, und so versteht man denn, ebenfalls im engeren Sinne, unter Poesie oft bloß die Dichtkunst. — Während Poesie sich fast in allen Menschen regt, so erscheint sie doch nur in Wenigen als Kunst, indem sie nicht von Allen geäußert und in bestimmten Formen kund gegeben wird, denn dazu ist ein besonderes Studium erforderlich. Wie jene leichte Erregbarkeit des Gemüthes, die die Phantasie zur Thätigkeit reizt, also wie die Poesie etwas Angeborenes ist, was sich Niemand selbst ertheilen kann: so ist auch die Dichtkunst, als der Ausdruck der Poesie durch die Sprache, nicht etwas, was Jemand erlernen könnte, sondern sie geht allein aus jener poetischen, von Gott gegebenen Geisteskraft hervor, die sich der Sprache nur als eines Mit-

tels bedient. Dieses Mittel kann man studiren, aber den belebenden Geist nicht, der es erst zur Dichtkunst beseelen muß. Sprachgewandtheit macht noch nicht den Dichter, sagt Schiller:

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein?

Die Sprache der Poesie.

I. In der ungebundenen Rede.

Da auch die Wissenschaft und das gesellige Leben sich der Sprache bedient, so unterscheidet man für diese die Sprache der Prosa, für die Dichtkunst die Sprache der Poesie. Die Sprache der Prosa, oft kurzweg bloß Prosa genannt, erscheint nur in ungebundener Rede, die poetische Sprache aber in gebundener; wenn jedoch auch die Poesie zuweilen in ungebundener Rede auftritt, so unterscheidet sich dieselbe dadurch von der Prosa, daß sie nach Schönheit strebt, während jene nur dem Gesetze des klaren Verstandes gehorcht und nur deutlich sein will. Man spricht deshalb von einer reinen und einer poetischen Prosa. Es ist z. B. poetische Prosa, wenn es heißt: „Und war nicht jeder Stern des Himmels, jeder Baum der Gegend, jeder Fels des Gebirges eine Erinnerungstafel der früheren Zeit? und stand nicht auf dieser Tafel die Geschichte unschuldiger Kinderjahre, die das Herz mehr labt und erquickt, als aller Ruhm, der auf Mausoleen und Obelisken funkelt?“ Fr. Jacobs. — „Lüftchen flogen herbei, sogen die Laute in sich, schwammen bebend damit weiter und ruhten nur auf gebognen Blüthen aus.“ Jean Paul.

In solcher Prosa ist Phantasie, die durch Bilder, Anspielungen und Vergleiche zur Deutlichkeit noch die Schönheit hinzugefügt, was allerdings leicht übertrieben und schwülstig werden kann. Die Schönheit der Prosa liegt aber, außer solchem Bilderschmucke der Phantasie und solchen gedankenweckenden Anspielungen, auch im Wohlklange, im Periodenbau, selbst in der treffenden Wahl der Worte, selbst in einer eigenthümlichen Stellung derselben: „Ihr Lüfte, die ihr mich genährt in zarter Kindheit, und ihr dunkeln Lorbeerwälder, und ihr Uferfelsen, und ihr majestätischen Gewässer, die ihr Großes ahnen meinen Geist gelehrt, und ach, ihr Trauerbilder, heilige Mauern, womit die Heldenstädte sich umgürtet, und ihr alten Thore, die manch schöner Wanderer durchzog, ihr Tempelsäulen und du Schutt der Götter — scheidet, scheidet nicht aus mir!“ Hölderlin. [Man hat die poetische Prosa auch Streckverse genannt. (Jean Paul; W. Menzel: Deutsche Streckverse, 1823.)] Ist aber der Gedanke oder das ausgesprochene Gefühl poetisch, so mag die Sprache immerhin ganz einfache und schmucklose (reine) Prosa sein, sie wird doch durch ihren Inhalt zum Herzen sprechen und die Phantasie anregen, nicht bloß auf den Verstand wirken. Dies ist ein sicherer Beweis, daß das Wesen der Poesie nicht in dem Aeußeren der Sprache liegt.

Parentation über Anselmo.

Gehalten am ersten Weihnachtstage.

NB. Nicht in der Kirche, sondern nur im Zimmer neben dem offenen Sarge, und war Niemand da, als Andres.

Andres (Andreas)! hier liegt er! Aber er hört und sieht uns nicht mehr. Anselmo ist todt, unser lieber Anselmo! Wie ist dir zu Muth, Andres?

Er pflegte, wie du weißt, die Welt 'n Krankenhospital zu nennen, darin die Menschen bis zu ihrer Genesung verpflegt werden. Er ist nun genesen und hat seinen Hospitalkittel

ausgezogen. Und wir stehen neben dem Kittel und haben ihn nicht mehr und finden so einen Anselmo nicht wieder.

Wie ist dir zu Muthe, Andres?

Er war so fromm und geduldig, und die Engel haben seine Seele gewiß gerade in Abrahams Schooß getragen.

Sieh' her! Er sieht noch aus, als da er lebte; nur hat ihn der Tod blaß gemacht. Der Tod macht blaß, Andres.

Hast du wohl eher eine Leiche in voller Verwesung gesehen?

So lange noch die Gestalt da ist, dünkt's einen, als wäre der Freund noch nicht ganz verloren. Er wohnt zwar jenseit des Wassers, daß wir nicht zu ihm können; doch wohnt er noch da, und wir können doch seinen Schornstein rauchen sehn. Aber auch das darf nicht so bleiben, das hat Gott so geordnet. Anselmo muß ganz weg aus unsern Augen, muß Asche und Staub werden.

Ich bin so betrübt, Andres! Wollte dich gerne trösten, aber ich kann nicht. Lehne dich an die Wand oder in die Ecke und weine dich satt; ich will mich hier hinsetzen und 'n Kopf wider den Sarg stützen. — — — Es ist doch Alles eitel und vergänglich; Sorge, Furcht, Hoffnung und zuletzt der Tod! — — Die Zeit wird kommen, Andres, wo sie uns auch in Leinen wickeln und in einen Sarg legen. Laß uns thun, lieber Junge, was wir dann gerne möchten gethan haben, und unser Vertrauen auf Gott setzen!

— Und nun Abschied nehmen, Andres. Wir können ihm doch nichts mehr helfen.

Ich habe hier einen Blumenstrauß, den will ich ihm noch in den Sarg legen; schenk' du ihm dein kleines Silberkreuz und leg's ihm auf die Brust. Und dann wollen wir beide hintreten und ihn zu guter Letzt noch einmal ansehen.

Anselmo! Lieber Anselmo! Mit deinen blassen gefaltenen Händen, schlafe wohl! Gott sei mit dir!! O du lieber Herzens-Anselmo!!! Gott sei mit dir!!!

— Wir werden uns wieder sehen. — Und komm', Andres, und gutes Muths! Mußt nun recht gutes Muths sein. Unser Herr Christus ist auch heute geboren.

Claudius.

(Aus Hippels Lebensläufen, Beilage A.)

Schmetterling, Schmetterling, setz' dich! — Sieh den Sperling, der auf dich lauert und seinen Schnabel wetzet, um dich als einen Braten zu essen, und Salat von dem Blättchen, wo du sitzest, dazu zu picken. Schmetterling, Schmetterling, setz' dich! Ich will dir nicht einen Flügel ausreißen, oder einen Fuß, oder dich ängstigen, Närrchen! Nein! Du bist klein, wie ich. Görg, mein größerer Bruder, fängt sich größere Vögel, und er geht nicht mit ihnen um, wie ich mit dir umgehen werde. — Weißt du, was ich will? Ich will dir ein wenig zusehen, schönes Jüngferchen, nicht lange. — Ich weiß, du lebst nur kurz, armes Vögelchen! künftigen Sommer bist du nicht mehr, und ich bin schon sieben Sommer alt. — Ich will dich nicht vom Leben aufhalten, armes Vögelchen, aber besehen will ich dich, dein niedliches Köpfchen, und dein schlankes Leibchen, und deine Spitzenflügelchen, das will ich besehen, und damit du keine Zeit verlierst, werd' ich dir ein Blättchen vorhalten, damit du während der Zeit essen kannst. Schmetterling, Schmetterling, setz' dich! —

II. In der gebundenen Rede.

Gebunden nennt man die Sprache, wenn sie sich nach solchen Regeln des **Wohllauts** richtet, welche in der Prosa nicht zur Anwendung kommen. Der Wohllaut erzeugt dann die — wir möchten sagen **äußerliche** poetische Sprache, welche nicht vom Geiste allein erkannt wird, sondern für das Ohr da ist, und für das Auge, sobald sie niedergeschrieben wird. In dem Genius der Sprachen selbst liegt das Gesetz für solche Wohllauts-Regeln.

A. In der **deutschen Sprache** hat seit uralten Zeiten eine regelmäßig wieder-

kehrende Anzahl betonter Sylben (Hebungen), zwischen denen beliebig viel unbetonte Senkungen sich einfanden, für das Gesetz des Wohllautes gegolten; es gesellte sich aber dazu der Reim, der zwei Zeilen mit einander verband. Anfangs war der Reim nicht so vollkommen, wie heut, sondern er bestand nur in der Wiederkehr gleicher Anfangsbuchstaben (Alliteration). Die ältesten Gedichte haben kurze Zeilen mit zwei Hebungen; paarweise sind die Zeilen durch Alliteration in der Art verbunden, daß derselbe Anfangsbuchstabe, der in einer Zeile zweimal da war, in der folgenden Zeile zum Drittenmale wiederkehrt (vgl. Bd. 2. S. 4), z. B.

Friede dir, freudiger
Frost der Nacht!
Blinkende, blanke
Blume des Schnee's!
Ströme nur, Sturm,
Streng und kalt
Mit herbem Hauche
Das Haar mir streifend.
Mag auch des Maien
Weiche Milde,
Und lispelnde Lüfte,
Lind und schlaff,
Und all der Auen
Athmender Duft
Der Sinne Sehnen
Sättigen immer?
~~Höheres heischet~~
Des Herzens Gelüst:
Will auch der Wonne
Wechsel sehn!

(Aus: Lob des Nordens, v. Lappe.)

Später erst reimten sich in längeren Zeilen mit vier Hebungen die Endsylben (vgl. Bd. 2. S. 10).

Als noch verkannt und sehr gering
Unser Herr auf der Erde ging
Und viele Jünger sich zu ihm fanden,
Die sehr selten sein Wort verstanden,
Liebt' er es gar über die Maßen,
Seinen Hof zu halten auf der Straßen,
Weil unter des Himmels Angesicht
Man immer besser und freier spricht.
Er ließ sie da die höchsten Lehren
Aus seinenr heiligen Munde hören;
Besonders durch Gleichniss' und Exempel
Macht' er einen jeden Markt zum Tempel.

Goethe.

Das erste Buch, worin dieser eigentliche Reim erscheint, ist die Evangelienharmonie von Ottfried um 870, doch reimt sich auch hier oft nur ein Vokal auf den andern, während die Konsonanten nicht übereinstimmen (Assonanz; ein Beispiel derselben siehe bei den spanischen Romanzen § 42). Noch später (etwa seit 1170) finden wir Zeilen mit sechs Hebungen, welche in der Mitte einen Ruhepunkt haben (Cäsur) und paarweise durch den Reim verbunden sind. Nach der Hauptdichtung, worin man diesen Vers findet, nennt man ihn den Nibelungenvers, und wenn vier derselben in einem Gedichte immer ein zusammengehöriges kleines Ganzes ausmachen, so nennt man dies Letztere die Nibelungenstrophe (Bd. 2. S. 57 f.).

Abdallah liegt behaglich | am Quell der Wüste und ruht;
Es weiden um ihn die Kameele, | die achtzig, sein ganzes Gut.
Er hat mit Kaufmannswaaren | Balsora glücklich erreicht,
Bagdad zurück zu gewinnen | wird ledig die Reise ihm leicht.

Chamisso.

Nur selten bezeichnet man heut noch die Zusammengehörigkeit der vier Verse zu einer Strophe auch äußerlich durch eine siebente Hebung, welche man der vierten Zeile hinzuthut, deren Cäsur nach der vierten Hebung eintritt:

(Zur Thronbesteigung.)

Die Dichtung tritt Dir nahe, | Dein Leben wird Gedicht!
Zuweilen erfüllen Könige, | was ahnend ein Dichter spricht;
Beiden schwebt ja Schönheit | auf strahlender Bahn voran:
Der hascht sie im Traume, — im Wachen erreicht sie | der Könige Siegesgespann.

Koptisch.

Während in dieser Versart die Senkungen nach dem Gefühle des Dichters sparsamer oder zahlreicher zwischen den Hebungen eintraten und in dieser Freiheit dem Verse eine große Elastizität gaben, vermöge deren er ein treues Abbild der mannigfachsten Gemüthsstimmungen wurde, führte Martin Opitz (1597—1639) den Alexandriner, d. h. den nach französischem Geschmacke geregelten Nibelungenvers ein, welcher neben einer Hebung nur eine einzige Senkung erlaubt, auch die Cäsur stets gleich nach der dritten Hebung bringt (männliche Cäsur) und in dieser Gestalt etwas Einförmiges besitzt. (Ueber seinen Namen vgl. Bd. 2. S. 138.)

Durch dich bleibt jeder Theil, | durch dich besteht das Ganze;
Du bist im Engel groß | und groß in jeder Pflanze.
Nichts ist, nichts lebt, nichts denkt, | es denkt, es lebt und ist
Durch dich, der du sein Gott | und sein Erhalter bist.

Anmerk. Im Französischen fällt das Klappern dieser Verse nicht auf, weil der Franzose die Sylben zählt, nicht sie nach der Betonung liest. Heinrich Brockes brachte dadurch Abwechselung hervor, daß er kürzere Verszeilen einstreute. Dasselbe thut auch Freiligrath, der den Alexandrinern auch noch dadurch mehr Fließendes giebt, daß er den Gedanken nicht mit der Zeile abschließt. — Gedichte wie Rückerts Weisheit des Brahmanen vertragen den Alexandriner darum gut, weil sie nicht ein fortlaufendes Ganzes sind, sondern aus Bruchstücken bestehen.

Neben diesen besonders in größeren Dichtungen gebräuchlichen Versen hat man durch verschiedene Reimarten, durch künstlichere Reimverschlingungen und durch Abwechselung von kurzen und langen Zeilen noch sehr mannigfaltige Strophen gebildet, deren man sich zu Liedern bediente. Besonders aber sind durch Brechung einer langen Zeile in zwei kurze Zeilen (man schob einen Reim ein, vgl. § 73) neue Versmaaße entstanden.

1) Die verschiedenen Arten der Reime sind:

der männliche, wenn nur eine einzige Sylbe der anderen gleich klingt, z. B.

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Doch furchtbar ist die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur,
Die freie Tochter der Natur.

(Aus Schillers Glocke.)

der weibliche, wenn sich zwei Sylben auf einander reimen, z. B.

Ach, vielleicht indem wir hoffen,
Hat uns Unheil schon betroffen.

der gleitende, wenn sich drei Sylben auf einander reimen.

Im Drachenblut er badete,
Kein Waffen ihm nun schadete.

Zuweilen wird er zum Doppelreim, wenn statt der Sylben sich Worte reimen, z. B.

Da war ihr Muth dem Sinken nah,
Als Einer einen Finken sah,
Der auf dem Aste saß in Ruh
Und pfiff sein Lied und fraß dazu.

Görres.

Fühlst du, Ruhe sei nicht gut, so wandle!
Treibt dich edler Sinn und Muth, so handle!
Drückt ein Leid dich heimlich still, so trage!
Wenn das Glück nicht blühen will, so wage!

Ränny.

(Vgl. von Sallet: Wellentraum.)

2) Die Stellung des Reimes ist zwar gewöhnlich am Ende der Zeile: Schlußreim; doch giebt es auch Anfangsreime und Binnen- oder Mittelreime, z. B.

Leben wollen sie, wie die Herrn,
Geben wollen sie niemals gern.

Du kannst Kränze schlingen, singen,
Schnitzen, spitzen Pfeile süß;
Ich kann ringen, klingen, schwingen
Schlank und blank den Jägerspieß.

Cl. Brentano.

Gespreitet einreitet der Meister vom Stall,
Herr Saus;
Gerüstet sich brüstet der Feldmarschall,
Herr Braus;
Es deckt und beleckt als Truchseß das Mahl
Herr Schmaus;
Der Herr Saus und Herr Braus und Herr Schmaus,
Sie verwalten das fürstliche Haus.

Maré.

(Vergl. von Goethe: Hochzeitlied; v. Sternau: Chor der Nymphen im Bade.)

Kettenreim nennt man ihn, wenn der Schluß der einen und die Mitte der andern Zeile gleich klingen, z. B.

Ich trinke Frühlingsluft in langen Zügen;
Zum Himmel fliegen möcht' ich in die Räume
Der schönen Träume, wo die Götter thronen!

3) In Beziehung auf die Reimfolge der Schlußreime giebt es:

gepaarte Reime: aa bb cc ꝛc.;
gekreuzte Reime: ab ab cd cd, oder abcd abcd ꝛc., oder abc abc ꝛc.;
umarmende Reime: abba ꝛc.;
Schlagreime: aaaa ꝛc., z. B.

Der hatte wohl auch seinen Text studiret,
Und Gottes Wort, wie sich gebühret,
Bald griechisch, bald hebräisch angeführet,
Die Kirchenväter oft zitiret,
Die Ketzer weidlich ausschändiret,
Und stets so fein schematisiret,
Daß er der Bauern Herz gerühret.

Gellert.

Spielereien mit Reichthum in Reimen siehe bei Rückert vielfach, z. B. Ges. Gedichte Bd. 4. S. 55 f.

B. Seitdem Opitz klassische Gelehrsamkeit in die deutsche Dichtkunst eingeführt und man die mit Hebungen anfangenden Verse trochäische und daktylische, die mit Senkungen anfangenden aber jambische und anapästische genannt hatte, fing man an, nach griechischem und lateinischem Sprachgesetze die Sylben zu messen und sie lang oder kurz zu nennen. Durch Klopstock (1724—1803) wurde die Bahn zur Nachahmung der klassischen Versmaaße vollends gebrochen, und so sehr sich der Genius der Sprache auch gegen die Einzwängung in diese fremdartigen Formen sträubte und keine klaren Gesetze für Länge und Kürze der Sylben finden ließ, so wurde dennoch seit Klopstock der Wohllaut der gebundenen Sprache nicht mehr bloß im deutschen Reime, sondern auch in antiker Sylbenmessung gefunden. Dadurch wird es nöthig, auch die bekanntesten antiken Versmaaße namhaft zu machen, wobei jedoch nicht zu vergessen ist, daß eine deutsche Hebung gewöhnlich einer langen, die Senkung aber einer kurzen Sylbe gleich geachtet wird. Man nennt den Takt der Sylben, in welchem man die Worte fortschreiten läßt, Rhythmus; rhythmische Gedichte sind also immer in antiker Form der Griechen und Römer. Ein ein-

ziger solcher Takt heißt **Versfuß**, und die bekanntesten derselben heißen:

– ⏑	**Trochäus.**	
⏑ –	**Jambus.**	
– –	**Spondeus.**	
⏑ ⏑	Pyrrhichius.	
– ⏑ ⏑	**Dactylus.**	
⏑ ⏑ –	**Anapäst.**	
– – –	Molossus.	
⏑ ⏑ ⏑	Tribrachys.	
⏑ – ⏑	Amphibrachys.	
– ⏑ –	Kretikus.	
⏑ – –	Bachius.	
– – ⏑	Antibachius.	
– ⏑ ⏑ –	**Choriambus.**	
⏑ – – ⏑	Antispast.	
– – ⏑ ⏑	sinkender	Jonikus.
⏑ ⏑ – –	steigender	
⏑ – – –	erster	Epitrit.
– ⏑ – –	zweiter	
– – ⏑ –	dritter	
– – – ⏑	vierter	
– ⏑ ⏑ ⏑	erster	Päon.
⏑ – ⏑ ⏑	zweiter	
⏑ ⏑ – ⏑	dritter	
⏑ ⏑ ⏑ –	vierter	

Die verschiedenartige Zusammenstellung solcher Versfüße und die **regelmäßige Wiederkehr** derselben bildet ein **Metrum** oder Versmaaß. Einige derselben haben von der Anzahl ihrer Versfüße, oder von ihrem Erfinder besondere Namen bekommen, z. B.:

1) der **Tetrameter**, d. h. der vier Doppeljamben mißt; in der Mitte hat er eine Cäsur, d. h. ein Wort ist da zu Ende. Den Reim hat dieser Vers erst bei den Deutschen bekommen, z. B.

Dummheit.

Wer nur der **Weisheit** nachgespürt, | den
 halt' ich noch für keinen Mann;
Doch wer die **Dummheit** ausstudirt, | den
 seh' ich für was Rechtes an.
Der Weisen Thun erräth man leicht: | man
 sieht da noch wann, wie, warum?
Bei Dummen kuckt man sich umsonst | nach
 allen diesen Sachen um.
Der Dummen Weg ist wunderbar: | niemals
 erkennet man den Grund,
Und fänd' ihn Einer richtig aus, | so thät er
 aller Funde Fund.
Die Dummheit ist die größte Macht, | sie
 führt der Heere stärkstes an;
Ich glaube, daß sie nie ein Held | bekämpfen
 und besiegen kann.

Kopisch.

Manchmal wird die letzte lange Sylbe weggelassen, manchmal sogar der ganze letzte Jambus:

Kotzebue.

In Versen schrieb er selten zwar, | doch konnt'
 euch das nicht stören;
Ihr seid ja Menschen, wollt ihr denn | der
 Götter Sprache hören?
Er sprach wie ihr, das war euch recht; | er
 nahm, um euch zu schonen,
Aus eurem eignen Kreise sich | die fadesten
 Personen.

v. Platen.

Den Sohn im Arm, Maria lag | auf Knieen
 am Altar
Und dankt' und bracht' ihr arm Geschenk, | ein
 Turteltaubenpaar,
Und brachte mehr, als alle Welt: | Gott ihren
 Liebling dar.

Herder.

Der Tetrameter kann jedoch ebenso gut trochäisch, als jambisch sein, wie es in den spanischen Romanzen der Fall ist. Vgl. § 73.

(Aus: Sieg der Freiheit.)

Ein Despote ist der Winter, gar ein arger 1
 Obskurant,
Denn in seine langen Nächte hüllt er ewig
 gern das Land;

Winter ist ein arger Zwingherr; in den eisigen Fesseln fest
Hält des Lebens freiheitlust'ge, frische Quellen er gepreßt.

2 Sieh, im Lager überrumpelt hat den trägen Alten schnell
Jetzt mit seinem ganzen Heere Lenz, der fröhliche Rebell!
Sonnenstrahlen seine Schwerter, grüne Halme seine Speer'!
O wie ragen und wie blitzen Speer' und Schwerter ringsumher!

3 Seine Trommler und Trompeter das sind Fink' und Nachtigall,
Seine Marsellaise pfeifen Lerchen hoch mit lautem Schall,
Bomben sind die Blumenknospen, Kugel ist der Morgenthau!
Wie die Bomben und die Kugeln fliegen über Feld und Au!

4 Und den Farbelosen, denen die drei Farben schon zu viel,
Zeigt er keck des Regenbogens ganzes, buntes Farbenspiel!
Als Kokarden junger Freiheit hat er Blüthen ausgesät,
Ha, wie rings das Land voll bunter, farbiger Kokarden steht!

5 Rundum hat die Städt' und Dörfer der Rebell in Brand gesetzt:
Ja, im goldnen Sonnenbrande glänzen hell und blank sie jetzt!
Drüber flatternd hoch sein Banner ätherblau und leuchtend weht,
Drin als Schild ein Rosenwölkchen mit der Inschrift: Freiheit! steht.

6 Hei! der Winter ist geschlagen! und mit seinem Fesselband,
Seinem Froste, seinen Nächten, flieht er fort nun aus dem Land!
Frei und fröhlich zieht statt seiner rasch der junge Sieger ein
Mit Gesang und grünen Kränzen, Blüthenscherz und Sonnenschein!

Anast. Grün.

2) der **Trimeter** oder Senarius, d. h. der drei Doppeljamben mißt, ohne feste Cäsur; dem Alexandriner ähnlich:

◡ – ◡ – ◡ – ◡ – ◡ – ◡ –

Entzückt stand Frithiof, auf sein Schwert gelehnt, und sah
Dem Reigen zu, und Kindesbilder drängten sich
Vor seinem Blick, ein muntres Volk, unschuldig froh,
Mit himmelblauen Augen und die heitre Stirn
Vom Goldgelock umflossen; alle winkten sie
Ein herzlich Grüßen zu dem alten Jugendfreund.
Und das Gefühl des Hasses und der Rache schmolz
Dahin, wie Eises Panzer von der Klippe schmilzt
Beim Frühlings-Sonnenschein; ein Meer des Friedens goß,
Ein still Entzücken mild sich durch die Heldenbrust.
Ihm war, als ob die Herzensschläge der Natur
Er fühlen könn' an seinem Herzen, froh gerührt
Den Erdkreis brüderlich umfassen und versöhnt
Mit allen Wesen stehn vor Gottes Angesicht.

(Aus der Frithiofsage.)

3) der **Hexameter**, d. h. der sechs Füße mißt, welche daktylisch oder spondeisch sind; im dritten Fuße ist eine Cäsur; der fünfte Fuß darf nur ausnahmsweise ein Spondeus sein, der sechste ist immer ein solcher oder ein Trochäus:

–◡◡ –◡◡ –|◡◡ –◡◡ –◡◡ –◡

Durch die Freiheit, statt einer langen zwei kurze Sylben folgen zu lassen, ist der Hexameter dem Nibelungsverse verwandt, großer Verschiedenheit fähig, und ist auch, wie dieser, zu großartigen Erzählungen verwendet worden. Besser hat man beide Versarten nie vergleichsweise neben einander gestellt, als in dem folgenden

Wettstreitgesang des Hexameters und der Nibelunge um die Verdeutschung Homers.

Von G. Butziger.

Der Hexameter.

Hüte dich, kecker Gesell, mit dem jäh anwollenden Füßlein,
Wenn du des riesigen Bergs steil ragender Stirn zuwandelst,
Wenn du homerische Höhn aufsteigst, nein auskreuchst, auskeuchst,
Daß nur der Schwindel dir nicht dein lorbeerträumendes Köpfchen
Wirbelnd erpackt urplötzlich und reißender Kraft in des Abgrunds
Tiefen zerschellt; dann schwebt den wäßriger Geist auf dem Wasser.
Traun! du gemahnst mich stets, wie gejocht vor den Schlitten ein Klepper,
Welcher am Halse bepuzt mit des Endreims Schellengeklingel
Matt auf dem Schneefeld trabt in der Dichtkunst traurigem Winter;
Während Hexameters Hengst, Erichthonius Stuten im Lauf, gleich.
Weder die Welle berührt, noch den Huf näßt, braust er dem Meer ob,
Weder die Blume zertritt, noch den Halm krümmt, sprengt er wie Sturm weg
Ueber hellenische Flur in der Dichkunst lachenden Frühling.
Staunst du dem Vollwortgang und der Verse melodischem Prachtbau?
Willst du noch buhlen mit mir, mit dem nimmer erlahmenden Sechsfuß?
Willst du noch stoßen vom Thron mich uralt heiligen König?
Wer bist du? wie nennt dich das Volk? Mich nennen die Völker.

Die Nibelunge.

Ich bin die Nibelunge beim deutschen Volk genannt,
An Norm und Form und Zunge dir engst und längst verwandt.
Du solltest mich als Bruder und nicht als Feind begrüßen,
Mich nicht zermalmen wollen mit deinen stolzen Füßen.

Der Hexameter.

Schleichender jambischer Knirps! Wie die Schnecke verwandt und der Dammhirsch,
So wir Zween. Komm, schreite mit mir den Gigantenhomeerschritt!

Die Nibelunge.

Dieweil ich nicht so eifernd, so hastend dich bestritt,
Deswegen meinst du geifernd, ich halte dir nicht Schritt!
Ich kann wie die Windsbraut brausen, ich kann zephyrisch fächeln,
Ich kann mit dem Donnerer donnern, ich kann mit der Charis lächeln.
Ich schmiege mich, wie Epheu, ich hebe das Haupt, wie der Thurm,
Der hoch aus den Wolken herabschaut zum Menschen, dem kriechenden Wurm.
Ich weiß mit Taubensanftmuth zu turteln und zu girren,
Und schmiede die rasselnden Panzer und lasse die Schwerter klirren.
Ich habe, Vetter Sechsfuß, sechs Füße, gleich wie du,
Mir mißt, wie dir, der Wohllaut Längen und Kürzen zu.
Ich halte Sieste, rastend auf meines Weges Mitte;
Ich kann in Jamben schreiten gar mannlich feste Schritte,
Kann die Waffe wechseln und der Saiten Spiel,
Kann behaglich zaudern, komme doch zum Ziel.
Anapästisch umtanzt mich die Jugend, der Greis schleicht am Stabe,
Gedenkend des Einst, wie es schön war, ihr vorbei zum Grabe.
Ich gleiche der rosigen Jungfrau von maidlicher Schaam umschürzt,
Und breche hervor wie die Löwin, nein, wie die Lawine stürzt,

Die schauerlich wachsende Zwergin, die rasende riesige Flocke,
Des Todes verschüttende Schergin, des Gletschers entschüttelte weiße Locke.
Ich throne wetterleuchtend mit Braue, Blitz und Keil
Bei Zeus, dem Olymposerschüttrer. Ich schwirre davon wie der Pfeil,
Durchsause die Lüfte wie Iris, der Götter Gebot zu verkünden,
Entriesle den Quellen des Ida, in's fernste Meer zu münden.
Die Biene befüllt im Granitfels den Spalt mit Hybla-Seim:
Ich füge zum markigen Kraftwort den weichen, süßen Reim;
Und treu wie der Bildner in Wachs drückt das Bildniß eines Todten,
So malt mein Lied in Purpur, lebendigem, morgenrothen.
Ich bin der Verse Proteus: ich wandle mich um und um
Und bleibe doch immer der Alte. Hexameter, schweige drum!
Du warst von der Mutter Achaja mit Schwingen ausgestattet,
Die Riesenstrapaze nach Deutschland hat deinen Schwung ermattet.

Der Hexameter.

Hörtest du nicht, wie ich frisch, weit, weit ausgreifenden Fittigs,
Rauschte daher, voll strotzender Kraft, voll trotzender Kühnheit?
Kannst du mir tadeln im Wort das Atom nur eines Atomes? —
Hektor, und du zeihst: „matt" den erstürmenden Renner Achilleus,
Weil er dich Fliehenden jagt um der heiligen Ilios Mauer
Dreimal?! Zitterst du nicht vor der peleionischen Ferse?

Die Nibelunge.

Ich zittere nie vor Fersen, am wenigsten aber vor ihr,
Der Ferse des Sohnes Peleus': da war er sterblich schier.
Zwar heute prunkst du im Festkleid und funkelst blaß vom Golde,
Und redest die Zunge der Götter, wie einst in Homeros' Solde;
Doch baut dich noch so kunstreich des deutschen Meisters Hand,
Du wirst doch nimmer heimisch in meinem deutschen Land.
Dich muß der Jonier flöten, dich darf kein fußerstarrter
Hilfaus-Trochäus löthen, geschultem Ohr zur Marter.
Trotz Fritzen, dem Grafen zu Stolberg, trotz Bodmer und seinem Troß,
Trotz Gottfried August Bürger und Johann Heinrich Voß,
Die deutschhomergestammelt und deutschhomergesungen,
Mit dir hat Keiner von Allen das deutsche Volk durchdrungen.
Auch schlägst du mich nicht mit dem Klopstock, dem heiligen Christ-Homer,
Er war ein Dichter, wahrlich, nur du chikanirtest ihn sehr.
Den Rothschilds Ahnen weiland gekreuzigt ohne Gnade,
Du hast ihn gerädert, den Heiland, in Klopstocks Messiade.
Die wollte Hexameter tanzen mit hölzernem Bein und Schuh'!
Vernahm's Homer, der blind schon: er wurde noch taub dazu.
Ich glühe dem glühenden Sänger vom großen Sohne Gottes,
Nur bloß dem Hexameterdrechsler galt jener Biß des Spottes.

Der Hexameter.

Tückischer Feind! du verschweigst, daß ein Schlegel gelebt und ein Platen,
Adligen Rangs, untadligen Sangs, Schildträger des Ruhms mein.
Hebst du den Handschuh auf, beut solcher ein Held dir die Fehde?

Die Nibelunge.

Auf! werde den Kampf nicht meiden. — —
Ich stimme ja freudig ein:

Dich sangen jene Beiden melodisch, voll und rein.
Sie strahlten in griechischem Harnisch. Doch trugen selbe Recken
Die Wucht der Hexameter-Rüstung nur winzig kurze Strecken.
So hebt der Ritterknabe, zu stärken seinen Arm,
Das Schwert, womit der Ahnherr gewürgt der Feinde Schwarm;
Er hebt's, doch bald versagen die Epigonenglieder,
Gern gibt er das Vorzeitschlachtschwert dem Waffenschreine wieder.
Der nämliche, welcher im Kleinen so schön hexametrisch focht,
Dich hat er doch im Großen, im Epos nicht gemocht,
Der Abassiden Herold: kein Platen selber würde
Zur deutschiliadischen Versschlacht sich stellen mit deiner Bürde.
War Hellas deine Wiege — dein Grab die alte Rom!
Ergib dich drein, versiege, du quellentodter Strom!
Kein andres Volk, als das deutsche, beschwört noch deinen matten,
Als Mumie belebenden Spukgeist herauf aus dem Reiche der Schatten.
Homer gehört der Menschheit, ihm willst du ganz allein
In allen Landen Dolmetsch, in allen Zungen sein?
Dann muß die ganze Menschheit erst ihre Zungen ändern,
Hexameterschulen errichten in aller Herren Ländern;
Dann saugt im Hexameter-Rhythmus das Feisch der Liebe Lust,
An seinen Daktylen der Säugling, statt an der Amme Brust;
Die Fürsten rekrutiren ein stehendes Heer Spondäen,
Die Deutschen reserviren ein Hinkregiment Trochäen.

Der Hexameter.

Höhne du, wie dir beliebt! Mich kränzt mit dem Erbschaftslorbeer
Sie, die skandirende Zunft philologischer Absolutisten.

4) der Pentameter, d. h. der fünf Füße hat und zwar in zwei getrennten Hälften. Nie steht er allein, sondern immer in Verbindung, meist mit dem Hexameter; die zweite Hälfte hat nicht die Freiheit der Wahl einer langen Sylbe statt zweier kurzen:

–⏑⏑ –⏑⏑ – | –⏑⏑ –⏑⏑ –

Möge die Welt durchschweifen der herrliche Dulder Odysseus,
Kehrt er zurück, weh' euch! wehe dem Freiergeschlecht!

v. Platen.

5) Das Hendekasyllabon, d. h. das eilfsylbige Versmaaß (Phaläkischer Vers):

–– –⏑⏑ –|⏑ –⏑ –⏑

König Gelimer, ein Vandalenkönig,
Und ein stolzer Vandal, vom Glück verlassen,
Spielt' ein trauriges er und lehrend Schauspiel
Allen Höflingen in Konstantinopel.
Ueberwunden und im Triumph geführet,
Rief er: „Alles ist eitel, eitel, eitel!"
Gab den Purpur dahin und ward ein Landmann

Herder nach Balde.

Klamer Schmidt gab 1773 Hendekasyllaben heraus. — (Rückert: Ges. Gedichte Bd. 4 S. 53.)

6) Das Sapphische Metrum (§ 9.):

–⏑ –⏓ –⏑⏑ –⏑ ⏓
–⏑ –⏓ –⏑⏑ –⏑ –⏓
–⏑ –⏓ –⏑⏑ –⏑ –⏓
–⏑⏑ –⏓ (Adonischer Vers.)

oder in den ersten drei Zeilen:

–⏑ –⏓ –⏑⏑– ⏑–⏓

[Das größere Sapphische Metrum hat in den ersten 3 Zeilen hinter dem ersten Choriambus noch einen zweiten eingeschoben: „Wenn des Lieds Wohllaut sich erhebt, tönt in der Brust der Nachhall." –⏑ –⏓ –⏑⏑– –⏑⏑– ⏑–⏓]

7) Das Alkäische Metrum (§ 9.):

⏓– ⏑– ⏑| –⏑⏑– ⏑⏓
⏓– ⏑– ⏑| –⏑⏑– ⏑⏓
⏑– ⏑– ⏑– ⏑–⏓
–⏑⏑ –⏑⏑ –⏑ –⏑

oder in den ersten beiden Zeilen:

⏓– ⏑–⏑| –⏑⏑ –⏑⏓

8) Ein Asklepiadeisches Metrum, deren es mehrere gab (§ 9.):

–⏓ –⏑⏑– | –⏑⏑– ⏑⏓
–⏓ –⏑⏑– | –⏑⏑– ⏑⏓
–⏓ –⏑⏑ –⏓ (Pherekratischer Vers.)
–⏓ –⏑⏑ –⏑⏓ (Glykonischer Vers.)

9) Die anapästischen Verse (⏑⏑–) sind in deutschen Gedichten kaum von daktylischen zu unterscheiden, die eine Vorschlagsylbe (Arsis) haben; vgl. von Schiller: Die Hoffnung; von Goethe: Erlkönig; von Uhland: Der Wirthin Töchterlein; von Voß: Dithyrambus. § 11.

Am reinsten findet man sie in den Parabasen von Platen, z. B.:

Und so reifte heran | die germanische Kunst, | um entgegenzugehn der Vollendung.
Lang schlich sie dahin | lang schleppte sie noch | nachahmende Fessel und seufzte,
Bis Klopstock naht | und die Welt fortreißt | in erhabener Odenbeflüglung,
Und das Maaß herstellt | und die Sprache beseelt | und befreit von der gallischen Knechtschaft:
Zwar starr noch und herb | und zuweilen versteint | und nicht Jedwedem genießbar;
Doch Ihm folgt bald | das Gefällige nach | und das Schöne mit Goethischer Sanftheit.

(Aus dem romantischen Oedipus.)

10) Zu den trochäischen Versen gehören auch noch die serbischen Volkslieder, wo wir fünffüßige Trochäen finden; vgl. von Goethe: Klaggesang der edlen Frauen des Asan Aga.

11) Von den jambischen Versen ist der fünffüßige Jambus zu erwähnen, der seit Lessing der dramatische Vers geworden ist (Bd. 2, S. 235). Die italienischen südlichen Formen sind ebenfalls jambisch.

Rückblick auf § 2.

Die poetische Sprache besteht also:

I. In dem musikalischen Elemente: im Wohllaut.

A. In der gebundenen Rede, d. h. im Verse, wird derselbe hervorgebracht durch
   1) den Reim (seine Arten, Stellung, Aufeinanderfolge), der Anfangs nur Alliteration oder Assonanz war;
   2) den Rhythmus (antike Prosodie und Metrik), der in einzelnen Verszeilen oder in strophischer Verbindung derselben erscheint.

B. In der ungebundenen Rede, d. h. in der Prosa, wird derselbe hervorgebracht durch
   1) ungewöhnliche Wortstellung und Wortbildung;
   2) kunstreichen Periodenbau.

II. In dem logischen Elemente: in Phantasie anregendem Inhalte der Worte.

A. In der gebundenen Rede hervorgebracht durch

1) Bildersprache (Vergleiche, Umschreibungen, symbolische Ausdrücke, Anspielungen an Zustände, Wissenschaften, Vergangenheit, u. s. w.);
2) Energie der Sprache (Gebrauch ungewöhnlicher Worte, ungewöhnlicher Gebrauch der Worte, Kühnheit des Ausdrucks, sogar Uebertreibung desselben rc.)

B. In der ungebundenen Rede hervorgebracht durch ebendieselben Mittel.

Beispiele.

Vergleiche siehe oben bei dem Tetrameter: „Sieg der Freiheit.“ (S. 15.)

Umschreibung:

Es ruft uns mit lebendigem Geräusche
Des Tages Licht zu irdischen Geschäften,
Ihr leiblich Theil verleihend den Naturen.

In Prosa: Am Tage müssen wir arbeiten, damit wir zu essen haben.

Es fährt das Schiff vorbei
An jenen Bögen, draus hervor der Silberarm der Mosel wallt.

d. h. das Schiff fährt an der Moselbrücke vorüber.

Der alte Winter, in seiner Schwäche,
Zog sich in rauhe Berge zurück.
Von dorther sendet er, fliehend, nur
Ohnmächtige Schauer körnigen Eises
In Streifen über die grünende Flur.

In Prosa: Nur im Gebirge liegt noch Eis und Schnee, und von dorther bringen die Winde einzelne Hagelschauer.

Symbolischer Ausdruck:

Sie kommt gewiß,
Die Stunde, die uns nach der Cypresse ruft.

d. h. die Todesstunde kommt gewiß auch uns.

Doch wiegtest unter Palmen
Du dein Prophetenhaupt,
Wenn nicht aus unsern Halmen
Du erst dein Gold geraubt?

d. h. könntest du nach dem Morgenlande reisen, wenn dir die heimathlichen Ernten nicht das Geld dazu gegeben hätten?

Im Schmuck nur reißt Apoll mich hin.

d. h. nur im Feierkleide ergreift mich Begeisterung.

Enrico's tapferer Arm
Berührt den Lorbeer schon.

d. h. fast schon hatte er den Sieg errungen.

Anspielungen:

Da im Forst
Der Weser die Erobererkette versank.

d. h. da im Teutoburger Walde die Römer geschlagen wurden im J. 9 n. Chr.

Der hohen Geister höchste Gabe,
Der Tugend Löwenkraft, begann
Im Siege, den ein Götterknabe
Den Ungeheuern abgewann.

Herkules erwürgte als Kind in der Wiege zwei Schlangen.

(Prag) Arge Stadt, wo Helden kranken,
Heil'ge von den Brücken sanken. —

Man denke an Schwerin, Scharnhorst, Johann v. Nepomuk.

Uebertreibungen:

Ein Pferd! ein Pferd! ein Königreich für ein Pferd.

Er läßt zur Flucht sich tausend Rosse zäumen.

Mit ihrem heil'gen Wetterschlage,
Mit Unerbittlichkeit vollbringt

Die Noth an Einem großen Tage,
Was kaum Jahrhunderten gelingt;
Und wenn in ihren Ungewittern
Selbst ein Elysium vergeht
Und Welten ihrem Donner zittern —
Was groß und göttlich ist, besteht.

Gebrauch ungewöhnlicher Worte:

Der Kaiser Rothbart lobesam —

Ach! lebtest du noch, du schöne Maid!

Da thät zu Goldmar sprechen
Der königliche Greis —

Wie kühne Krieger jetzt, mit Glutblick trutzend —

Der Dichter forscht durch manches Zeitlaufs Thatenwirrwarr.

Vogelsprachekund wie Salomo.

Ungewöhnlicher Gebrauch der Worte:

Trunken dämmert die Seele mir
Von aller deiner Wonne.

Wasser bewahrete mir treulich das fromme Kameel.

In gährend Drachengift hast du
Die Milch der frommen Denkart mir verwandelt.

O holdes „morgen", komm' auf goldnen Schwingen!

Du tränkst mit der Milch des Regens und mit Thau die dürre Flur.

Vgl.: Die deutsche Sprache, v. Götzinger 1. Bd. 2. Theil; Untersuchungen zur deutschen Metrik, v. Zeller (Programm 1834); Lehrbuch der deutschen Prosodie und Metrik, v. Minkwitz 1844; Deutsche Grammatik, v. Heyse; Deutsche Verskunst, v. Garve 1830; Verslehre der deutschen Sprache, v. Dilschneider, 2. Aufl. 1839; Deutsche Versbaulehre, v. Edler 1842; Antike und deutsche Metrik, von Rückert 1847. — Das erste Buch über diesen Gegenstand ist wohl von Moritz: Versuch einer deutschen Prosodie, 1786.

§ 3. Kunst.

Kunst ist, wie wir schon im § 2 gesehen haben, der Ausdruck der Poesie, Darstellung ihrer unsichtbaren Gebilde und Gemüths-Erregungen in einem durch die Sinne wahrnehmbaren Materiale. Die Vollkommenheit im Ausdrucke wird die Höhe der Kunst und des Künstlers bestimmen. Es giebt nur Eine Poesie, der Künste aber giebt es mehrere, je nachdem der poetische Mensch das Talent hat, sich durch Töne, Farben, Stein, oder Worte, oder durch den Körper selbst (der Mime) auszusprechen. Soll nun eine poetische Darstellung den Namen eines Kunstwerkes verdienen, also der vollkommene Ausdruck des innerlich Vorhandenen sein, so muß es gewissen Forderungen genügen, deren hauptsächlichste wir hier zusammenstellen.

1) In einem Kunstwerke muß der Geist die Form durchdringen und ihr so innig mitgetheilt sein, daß man aus der äußeren Darstellung das inwohnende poetische Leben herausfinden kann: das Aeußere muß dem Inneren vollkommen entsprechen. Wenn sich die Poesie an eine Natur- und Lebenswahrheit hält, in der etwas Schönes liegt, so ist es die Aufgabe der Kunst, etwas Schönes darzustellen, worin Wahrheit wohnt. Ließen sie sich von einander trennen, so wäre Poesie die Wahrheit, Kunst die Schönheit; aber sie können nie von einander getrennt werden, denn die Wahrheit der Poesie wird erst

offenbar durch die Kunst, und die Schönheit der Kunstform besteht in der ihr inwohnenden Wahrheit des poetischen Lebens; das Darzustellende ist Poesie, das Dargestellte ist das Werk der Kunst. Der in der Wirklichkeit so oft erscheinende Widerspruch zwischen einem edlen Geiste und seinem Körper (Sokrates) hört also in der Kunst ganz auf, indem diese die schönste Harmonie derselben darstellt. Man sagt daher von der Kunst: sie stellt das Ideal auf. Unter Ideal hat man sich immer das Vollkommene in irgend einer Beziehung zu denken, jene ungetrübten Vorstellungen, die den höchsten Begriffen entsprechen.

2) Zu einem Kunstwerke gehört, daß es in sich vollendet und ganz sei, daß nichts fehle, was zum Ausdrucke der idealen, poetischen Wahrheit gehört; es muß sich also durch sich selbst erklären lassen, kein durch dasselbe in uns angeregtes Gefühl darf unbefriedigt bleiben. In dieser Vollendung und Ganzheit wird es zuletzt in dem Betrachter einen heiteren, beruhigenden, versöhnenden Eindruck zurücklassen, und wo dieses nicht der Fall ist, da fehlt dem Kunstwerke die Vollendung. Schiller sagt: Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst.

a) Man darf darum noch nicht glauben, daß die poetische Wahrheit, die das Kunstwerk ausdrücken soll, in einem Widerspruche mit der Wahrheit des Lebens stehen müßte, da dieses doch so oft einen beunruhigenden Eindruck in uns zurückläßt. Das Leben ist vielmehr als etwas Unvollendetes zu betrachten, dessen Zusammenhang wir noch nicht überblicken können. Auch das traurigste Ereigniß der Wirklichkeit würde einen versöhnenden Eindruck in uns zurücklassen, wenn wir es in seinen frühesten Ursachen und seinen spätesten Folgen überschauen könnten, denn Gott führt Alles herrlich hinaus. Der fromme Glaube ergänzt in unserm Innern, was im Leben die Wirklichkeit für uns unaufgelöst und voll Widersprüche lassen muß, weil unser Auge nicht in die Vergangenheit und Zukunft reicht; die Kunst aber muß Alles zu Ende führen und abschließen, sie muß Ursache und Wirkung in einem und demselben Werke darstellen und darf dem Glauben nichts überlassen. Sie kann also keine Begebenheit zu ihrem Gegenstande nehmen, die aus ihrem größeren Zusammenhange so herausgerissen dasteht, daß sie uns unbefriedigt und unausgesöhnt mit der Vorsehung zurückläßt, sondern die Kunst muß den Zusammenhang herstellen, oder den Gegenstand nicht darstellen.

b) Von besonderer Wirkung ist diese Forderung der Kunst bei Darstellungen historischer Gegenstände; denn diese nöthigen den Künstler, an der Wirklichkeit Manches zu ändern, um jene poetische Wahrheit herzustellen, die allein im Stande ist, den in seinen Tiefen stets nach Versöhnung aller Widersprüche des Lebens ringenden Geist zu befriedigen. Historische Kunstwerke (in der Dichtkunst: historische Dramen, historische Romane, historische Novellen und Erzählungen) sind also nicht geeignet, Geschichte zu lehren, sondern nur Bruchstücke derselben in eine schöne Form zu bringen, wenn diese Schönheit auch in der Wirklichkeit nicht vollkommen eben so da war. — Geringere Ansprüche macht man an diejenigen Kunstwerke, welche sich keine höhere Aufgabe gesetzt haben, als die Wirklichkeit des Lebens bloß nachzubilden, z. B. Blumenstücke, manche Landschaftsgemälde, viel Gemälde aus der niederländischen Schule u. s. w. Bei ihnen gilt als Hauptsache die der Wirklichkeit abgelauschte Natürlichkeit des Dargestellten, ihre sinnliche Wahrheit, und sie haben ihr höchstes Ziel erreicht, wenn sie mit derselben etwa eine sinnreiche, schöne Gruppi-

rung verbinden. Die Kunst beschränkt sich bei ihnen auf die Treue der Nachahmung, auf den gelungenen Wieder-Ausdruck; Kunstwerke im höheren Sinne kann man sie aber nicht nennen, weil ihnen die poetische Wahrheit, eine Idee fehlt. Man unterscheidet daher auch schaffende und nachahmende Kunst, obgleich im höchsten Sinne jede Kunst nachahmend ist. Ja die Kunst ist überhaupt gar nichts Anderes, als nachgeahmte Natur, und je näher irgend ein Künstler diesem seinem ewigen Vorbilde kommt, je mehr es ihm gelingt, in seinen Werken Naturwahrheit darzustellen, desto höher steht er und desto höher hat er seine Kunst erhoben. Homer und Shakespeare und unser Goethe sind ja eben darum so große Dichter, weil sie die Natur des Menschenherzens in seiner Mannigfaltigkeit so wahr wiederzugeben verstanden haben. Und dennoch sind Natur und Kunst soweit von einander verschieden! weil der Künstler in einer verständlichen Idee zusammenfaßt, was durch die Wirklichkeit des Lebens und der Natur zwar allen Menschen dargeboten wird, ihnen aber unverständlich bleibt, indem das, was sich auf einander bezieht, zu weit aus einander geschoben und durch Fremdartiges unterbrochen ist. Hat der Künstler, weil er von einer Idee begeistert und hierdurch seine Phantasie aufgeregt war, das Gleichartige, das sich gegenseitig Erklärende, was in der Wirklichkeit nur theils verborgen, theils weit auseinander geschoben war, in zusammengedrängte Einheit gebracht: dann erst geht er an die Darstellung seines Werkes, und von da an ist es an der Zeit, treu in der Nachahmung des Einzelnen zu sein, wozu erforderlich ist, daß der Künstler das Material, worin er darstellt, vielseitig und meisterhaft zu gebrauchen wisse (vgl. 4. in diesem Paragr.). Wäre die Kunst aber nichts Anderes, als nur sklavisch treue Nachahmung der Natur und Wirklichkeit, ohne Vergeistigung derselben durch eine Idee: so könnte man an einem Kunstwerke nur die untergeordnete Schärfe der Sinne, die so treu auffaßten, und eine Geschicklichkeit der Hände bewundern, die so ähnlich nachahmen konnten. Ohne Natur — keine Kunst; aber nur durch die Kunst lernt der Mensch die Schönheit der Natur verstehen und sie so betrachten, wie sie dem geläuterten Blick erscheint: als den sinnlichen Ausdruck des ewigen Geistes! Und wie dieser erhabene Geist selbst voll Harmonie und innerster Befriedigung ist, so ist es auch die Kunst, während dem blöden Auge des Menschen die Wirklichkeit voll Widersprüche erscheint und er im Einzelnen den Gott nicht finden kann, der sich doch im Ganzen auch selbst ihm nie verleugnet.

3) Zu einem Kunstwerke gehört ferner Energie des Ausdruckes, vermöge dessen man die inwohnende Idee mit Sicherheit herausfinden und auch die feineren Nüancen der Charaktere erkennen kann. Dieser Zweck wird erreicht 1) durch eine gewisse Fülle der Darstellung, durch Reichthum und Kraft der einzelnen Merkmale, durch Mannigfaltigkeit derselben. Der Künstler muß also konzentriren, was in Natur und Leben hier und da vertheilt ist; er muß erhöhen, was sich in der Wirklichkeit nur schwach und sparsam findet. Darum theilen Maler und Bildhauer ihren Figuren eine Fülle von Schönheit und Kraft mit, wie sie sich in der Wirklichkeit selten vereinigt finden wird, und der Dichter muß seine Helden ebenfalls im Guten wie im Bösen idealisiren und die Begebenheiten des Lebens dichter an einander drängen. Fehlt an einem Kunstwerke Manches, was dazu dienen würde, den Ausdruck der beabsichtigten Idee recht deutlich zu machen, so ist es nicht sprechend,

sondern matt. [Allerdings kann man hierin auch zu weit gehen und roh werden oder etwas überladen. Es ist daher Maaß nöthig, ein gebildeter Geschmack, der vor Uebertreibung bewahrt. Nirgend lernt man diesen sicherer, als aus den Werken der alten Griechen; denn dieses Volk hat die rechte Mitte zwischen Natur und Bildung am besten zu bewahren verstanden.] Jener Zweck des energischen Ausdrucks wird 2) erreicht durch Einheit, d. h. dadurch, daß alles Einzelne zu einem und demselben Ziele hingewendet ist. Der Künstler muß als fremdartig ausscheiden, was in der Wirklichkeit zwar vorhanden ist oder war, was aber zum Ausdrucke der beabsichtigten Idee nicht gehört, und er darf nur das darstellen, was aus innern Gründen nothwendig ist, um dem Ganzen seine Bedeutung zu geben; denn wohin würde es führen, wenn der Künstler Alles einweben und anbringen wollte, was an sich schön und unterhaltend ist, ohne doch dem Ganzen wesentlich anzugehören? Einheit in der Mannigfaltigkeit ist also ein Hauptgesetz und Grundzug aller Schönheit und führt erst jene Energie des Ausdrucks herbei.

4) Zur Schönheit künstlerischer Darstellung gehört endlich, daß der Künstler sich Herrschaft über sein Material erworben habe, dessen er in so hohem Grade Meister sein muß, daß er es allen seinen Bedürfnissen anpassen kann. Ein Dichter z. B. muß die Herrschaft über seine Sprache erlangt haben, daß er das rechte Wort zu finden und es richtig auszusprechen wisse; er muß aller der Formen Meister sein, worein die Sprache durch die Dichtkunst gebracht wird (Grammatik, Styl, Metrik).

c) Mit Unrecht würde man aber irgend Etwas schon darum ein Kunstwerk nennen, weil gewisse technische Schwierigkeiten glücklich durch Beherrschung des Materials überwunden sind, ohne auf das poetische Leben und jene Schönheit zu achten, die erst das Produkt der übersinnlichen Wahrheit ist, welche die Form bewohnt. Die einer schönen Form einverleibte Idee, die auch vollkommen ausgedrückt ist und Phantasie und Gemüth anspricht, unterscheidet das Produkt des Künstlers von dem eines Handwerkers. — Man unterscheide auch Kunstwerk von Kunststück; künstlerisch und kunstgemäß von künstlich. So ist z. B. in einem Landschaftsgemälde die Weglassung eines bedeutungslosen Hauses, das die Aussicht hindert, kunstgemäß, künstlerisch, weil es mit Rücksicht auf die höhere Schönheit geschah; ein Uhrgehäuse aber ist nur künstlich zusammengesetzt, weil dabei nur technische Schwierigkeiten zu überwinden waren. Einen schiefstehenden Thurm zu bauen, der nicht umfällt (in Pisa), ist ein Kunststück, denn es bietet nur technische Schwierigkeiten dar; der Straßburger Münster aber ist ein Kunstwerk, denn es tritt uns in ihm eine erhabene Schönheit entgegen.

§ 4. Das Gedicht ein Kunstwerk.

1) Des Dichters Werke heißen Gedichte, Dichtungen, mögen sie in gebundener Rede oder in Prosa geschrieben sein (vgl. § 2.). Es sollte kein Gedicht gemacht werden, welches nicht einer innern Nöthigung entspringt, sich nicht aus der Fülle der Seele losringt (vgl. S. 5), ein Kind des aufgeregten Gefühls, welches sich nicht mehr in der Brust verschließen läßt, ein von der Phantasie geschaffenes Bild klarer und wahrer innerer Anschauungen, der Begeisterung Frucht, „gereift auf einer andern Flur, in einem schönern Sonnenlichte, in einer glücklichern Natur.“ Dann wäre auch in jedem Gedichte etwas ernst oder heiter Ergreifendes, dieses Merkmal aller Poesie, leicht zu finden; denn was innerer Fülle sich entrungen hat, bewegt jeden

empfänglichen Menschen; was vom Herzen kommt, das geht zum Herzen. Andrerseits sollte auch kein Dichter unterlassen, seine Poesie in eine entsprechende und schön ausgebildete Form zu bringen, denn auch der schönste Inhalt kann durch eine edel gebildete Sprache noch gewinnen, und ein Kunstwerk kann überhaupt nur dann entstehen, wenn der poetische Inhalt eine entsprechende äußere Form erhält. Es ist aber nicht zu verkennen, daß, seitdem die poetische Ausdrucksweise, eine bilderreiche Sprache und die oberflächliche Kenntniß künstlerischer Formen ein Gemeingut aller gebildeten Menschen geworden sind, sehr viele Gedichte aus bloßem Wohlgefallen an der äußeren Form, ohne jede innere Nothwendigkeit, gemacht werden, statt aus poetischem Drange zu entstehen. Solche Gedichte sind daher matt, wenn sie gefühlvoll sein wollen; der etwa zum Grunde liegende Gedanke ist unbedeutend; kaum wird die Phantasie durch ein oder das andere Bild unterhalten, und wenn der Inhalt erzählend ist, so erzählt er — etwas Gleichgültiges. — Selbst die besseren und guten Gedichte, worin wahre Poesie nicht zu verkennen ist, befriedigen nicht immer die Anforderungen, welche die Kunst an eine vollkommene, schöne Form machen muß. Denn darunter versteht man bei einer Dichtung nicht bloß die wohlklangsvolle, rhythmische Sprache und strophische Eintheilung, die nur die äußere Form bilden, sondern vorzüglich die Anwendung und Gestaltung des Stoffes eines Gedichts, die vom Dichter so und nicht anders beliebte Erscheinung des Inhaltes sowohl in seinem innern Zusammenhange als in dem Zusammenhange mit andern Vorstellungen der Vernunft (vgl. § 4, e), denen er nicht widersprechen darf.

2) Zur richtigern Beurtheilung einzelner Gedichte wird es dienen, Naturpoesie und Kunstpoesie zu unterscheiden. Unter Naturpoesie wird man die Darstellung der Wirklichkeit, oder des nach dem Typus derselben Erdichteten zu verstehen haben. In ihr kommt es vorzüglich auf den Stoff an, daß er Andere interessire oder ergreife; ist dieser vorhanden, so bedarf es nur noch der poetischen Sprache, die voll Wohllaut sich dem Hörer einschmeichelt — denn bei Gedichten ist auch der stille Leser ein Hörer, oder er genießt nur halb — und die, je nach der Beschaffenheit des Inhaltes, einen verschiedenen Charakter annimmt,

Lieblich jetzt, wie über Kieseln
Silberhelle Fluthen rieseln, —
Majestätisch prächtig nun,
Wie des Donners Orgelton, —
Stürmend von hinnen jetzt, wie sich von Felsen
Rauschende, schäumende Gießbäche wälzen, —
Holdes Gesäusel bald,
Schmeichlerisch linde,
Wie durch den Espenwald
Buhlende Winde.

Schiller.

Unter Kunstpoesie ist ebenfalls alles das zu verstehen, was der Naturpoesie eigen ist: poetischer Stoff und poetische Sprache; aber die Gestaltung dieses Stoffes, ja schon die Wahl desselben macht den Unterschied aus, denn es soll durch denselben eine höhere Wahrheit, eine Idee zu Tage kommen. Der Stoff muß also so geordnet werden, daß die Idee deutlich daraus hervortreten kann. Der oberflächliche Leser findet auch aus solchen Werken der Kunstpoesie nur die Naturpoesie, den interessanten Stoff und die schöne Sprache heraus, während die Idee und die ihr gemäße, kunstgerechte Gestaltung nur dem Nachdenkenden sichtbar wird. Naturpoesie ist alle Lyrik, die in den Händen der Kunstpoesie zur Didaktik wird; Kunstpoesie aber ist von Hause aus das Drama, weil nur die Bildung aus einem

ursprünglich epischen Stoffe das dramatische Moment herauszufinden und ihm die dramatische Form zu geben weiß, die von der bloßen Wirklichkeit so poetisch abweicht. Der dramatischen Poesie liegt also auch immer eine Idee zum Grunde, und zwar die Idee des Kampfes zwischen Recht und Unrecht und des endlichen Sieges des Rechts und der Vernunft.

Man sieht, daß die Kunstpoesie einen symbolischen Charakter hat, indem der Stoff nur das äußere Zeichen einer übersinnlichen Wahrheit wird. Wenn Uhland z. B. in der Ballade: Der schwarze Ritter, darstellt, wie der Tod oft die blühende Jugend dahinrafft, während er das graue Haupt verschont, so ist dies Gedicht ein symbolischer, bildlicher Ausdruck dieser Wahrheit. [Dies ist ein Personifiziren des Uebersinnlichen zu nennen. Der schwarze Ritter in der Jungfrau von Orleans ist ein Gewissenszweifel der Jungfrau an ihrem Berufe; Mephistopheles ist von den zwei Naturen des Faust die gemeine (er spricht: „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust" ɾc.); Oehlenschläger läßt den Dämon im Sokrates persönlich auftreten; im Egmont erscheint in der Gestalt eines Traumes die Zukunft des Landes; die Poesie tritt in einem Gedichte von Schiller als Mädchen aus der Fremde auf, in einem Gedichte von Goethe (Zueignung) als „ein göttlich Weib"; die Phantasie ist bei Tieck (Phantasus) ein wunderlicher Alter, bei Goethe (Meine Göttin) eine Tochter Zeus u. s. w.] Oft sind nur einzelne Stellen eines Gedichtes symbolisch; z. B. (vgl. § 38 Lebensmelodieen) wenn der Dichter ausdrücken will, daß ein erhabener Mensch auf den Wogen des Lebens immer in ruhiger würdevoller Haltung bleibt und sich darum seiner selbst auch stets bewußt ist, und er dies an dem Bilde eines Schwanes zeigt, den er sagen läßt:

Auf den Wassern wohnt mein stilles Leben,
Zieht nur gleiche Kreise, die verschweben,
Und mir schwindet nie im feuchten Spiegel
Der gebogne Hals und die Gestalt.

Wie symbolisch ist auch oft die Naturmalerei, um die Stimmungen des menschlichen Gemüthes zu bezeichnen! Es begegnen sich z. B. Zwei; der Eine kommt voll seliger Hoffnungen in die Heimat zurück, der Andere aber ist heimisch geblieben und kennt den Trauerfall, von welchem Jener noch nichts ahnet:

Hast du das Schloß gesehen,
Das hohe Schloß am Meer?
Golden und rosig wehen
Die Wolken drüber her.

Es möchte sich niederneigen
In die spiegelklare Fluth,
Es möchte streben und steigen
In der Abendwolken Gluth.

„Wohl hab' ich es gesehen,
Das hohe Schloß am Meer,
Und den Mond darüber stehen,
Und Nebel weit umher."

Uhland.

So können mithin auch einzelne Stellen aus einem der Naturpoesie anheimfallenden Gedichte der Kunstpoesie angehören. — Während die Naturpoesie jeden empfänglichen Menschen fesselt, der nur Unterhaltung und Anregung verlangt, wird die Kunstpoesie ein Bedürfniß für den Gebildeteren, der sich gern an etwas Sinnigem erfreut, weshalb es möglich ist, daß ein Gebildeter an einer kleinen Fabel oder Parabel mehr Gefallen findet, als an einem großen Romane voll bunter Abenteuer, deren Summe — nichts ist. Wer aber gar keinen Gefallen an der Naturpoesie finden könnte, der müßte offenbar verbildet sein, denn die Wirklichkeit des Lebens und die Wahrheit des

Gefühls spräche nicht mehr unmittelbar zu seinem erkalteten Herzen, ihm ginge die Form über den Inhalt und er könnte die Natur gleichsam nur aus der zweiten Hand genießen. —

Warum viele Gedichte der Naturpoesie sowohl, als der Kunstpoesie, keine Kunstwerke genannt werden können.

a) Einige Gedichte sind schon darum keine Kunstwerke, weil gar kein poetisches Leben, kein Schwung der Phantasie, keine Begeisterung und Gemüthserregung in ihnen zu finden ist. Sie sind Prosa in Versen.

b) Andere sind keine Kunstwerke, weil die Sprache fehlerhaft behandelt ist, Versmaaß, Reime oder gar Gedanken und Gleichnisse verfehlt sind. Man lese z. B.:

O Alpen, ganz erdrücken
Muß eure Majestät
Das arm' Geschlecht der Mücken,
Das auf zwei Füßen geht. (!)

Doch mag der Mensch wohl ahnen
Bei euch der Seele Lauf, (?)
Schwingt über euch, Titanen,
Zu eurem Herrn sich auf.

Interlachen! Interlachen!
Hölle klingt so furchtbar nicht. (?)
Qual und Pein mag sie entfachen, (?)
Doch das Herz sie nicht zerbricht. (!)

Gezogen von Wogen,
Die euch nicht gehorchen,
Getragen von Klagen,
So heute wie morgen.

Schmückt die Stirne mit wallenden Federn, und
Den Hals und die Arme mit Muscheln bunt.

c) Andere gehören der Kunst nur darum nicht an, weil ihr Inhalt der Natur- und Lebenswahrheit nicht entspricht, also unwahrscheinlich, unnatürlich ist. So ist es der Fall, wenn z. B. Charaktere aufgestellt werden, die sich nicht der Wirklichkeit gemäß entwickeln, oder die gar nicht in der Natur begründet sind (wie Franz Moor) — worüber nur ein Kenner des menschlichen Herzens entscheiden kann; oder wenn die dargestellten Personen hier und da aus ihrer Rolle fallen und statt ihrer der Dichter spricht, weil er nicht genug sich in ihre Stelle zu setzen vermochte. Unnatürlich ist es z. B., wenn in Müllners „Schuld" (2. Akt, 5. Scene) Don Valeros zuerst mit tiefer Rührung und Erschütterung den Tod seiner Gemahlin und seines Sohnes berichtet, so daß ihm vor Bewegung selbst die Sprache versagt und er einen Augenblick innehalten und sich erholen muß, und dann auf folgende Weise fortfährt seine Reise zu beschreiben:

Günstig linde Lüfte dehnten
Weit des Schiffes Flügel aus,
Und das leicht bewegte Haus
Trug die Pilger, die sich sehnten,
Nach der Heimath fröhlich (!) fort.
„Land!" erscholl's; an straffen Tauen
Klimmten sie empor vom Bord,
Spaniens Küste zu beschauen,
Die im sonnenhellen Tag
Auf der See wie Nebel lag.

Diese bilderreiche, umständliche, Schönheit suchende Beschreibung paßt nicht für die Bewegtheit des Augenblickes; eine in Wahrheit erschütterte Seele würde über das Unbedeutende hinweggegangen sein und gleich die nun erst folgenden Worte gesagt haben:

Bang und schwer
Trat ich auf der Heimat Boden.

Wie viel mehr Wahrheit ist es, wenn wir in Shakespeare's Macbeth lesen (3. Akt,

7. Scene), daß Macduff auf die schreckliche Nachricht vom Tode der Seinigen gar nichts antwortet, sondern Malcolm zu ihm spricht:

„Wie, Mann? drück' deinen Hut
nicht so in's Aug'! Gib deinen Schmerzen Worte!"

und wenn Goethe Iphigenien, nachdem sie ihres Hauses schreckliches Geschick erfahren, weggehen und sich verhüllend sagen läßt:

„Es ist genug. Du wirst mich wiedersehn."
(Ende des 2. Aktes.)

Es ist daher immer ein Lob, wenn man von einer dargestellten Person sagen kann, daß sie aus dem Leben gegriffen sei. Diesen großen Vorzug besitzen z. B. die Charaktere Lessing's, Shakespeare's, Goethe's, Walter Scott's.

d) Andere Gedichte sind darum keine Kunstwerke, weil in ihnen keine Einheit festgehalten ist, indem sie (wie es z. B. in vielen der großen Romane des Mittelalters der Fall ist, worin eine Menge willkürlich zusammengewürfelter Abenteuer erzählt wird) zwar eine Reihe von Begebenheiten darstellen, sie aber nicht durch ein geistiges Band unter einander verbinden und in eine gemeinschaftliche Hauptbeziehung bringen. Unter dieser Hauptbeziehung hat man sich die Tendenz des Gedichtes, die Absicht des Dichters bei seiner Darstellung zu denken. Diese Tendenz ist immer entweder eine sinnliche Wahrheit, oder eine übersinnliche, mittelst sinnlicher Wahrheiten zur Anschauung gebrachte Idee. So haben z. B. in dem Schauspiele von Goethe: Torquato Tasso, alle einzelnen Personen, Ereignisse und Verhältnisse eine gemeinsame Hauptbeziehung zur Darstellung der Idee, daß der poetische Mensch sich in die Wirklichkeit des Lebens nicht zu finden weiß, und oft grade das von sich stößt, was zu seinem Heile gereichen würde. In dem ganzen dramatischen Seelengemälde geschieht nichts und wird nichts gesagt, was nicht unmittelbar oder mittelbar dazu diente, diesen Zwiespalt zwischen den Forderungen der Außenwelt und den Empfindungen der Dichterwelt darzustellen, welche hier an der Individualität Tasso's entwickelt werden und die sich in einem andern Individuum allerdings wieder anders zeigen würden. Nicht so glücklich ist die Einheit in der Tragödie: König Saul, von Gutzkow, beobachtet; denn indem der Verfasser den Kampf zwischen der weltlichen und geistlichen Macht darstellen will, läßt er zuerst die weltliche Macht in Saul unterliegen und darauf wieder siegend mit David singen:

„Die Zeit ist um, wo ich dein Knecht gewesen."

Dadurch wird der Haupthandlung, mit Saul, noch eine andere, mit David, angereiht und die Einheit aufgehoben. — Als Beispiel vergleiche man das Gedicht von Freiligrath: Der Reiter, wo der Dichter von dem Ausdrucke der Schmerzen, die ihm der dichterische Genius verursacht, indem er den Körper aufreibt, plötzlich zu einer Beschreibung dessen übergeht, was Poesie ist. (§ 32).

e) Andere aber, und dies sind oft sehr interessante Dichtungen voll poetischen Lebens und einzelner glänzender Schönheiten, sind darum keine Kunstwerke im höheren Sinne zu nennen, weil ihnen diejenige übersinnliche Wahrheit fehlt, die sich mit der Vorsehung in Einklang bringen ließe, also weil sie auf Irrthümern beruhen und uns dadurch verwirren. Sie lassen deshalb auch nur einen düsteren Eindruck in unserem Gemüthe zurück. Schmerzlich vermißt man diese Wahrheit und Schönheit in den sogenannten Schicksalstragödien und in mancher der neueren französischen Dichtungen. Wenn z. B.

Eugen Sue in der Seewarte von Koat-Veen zeigt, daß auch der Lasterhafte glücklich und ohne Gewissensbisse leben, ohne Reue und Unglück, sondern vielmehr voll Seelenruhe sterben und jenseits selig werden kann: so sagen wir, daß diesem Romane diejenige Wahrheit fehlt, welche sich mit der Vorsehung vereinigen ließe; daß der Idee, die er in einer Reihe sinnlicher Wahrheiten darstellt, die Richtigkeit und Vernunft mangelt; daß er darum einen beunruhigenden Eindruck auf uns macht und eben deshalb kein Kunstwerk genannt werden kann. — Um ein Beispiel zu geben, so lese man eine jener vortrefflichen Erzählungen von Chamisso:

Der Stein der Mutter, oder der Guahiba-Indianerin.

1 Wo durch die Eb'nen in der heißen Zone
In ihrem stolzen Laufe sich gesellen
Der Orinoko und der Amazone;

2 Und wenn zur Regenzeit die Ströme schwellen,
Unwirthbar, unzugänglich, wunderbar
Der Urwald sich erhebet aus den Wellen:

3 Da herrscht im Wald der grause Jaguar,
Das Krokodill auf überfloss'ner Flur,
Den Tag verdunkelt der Mosquito's Schaar.

4 Der Mensch entsteht, verschwindet ohne Spur,
Ein armer, unbedachter Gast der reichen,
Der riesenhaft unbändigen Natur.

5 Es pflanzt der Missionar des Heiles Zeichen
An Flussesufern weit hinauf, wovor
Der Wildniß freie Söhne fern entweichen.

6 Am Atabapos-Ufer ragt empor
Ein Stein, der Stein der Mutter, wohlbekannt
Dem Schiffer, der den Stein zur Rast erkor.

7 So ward er unserm Humboldt auch genannt,
Als diesen Strom der Wildniß er befahren,
Von Wissensdurst und Thatenlust entbrannt.

„Der Stein der Mutter? Lasset mich erfahren: 8
Was redet dieser Stein mit seinem Munde?
Was soll für ein Gedächtniß er bewahren?"

Es schwiegen die Gefährten in der Runde. 9
Erst später, zu San Carlos angekommen,
Gab ihm ein Missionar die grauf'ge Kunde:

Einst ward von San Fernando unternommen 10
Ein Zug, um Seelen für den heil'gen Glauben,
Und Sklaven, die uns dienen, zu bekommen.

Des heil'gen Ordens Satzungen erlauben 11
Gewaltsam zu der Völker Heil zu schalten,
Und Heiden galt's am Guaviar zu rauben.

Es ward, wo Rauch vom Ufer stieg, gehalten; 12
Im Boote blieb, ein Betender, der Pater,
Und ließ die rauhe Kraft der Seinen walten.

Sie überfielen, ohne Schutz und Rather 13
Ein wehrlos Weib; mit seiner Macht
Verfolgte wohl den Jaguar der Vater, —

An Christen hatte nicht der Thor gedacht. 14
Und die Guahiba-Mutter ward gebunden
Mit zwei unmünd'gen Kindern eingebracht.

Sich wehrend, hätte sie den Tod gefunden. 15
Sie ward umringt, ihr blieb zur Flucht nicht Raum;
Leicht ward sie, ob verzweifelnd, überwunden.

Es war, wie diese, schmerzenreich wohl kaum 16
Noch eine der Gefang'nen. Unverwandt
Rückschauend nach der heim'schen Wälder Saum,

Entfremdet ihrer Heimat, unbekannt 17
Zu San Fernando, kaum erlöst der Bande,
Hat sich die Rasende zur Flucht gewandt.

Den Fluß durchschwimmend, nach dem Vaterlande 18
Entführen wollte sie die kleinen Beiden;
Sie ward verfolgt, erreicht am andern Strande.

19 Drob mußte harte Züchtigung sie leiden;
Noch blut'gen Leibes hat zum andern Mal
Versucht sie, zu entkommen zu den Heiden;
20 Und härter traf sie noch der Geißel Qual;
Und abermals versuchet ward die That:
Nur Freiheit oder Tod war ihre Wahl.
21 Da schien dem Missionar der beste Rath,
Von ihren Kindern weit sie zu entfernen,
Wo nimmer ihr der Hoffnung Schimmer naht.
22 Sie soll ihr Loos am Rio negro lernen.
Sie lag gefesselt, und es glitt das Boot
Den Fluß hinauf; sie spähte nach den Sternen,
23 Sie fühlte nicht die eigne bittre Noth,
Sie fühlte Mutterliebe, Kern des Lebens,
Und Fesseln, und sie wünschte sich den Tod.
24 Die Fesseln sprengt sie plötzlich kräft'gen Strebens,
Da, wo den Stein am Ufer man entdeckt,
Und wirft sich in den Strom und schwimmt — vergebens!
25 Sie ward verfolgt, ergriffen, hingestreckt
Auf jenen Stein, geheißen nach der Armen,
Mit deren Schmerzensblut er ward befleckt.
26 Sie ward gepeitscht, zerfleischet ohn' Erbarmen,
Geworfen in das Boot zur weitern Fahrt
Mit auf dem Rücken festgeschnürten Armen.
27 Javita wird erreicht auf solche Art;
Die wund, gebunden, kaum sich konnte regen,
Ward dort zu Nacht im Fremdenhaus verwahrt.
28 Es war zur Regenzeit, das wollt erwägen,
Zur Regenzeit, wo selbst der kühnste Mann
Nicht wagt den nächsten Gang auf Landeswegen;
29 Wo uferlos die Flüsse waldhinan
Gestiegen sind; der Wald, der Nahrung zollte,
Dem Hunger kaum Ameisen bieten kann;
Wo, wer in Urwaldsdickicht dringen wollte, 30
Und würd' er vor dem Jaguar nicht bleich,
Und wenn ihm durchzubrechen glücken sollte,
Versenkt sich fände in ein Schattenreich, 31
Vom sternenlosen Himmel ganz verlassen,
Dem führerlos verirrten Blinden gleich.
Was nicht der keckste Jäger ohn' Erblassen 32
Nur denken mag, das hat das Weib vollbracht;
An dreißig Meilen mag die Strecke fassen.
Wie sich die Angeschlossene frei gemacht, 33
Das bleibt in tiefem Dunkel noch verborgen,
Sie aber war verschwunden in der Nacht;
Zu San Fernando fand der vierte Morgen 34
Sie händeringend um das Haus beflissen,
Das ihre Kinder barg und ihre Sorgen. —
„O sagt's, o sprecht es aus, daß wir es wissen, 35
Daß nicht der Mutterliebe Heldin wieder
Unmenschlich ihren Kindern ward entrissen!“
Er aber schwieg, und schlug die Augen nieder, 36
Und schien in sich zu beten. Red' hinfort
Dem ihn Befragenden zu steh'n, vermied er.
Doch was verschwiegen blieb dem Humboldt dort, 37
Aus seinem Buche schaurig wiederhallt;
Es ward berichtet ihm an andrem Ort.
Sie haben fern nach Osten mit Gewalt 38
Sie weggeführt, die Möglichkeit zu mindern,
Daß sie erreiche, was ihr Alles galt.
Sie haben sie getrennt von ihren Kindern! 39
Sie konnten, Hoffnung fürder noch zu hegen,
Sie konnten nicht zu sterben sie verhindern.
Und, wie verzweifelnd die Indianer pflegen: 40

Sie war nicht, seit der letzten Hoffnung Stunde,
Daß Nahrung ein sie nehme, zu bewegen.
So ließ sie sich verhungern! Diese Kunde
Zu der Guahiba und der Christen Bildniß
Erzählet jener Stein mit stummem Munde
Am Atabapo's-Ufer in der Wildniß.

Chamisso.

Wer möchte diesem Gedichte das Phantasie und Gefühl mächtig ergreifende Leben streitig machen? doch im Leser läßt es ein geängstigtes und erschüttertes Gemüth zurück. Die Schönheit unterlag in diesem Gedichte der eisernen Wirklichkeit; es scheint, als habe der Dichter in gerechtem Unmuthe der Menschheit lieber einen Spiegel, als ein Kunstwerk vorhalten wollen, und alles Künstlertalent nur auf die meisterhafte Beherrschung der Sprache verwendet. Es ist Lebenswahrheit in dieser Erzählung, denn so ist es in der Welt zugegangen und so geht es leider noch zu; aber die höhere Wahrheit, in welcher Schönheit ist, fehlt dieser poetischen Darstellung. Wenn einst jeder Schleier von unserm Auge genommen sein und das ganze Leben in seinem großen Zusammenhange aufgedeckt vor unsern Augen liegen wird: dann wird auch diese Begebenheit ihren versöhnenden Aufschluß erhalten. Für das Leben lehrt uns das der fromme Glaube, in der Kunst aber muß es dargestellt und gezeigt werden, und da dies in dem Gedichte nicht der Fall ist, so kann es kein Kunstwerk sein.

Minder störend, aber für einen dem Dichter nachfühlenden Leser doch bedenklich ist der Mangel an Wahrheit in folgendem Liede, das, den schiefen Grundgedanken abgerechnet, schön und poetisch ist:

Einem Freunde.

Einst an jenem großen Tage, 1
Wenn wir treten allzumal
An des Ew'gen Hofgelage
In den off'nen Himmelsaal:

Da wird bang manch Herz erzittern, 2
Scheu gesenkt sein mancher Blick;
Doch dein Herz, das wird nicht zittern,
Und nicht senken sich dein Blick.

Und dein Fuß, er wird nicht wanken, 3
Schreiten wirst du fest und grad',
Nicht wie einer, der zu danken,
Nein, wie der zu fordern naht — (!)

Wie im Fürstensaal der Arme 4
Stolzen Aug's es rings erblickt,
Daß mit seinem Schweiß und Harme
Sich die Majestät hier schmückt.

Wenn da zu des Ew'gen Füßen 5
Du den Blumenozean
Siehst in Farbenwogen sprießen,
Rufst du frei und kühn hinan:

„Herr, von diesen Rosen eine 6
War schon einst als Knospe mein!
Arm ward ich, seit sie die deine,
Du nicht reicher, seit sie dein!"

Eine Glorie siehst du wallen, 7
Die das Haupt des Ew'gen kränzt,
Aus den Morgenröthen allen,
Die der Erde je geglänzt.

Ohne Scheu wirst du nun fragen: 8
„Herr, vom Lichtkranz, der dich ziert,
Hätte meinen Erdentagen
Nicht wohl auch ein Strahl gebührt?" (!)

Harfen schlagen Engelchöre 9
Um des Allgewalt'gen Thron,
Und du rufst mit einer Zähre,
Furchtlos, doch im Schmerzenton:

„Herr, es war zum Erdgeleite 10
Einer dieser Engel mein!

Du nahmst mir ihn von der Seite!
Hergewankt bin ich allein!"

Anastasius Grün.

Resultat.

Wenn wir Alles in diesem Paragraphen Gesagte zusammenfassen, so ergiebt sich daraus, 1) daß ein Werk der Naturpoesie doch ein Kunstwerk sein kann, wenn seine Darstellung dem poetischen Inhalte vollkommen angemessen, kunstgemäß angeordnet und voll Einheit ist: es ist dann ein Werk der nachahmenden Kunst, die die Wirklichkeit des Lebens in ihren interessantesten Erscheinungen schildert, ohne dieselbe einer höheren Wahrheit unterzuordnen; es ist ein Werk der Kunst, das ganz insbesondere auf eine gelungene äußere Darstellung angewiesen ist, und wenn es z. B. ein Gedicht ist, auf treue Lebenswahrheit, reine und treffende Sprache, rhythmische Form. — Es ergiebt sich ferner, 2) daß ein Werk der Kunstpoesie nicht immer auch ein Kunstwerk genannt werden kann, sondern daß dies erst dann möglich ist, wenn es den Anforderungen der Kunst an die äußere Form genügt, und wenn die Idee oder höhere Wahrheit, von der es getragen wird und die es herauszustellen beabsichtigt, oder auch nur unwillkürlich herausstellt, an sich richtig ist und den schon anerkannten Vernunftwahrheiten nicht widerspricht. Kunstpoesie und Kunstwerk sind also nicht mit einander zu verwechseln, sie verhalten sich zu einander wie Streben und Erreichen.

Zum Schlusse mögen hier noch die Aussprüche zweier Dichter in Beziehung auf ein gutes Gedicht eine Stelle finden:

Wen die Natur zum Dichter schuf, den lehrt sie auch zu paaren
Das Schöne mit dem Kräftigen, das Neue mit dem Wahren.
Dem leiht sie Phantasie und Witz in üppiger Verbindung,
Und einen quellenreichen Strom unendlicher Empfindung;
Ihm dient, was hoch und niedrig ist, das Nächste wie das Fernste,
Im leichten Spiel ergötzt er uns und reißt uns hin im Ernste;
Sein Geist, des Proteus Ebenbild, ist tausendfach gelaunet,
Und lockt der Sprache Zierden ab, daß alle Welt erstaunet!

Platen.
(Aus der verhängnißvollen Gabel, Schluß des 2. Akts.)

Nur das ist Himmelskunst, die mich versöhnt!
Die mir die Welt, mich vor mir selbst verschönt.
Was trübt, verwirrt, zerreißt, wie stark es tönt,
Ist Lügenkunst, die bösem Zauber fröhnt.

Der Dichter sei ein Bildner, kein Traumbilderer,
Kein Sinnverwirrter, Phantasieverwilderer,
Ein Zähmer des Affekts, Gefühles Milderer,
Selbst in sich klar und aller Klarheit Schilderer.

Rückert.
(Aus: An die Dichter.
Ges. Ged. 4. Bd. S. 230.)

§ 5. Eintheilung der Dichtkunst in ihre Hauptrichtungen.

Im Fortgange der folgenden Erklärungen, die es mit keiner andern Kunst, als mit den Formen der Dichtkunst zu thun haben werden, ist das Wort Poesie immer in dem engeren Sinne als gleichbedeutend mit Dichtkunst gebraucht worden, weil dieser Gebrauch der gewöhnliche und angenommene ist.

Betrachten wir die Masse der vorhandenen Gedichte, um sie wegen der Verschiedenheit ihres Inhalts und ihrer Ausdrucksweise unter gewisse Gesichtspunkte

zu bringen: so finden wir, daß sie sich von einem dreifachen Standpunkte aus eintheilen lassen, etwa wie man die Menschen als Menschen überhaupt, zugleich aber in ihrer Eigenschaft als Staatsbürger und endlich dieselben Individuen als Familienglieder beurtheilen kann. Solch ein dreifacher Standpunkt für die Eintheilung der Gedichte in bestimmte Dichtungsarten wird 1) durch den Inhalt, 2) durch den Charakter, den sie durch die Subjektivität des Dichters erhalten, 3) durch die äußere Form eines Gedichtes dargeboten. Somit zerfällt unsere Darstellung in drei Theile, von denen hier eine kurze Uebersicht folge:

1) Eintheilung der Gedichte nach ihrem Inhalte.

Alle Poesie theilt sich nach dem Ursprunge ihres Inhaltes 1) in subjektive: wenn ihr Inhalt aus dem Innern eines Wesens quillt, wie z. B. das Gefühl oder die gedankenvolle Betrachtung (man nennt dies lyrische und im letzteren Falle didaktische Poesie); 2) in objektive: wenn ihr Inhalt der Außenwelt angehört, wie z. A. Alles, was man erzählen oder beschreiben muß, oder was man auch als etwas sich soeben erst Ereignendes darstellt (man nennt dies epische, und im letzteren Falle dramatische Poesie). Da es außer der Außenwelt und der inneren Geisteswelt nichts mehr giebt, so kann es auch keine andere, als objektive und subjektive Poesie geben. In den einzelnen Gedichten fließen aber diese beiden Hauptgattungen der Poesie oft in einander über, so daß sie stellenweise subjektiv und wieder objektiv sind; denn leicht knüpft sich an Beschreibung und Erzählung der Ausbruch eines Gefühls, oder es reiht sich eine gedankenvolle Betrachtung daran; ebenso muß der Dichter, um ein Gefühl zu motiviren, oft erst etwas erzählen oder dramatisch darstellen. Man kann also meistens nur von dem in einer Dichtung vorherrschenden subjektiven oder objektiven Elemente sprechen.

So erhalten wir also nach der Beschaffenheit des Inhaltes folgende Arten von Poesie:

I. Vorherrschend ist das subjektive Element in der lyrischen Poesie, unter welcher man den Ausdruck der Gefühle versteht. — In Beziehung auf die früher gemachte Eintheilung in Naturpoesie (bloße Wiedergebung eines poetischen Stoffes) und Kunstpoesie (Gestaltung des poetischen Stoffes zum Sinnbilde und Träger für eine Idee) müssen wir von der Lyrik sagen, daß sie ihrem innersten Wesen nach Naturpoesie ist; denn dem Gefühle ist es zunächst immer nur um den unmittelbaren Ausdruck zu thun, der sich um kunstgemäße Gestaltung nicht bekümmert. Reine Naturpoesie ist z. B. in folgenden Gedichten:

Mein!

(Der Müller singt:)

Bächlein, stellt euer Rauschen ein,
Räder, laßt euer Brausen sein,
All' ihr muntern Waldvögelein
Groß und klein,
Endet eure Melodei'n!
In dem Hain
Aus und ein
Schalle heut ein Reim allein:
Die geliebte Müllerin ist mein!
Mein!
Frühling, sind das all deine Blümelein?
Sonne, hast du keinen hellern Schein?
Ach, so muß ich ganz allein
Mit dem sel'gen Worte: Mein!
Unverstanden in der weiten Schöpfung sein!

W. Müller.

Mein Herz und deine Stimme.

1 Laß tief in dir mich lesen!
Verhehl' auch dies mir nicht,
Was für ein Zauberwesen
Aus deiner Stimme spricht?

2 So viele Worte dringen
An's Ohr und ohne Plan,
Und während sie verklingen,
Ist Alles abgethan.

3 Doch drängt auch nur von ferne
Dein Ton zu mir sich her,
Behorch' ich ihn so gerne,
Vergess' ich ihn so schwer!

4 Ich bebe dann, entglimme
Von allzu rascher Gluth —
Mein Herz und deine Stimme
Versteh'n sich gar zu gut.

Platen-Hallermünde.

Dennoch kann auch die Lyrik zur Kunstpoesie werden, wenn sie das Gefühl mit einer Idee verbindet. Es kann ein Gedicht natürlich dadurch, daß es sinniger wird, nichts an Schönheit verlieren, aber es büßt doch oft die Frische und Herzenswärme ein; es wird ruhiger und klarer, nachdem sich die Woge des Gefühls an dem Felsen des Gedankens gebrochen hat, aber es wird oft auch kälter. Das folgende Beispiel ist schon, wie die meisten lyrischen Gedichte, ein Uebergang von der reinen Naturlyrik, die nur ein unmittelbares Hervorbrechen der Empfindung ist, zur Kunstlyrik, die mit der Empfindung den Gedanken verbindet.

Unsterbliche Liebe.

Sage nicht, ich sei dein Leben;
Ich will deine Seele sein,
Denn das Leben ist im Schweben;
Unvergänglich ist allein
Deine Seele dir gegeben. —
Und ich bin auf ewig dein!
Sage nicht, ich sei dein Leben,
Deine Seele will ich sein.

Rückert.

Als Beispiel wirklicher Kunstlyrik aber, die sich Gefühle durch Gedanken klar machen will, stehe hier das folgende schöne Gedicht (in Nibelungenzeilen, die ohne Grund gebrochen erscheinen).

Das Saitenspiel.

Was singt in euch, ihr Saiten? 1
Was tönt in eurem Schall?
Bist du es, klagenreiche
Geliebte Nachtigall?
Die, als sie meinem Herzen
Wehklagete so zart,
Vielleicht im letzten Seufzer
Zum Silberlaute ward?

Was spricht in euch, ihr Saiten? 2.
Was singt in eurem Schall?
Betrügst du mich, o Liebe,
Mit süßem Wiederhall?
Du Täuscherin der Herzen,
Geliebter Lippen Tand,
Bist du vielleicht in Töne,
Du flüchtige, verbannt?

Es spricht mit stärk'rer Stimme, 3
Es dringet mir an's Herz
Und weckt mit Zaubergriffen
Den längst entschlaf'nen Schmerz.
Du bebst in mir, o Seele!
Wirst selbst ein Saitenspiel —
In welches Geistes Händen?
Mit zitterndem Gefühl.

Es schwebet aus den Saiten, 4
Es lispelt mir in's Ohr;
Der Geist der Harmonieen,
Der Weltgeist tritt hervor:
„Ich bin es, der die Wesen
In ihre Hülle zwang
Und sie mit Zaubereien
Der Sympathie durchdrang.

„In rauher Felsenhöhle 5
Bin ich dir Wiederhall;

Im Ton der kleinen Kehle
Gesang der Nachtigall.
Ich bin's, der in der Klage
Dein Herz zum Mitleid rührt,
Und in der Andacht Chören
Es auf zum Himmel führt.

6 „Ich stimmete die Welten
In Einen Wunderklang;
Zu Seelen flossen Seelen,
Ein ew'ger Chorgesang.
Vom zarten Ton beweget,
Durchängstet sich dein Herz
Und fühlt der Schmerzen Freude,
Der Freude süßen Schmerz."

7 Verhall', o Stimm', ich höre
Der ganzen Schöpfung Lied,
Das Seelen fest an Seelen,
Zu Herzen Herzen zieht.
In Ein Gefühl verschlungen
Sind wir ein ewig All;
In Einen Ton verklungen:
Der Gottheit Wiederhall.

Herder.

Idee: Allgegenwart Gottes, Er in Allem.

Solche Gedichte der Kunstpoesie, worin eine Idee vorherrscht, natürlich eine solche, der sich eine poetische Seite abgewinnen läßt, werden didaktische genannt. Es ist also die didaktische Poesie ein Theil der lyrischen, und zwar ist sie immer Kunstpoesie, wenn auch nicht immer ein Kunstwerk. Der Uebergang vom Lyrischen zum Didaktischen ist oft sehr unmerklich, wie schon die voranstehenden Beispiele beweisen können; nur in den sogenannten Lehrgedichten ist der Unterschied auffallender. In ihnen werden entweder Gegenstände der Außenwelt (z. B. der Sternenhimmel), oder Gegenstände der Herzenswelt die Veranlassung zu einer Gedankenreihe, mit der jedoch das Gefühl innig verschwistert ist. Solche Lehrgedichte sind z. B. Leop. Schefer's Laienbrevier, Tiedge's Urania, Herder's Ich, Selbst, u. s. w. Man hebt zwar bei Erklärung der didaktischen Poesie oft das Belehrende als Hauptmerkmal hervor und nennt eben diejenigen Dichtungen didaktisch, welche eine Belehrung enthalten; allein jeder Roman, jede Novelle, Tragödie, jedes andere Gedicht kann belehrend sein und ist es auch oft in hohem Grade, selbst ohne die Absicht der Belehrung in sich zu tragen*); vielen oft sogenannten didaktischen Gedichten dagegen (Epigramme, Satiren) ist die Absicht der Belehrung ganz fern, sie wollen bloß das Innere des Dichters aussprechen, nur daß es mehr poetische Gedanken, als Gefühle sind. Aus dem Irrthume, Belehrung in Gedichten niederlegen zu wollen, hat man oft einem sehr prosaischen Inhalt ein poetisches Gewand umgeworfen. Daher ist ein Theil der sogenannten Lehrgedichte ganz aus dem Gebiete der Poesie zu entfernen, z. B. ein solches, dem folgendes Bruchstück entlehnt ist:

Das Königreich Sachsen.

Dies Königreich ist an der Elbe gelegen,
Dreihundert und sechszig Quadratmeilen groß;
Und wenn wir die Zahl der Bewohner erwägen,
So nährt's zwölfhunderttausend in seinem Schooß.
Das Land ist im Ganzen sehr fruchtbar zu nennen
Und trefflicher Anbau ist nicht zu verkennen.
Wir sehen die Elbe als Hauptfluß hier fließen,
Worein sich die Elster und Mulde ergießen.
Die Landesprodukte sind: sehr viel Getreide,
Viel Obst und Gemüse, nebst Wein und Viehweide;
Auch ist's reich an Rindvieh, an Schweinen und Pferden,
Von edleren Schafen hat's zahlreiche Heerden;

*) Lycurgue découvrit (dans les poëmes d'Homère) des leçons de sagesse, où le commun des hommes ne voyait que des fictions agréables. (Barthélemy.)

Dann liefert es Leipziger Lerchen zu Tisch,
Sowie auch viel Wildpret und sehr guten Fisch.
Noch hat es viel Silber, Zinn, Eisen und Blei,
Viel Salz und min'ralische Quellen dabei;
Auch Sandstein und Marmor, wie edlere Steine,
Besonders Thonerde sehr viele und feine,
Woraus man jetzt sehr schönes Porzellan macht;
Die Kunst ist in Meißen schon recht weit gebracht.
U. s. w.

Kastendieck.

II. Vorherrschend ist das objektive Element in der epischen Poesie, unter der man die Darstellung solcher Gegenstände versteht, welche der Außenwelt angehören. Sind es Thaten, so entsteht die Erzählung; sind es dauernde Zustände oder interessante Dinge der Sinnenwelt, so entsteht die Beschreibung, die jedoch vermöge der Phantasie auch übersinnliche Dinge in ihr Bereich ziehen kann. — Die epische Poesie ist Naturpoesie, wenn sie bloß einen interessanten Stoff darbietet, der auf die Phantasie anregend einwirkt und dadurch das Gemüth mehr oder minder bewegt, wie das in den meisten Erzählungen der Fall ist. In dieser Naturpoesie kann eine epische Dichtung ein Kunstwerk genannt werden, sobald sie Einheit hat und ihr die Darstellung so gelingt, daß man vermöge der ihr inwohnenden Lebenswahrheit sich wirklich mit in die Begebenheiten gezogen fühlt und die Gegenstände so bestimmt und klar, wie plastische Gestalten, vor sich sieht. Die epische Poesie wird aber zur Kunstpoesie, wenn man den interessanten Stoff dazu benutzt, noch etwas Anderes damit zu sagen, d. h. wenn man ihn zum Träger einer Idee macht. Die Dichtung ist in dieser Kunstpoesie ein Kunstwerk zu nennen, wenn Alles wahrscheinlich gehalten, der Ausdruck gelungen, auch die durch das Ganze hindurchgehende Idee wahr ist und nicht der Vernunft widerspricht. Einige epische Dichtungsarten, z. B. die Novelle und der Roman, sind in neuerer Zeit fast durchaus Kunstpoesie geworden, während sie im Mittelalter nur Naturpoesie waren. Sie begnügten sich mit dem stoffartigen Interesse, welches sie heut durch geistreiches Raisonnement, durch Reflexion und eine kunstgemäße Gestaltung des Stoffes zur Einheit erhöhen müssen. Um den Unterschied zwischen einem epischen Gedichte, das bloß erzählt, und einem solchen, das der Kunstpoesie angehört, anschaulich zu machen, mögen folgende Proben hier Platz finden:

(Naturpoesie.)

Blücher in England.

1 Als Blücher durch die Straßen
Londons im Wagen fuhr,
Drängte sich ohne Maßen
Das Volk auf seine Spur.

2 Sie wollten all' ihn grüßen;
Da hielt er aus dem Schlag,
Weil man sie wollte küssen,
Die Hand den ganzen Tag.

3 Sie küßten auf und nieder,
Wo jeder kam dazu,
Die Hand und ihre Glieder,
Die Hand und ihren Schuh.

4 Da sprach der alte Streiter
Still zu sich mit Verstand:
Wenn das so fortgeht weiter,
So komm' ich um die Hand.

5 Man wird sie ab mir küssen;
Und ja nicht weiß ich doch,
Ob ich sie werde müssen
Nicht irgend brauchen noch.

6 Drauf eine Hand von Leder
Setzt' er an jener Statt.
Da küsse nun sich Jeder
Nach Lust am Leder satt.

7 Sie sah'n am Wagen baumeln
Die Hand, die schlapp genug,
Sie küßten sie mit Taumeln,
Und merkten nicht den Trug.

8 Auffiel ihr welk' Geschlotter
Doch Einem von der Schaar,
Der von Pudding und Potter
Genährt am besten war.

9 Goddam! sprach er verwegen:
Wie konnte diese Hand
Nur führen jenen Degen,
Der Frankreich überwand?

Rückert.

(Kunstpoesie.)

Adler und Taube.

Ein Adlersjüngling hob die Flügel
Nach Raub aus;
Ihn traf des Jägers Pfeil und schnitt
Der rechten Schwinge Sennkraft ab.
Er stürzt' hinab in einen Myrtenhain,
Fraß seinen Schmerz drei Tage lang,
Und zuckt' an Qual
Drei lange, lange Nächte lang!
Zuletzt heilt' ihn
Allgegenwärt'ger Balsam
Allheilender Natur.
Er schleicht aus dem Gebüsch hervor
Und reckt die Flügel — ach!
Die Schwingkraft weggeschnitten —
Hebt sich mühsam kaum
Am Boden weg,
Unwürd'gem Raubbedürfniß nach,
Und ruht tieftrauernd
Auf dem niedern Fels am Bach;
Er blickt zur Eich' hinauf,
Hinauf zum Himmel,
Und eine Thräne füllt sein hohes Auge.

Da kommt muthwillig durch die Myrtenäste
Dahergerauscht ein Taubenpaar,
Läßt sich herab und wandelt nickend
Ueber gold'nen Sand am Bach,
Und ruft einander an.
Ihr röthlich Auge buhlt umher,
Erblickt den innig Trauernden.
Der Tauber schwingt neugiergesellig sich
Zum nahen Busch und blickt
Mit Selbstgefälligkeit ihn freundlich an.
Du trauerst, liebelt er.
Sei gutes Muthes, Freund!
Hast du zur ruhigen Glückseligkeit
Nicht Alles hier?
Kannst du dich nicht des gold'nen Zweiges freun,
Der vor des Tages Gluth dich schützt?
Kannst du der Abendsonne Schein
Auf weichem Moos am Bache nicht
Die Brust entgegen heben?
Du wandelst durch der Blumen frischen Thau,
Pflückst aus dem Ueberfluß
Des Waldgebüsches dir
Gelegne Speise, letzest
Den leichten Durst am Silberquell, —
O Freund, das wahre Glück
Ist die Genügsamkeit,
Und die Genügsamkeit
Hat überall genug.
O Weise! sprach der Adler, und tief ernst
Versinkt er tiefer in sich selbst,
O Weisheit! Du red'st wie eine Taube.

Goethe.

In diesem Gedichte zeigt der Dichter an dem Bilde des Adlers und der Taube, wie ein Mensch den andern nicht begreifen kann, weil die Natur ihm einen ganz andern Grundcharakter gegeben hat. Wer von Natur sanft und genügsam im engen Kreise glücklich ist, kann den mächtigen Drang eines reichbegabten und hochstrebenden Jünglings nicht fassen, der sich nach Thaten sehnt, die seinen Fähigkeiten angemessen sind, und hat keine Ahnung von dem tiefen Schmerze desselben, wenn er sich durch das Unglück (vorgestellt durch des Jägers Pfeil) mit allem heißen Trieb und Verlangen in einen kleinen Wirkungskreis verbannt sieht. Die guten Lehren jener genügsamen Taubennaturen

sind an sich richtig und gut, aber auf den Adlerjüngling lassen sie sich nicht anwenden, denn es paßt nicht ein Maaßstab für alle Charaktere.

III. Vorherrschend ist das objektive Element auch in der dramatischen Poesie, deren Gegenstände ebenfalls der Außenwelt angehören. Sie unterscheidet sich von der epischen hauptsächlich dadurch, daß sie ihre Darstellung in die Gegenwart versetzt, während die erzählende, epische Poesie Alles in der Vergangenheit geschehen läßt. Was daher in der epischen Poesie Erzählung ist, wird in der dramatischen natürlich zur Handlung. Alle charakteristischen Eigenthümlichkeiten der dramatischen Form und ihre Verwandtschaft mit der Lyrik gehen aus diesem Unterschiede von Vergangenheit und Gegenwart hervor. — Naturpoesie kann die dramatische nur in ihren Anfängen sein (Monolog, Dialog), das eigentliche Drama aber ist immer Kunstpoesie, denn es herrscht darin ein bewußtes Hinleiten der Thaten und ihrer Folgen zu einem gewissen Ausgange, und dieser Ausgang wird durch eine religiöse, oder sittliche, oder irgend vernünftige Idee vorgeschrieben. — Zum Kunstwerke wird das Drama durch die Wahrheit der inwohnenden Idee, durch das lebenvolle Handeln und zweckgemäße Reden der naturgetreu dargestellten Personen, sowie durch die konzentrirte Einheit des Ganzen, die das Interesse nicht zerspaltet, sondern auf den einen Hauptgegenstand fixirt. Jeder einzelne Charakter im Drama soll in der Art ideal sein, als er, unbeschadet seiner Individualität, zugleich eine ganze Gattung von Menschen, einen Stand, repräsentirt, der Eine das Symbol Vieler, Jeder eine verkörperte Idee (was Schiller an der Eugenie von Goethe in so hohem Grade bewunderungswürdig fand). Was die Fabel im Niedrigen, das leistet hierdurch das Drama im höchsten Sinne.

Anmerkung.

Diese drei Elemente der Poesie, das lyrische, epische, dramatische, sind jedoch keinesweges in den einzelnen Gedichten immer scharf von einander getrennt, sondern sie gehen sehr oft in einander über und wechseln in einem und demselben Gedichte stellenweise mit einander ab. Man spricht deshalb mit vollem Rechte von lyrisch-epischen, lyrisch-dramatischen, episch-dramatischen Gedichten. Wenn man daher eine Eintheilung der bekannten Dichtungsarten versucht, so kann man die Gedichte immer nur nach dem in ihnen vorherrschenden Elemente klassifiziren.

Lyrisch-episch ist z. B. folgendes Gedicht, weil es Gefühls-Ausdruck und Beschreibung enthält.

Schäfers Sonntagslied.

1 Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur,
Noch Eine Morgenglocke nur!
Nun Stille nah und fern!

2 Anbetend knie' ich hier.
O süßes Grau'n! Geheimes Weh'n!
Als knieten Viele ungeseh'n
Und beteten mit mir.

3 Der Himmel, nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn!

Uhland.

Lyrisch-dramatisch ist das folgende Gedicht, weil es Gefühls-Ausdruck in Gesprächsform ist.

Die Erfinderin der Künste.

Daphne.

1 Liebe war's, die jede schöne Kunst erfand.
Des Geliebten Umriß schattend an der Wand
Zeichnete das Mädchen, und von Glanz umstrahlt
Hat an Amor's Fackel liebend sie's gemalt.

Daphnis.

2 Liebe war's, die jede schöne Kunst erfand.
Als an Marmorfelsen Amor bildend stand,
Fühlete der Marmor, und von Venus Thron
Stieg ein liebend Mädchen zu Pygmalion.

Beide.

3 Liebe, die dem Leben jeden Reiz erfand,
Die dem Sieger Myrten um die Schläfe wand,
Die zu Myrt' und Rosen Grazien-Gewand,
Spiel und Artigkeiten, Tanz und Kuß erfand!

Daphnis.

4 Und mit Zaubertönen, voll von süßem Schmerz,
Schafft sie uns im Herzen ein wie and'res Herz!
Freundschaft, hohe Tugend, Braut und Vaterland!
Liebe war's, die jede schöne That erfand.

Daphne.

5 Liebe, die der Sprachen schönste Sprache fand.
Was der Mund zu sprechen sich nicht unterwand,
Sprach die gold'ne Cither: Wunsch und Sympathie
Goß sich in die Saiten, so ward Poesie.

Beide.

6 Liebe, du der Menschen göttlichster Verstand,
Die des Unglücks Stürme siegend überwand,
Die im Unglück fester Herz an Herzen band,
Knüpfe Seel' an Seele, knüpfe Hand in Hand!

Faustina Maratti geb. Zappi.
In Herders zerstr. Bl. 6te Samml. 1833.

Episch-dramatisch ist das folgende Gedicht darum zu nennen, weil es Erzählung und Gespräch enthält.

Preis der Tanne.

Jüngsthin hört' ich, wie die Rebe 1
Zu der Tanne sprach und schalt:
„Stolze! himmelwärts dich hebe,
Dennoch bleibst du starr und kalt!

„Spend' auch ich nur kargen Schatten 2
Wegemüden, gleich wie du,
Führet doch mein Saft die Matten
O wie leicht der Heimath zu.

„Und im Herbste, welche Wonne 3
Bring' ich in des Menschen Haus!
Schaff' ihm eine neue Sonne,
Wenn die alte löschet aus." —

So sich brüstend sprach die Rebe; 4
Doch die Tanne blieb nicht stumm;
Säuselnd sprach sie: „Gerne gebe
Ich dir, Rebe, Preis und Ruhm.

„Eines doch ist mir beschieden: 5
Mehr zu laben, als dein Wein,
Lebensmüde, — welchen Frieden
Schließen meine Bretter ein!" —

Ob die Rebe sich gefangen 6
Gab der Tanne, weiß ich nicht;
Doch sie schwieg, und Thränen hangen
Sah ich ihr am Auge licht. —

Just. Kerner.

2) Eintheilung der Gedichte nach ihrem Charakter.

Es giebt aber Dichtungen, die man nicht nach dem in ihnen vorherrschenden lyrischen, epischen oder dramatischen Elemente benennt und eintheilt, sondern die ihren Namen von dem charakteristi-

schen Geiste haben, welcher ihre lyrische, epische oder dramatische Form durchdringt. Man denke z. B. daran, daß ein humoristisches Gedicht jeglicher Dichtungsart angehören kann und also weder unter den Gattungen der vorzugsweise lyrischen, noch einer anderen Poesie einen geeigneten Platz fände. Wir haben daher solche Dichtungen, die allen drei Hauptrichtungen der Poesie angehören können und deren charakteristisches Merkmal nicht die Beschaffenheit des Inhaltes, sondern vielmehr ein gewisser origineller Geist ist, der den Inhalt durchdringt, in den zweiten Theil dieses Buches gebracht.

3) Eintheilung der Gedichte nach äußeren Merkmalen.

Den dritten Theil bilden die Gedichte, bei deren Bezeichnung es weder auf das lyrische, epische oder dramatische Element, noch auf den Charakter, der dasselbe durchdringt, sondern allein auf ein äußerliches Merkmal ankommt: auf Zeilen-Anzahl, Folge der Reime u. s. w. Da sie alle aus südlicheren Gegenden, aus Italien, Frankreich, Spanien, Persien zu uns gekommen sind, so heißen sie südliche Formen. Wir haben hier nur diejenigen aufgenommen, welche von deutschen Dichtern bearbeitet worden sind.

Erster Theil,

Eintheilung der Gedichte nach ihrem Inhalte.

Erster Abschnitt.

Lyrische oder Gefühls-Poesie.

§ 6. Erklärung.

1. Unmittelbarkeit.

Man versteht unter lyrischer Dichtkunst zunächst den Ausdruck des poetischen Gefühls durch die Sprache, und zwar den **unmittelbaren Ausdruck**, wie die Worte warm vom Herzen kommen; denn **mittelbar**, wie durch Erzählung und Beschreibung, läßt sich ein Gefühl auch in der epischen Dichtkunst ausdrücken, wie es z. B. in dem folgenden Gedichte der Fall ist:

Der König in Thule.

1 Es war ein König in Thule,
Gar treu bis an das Grab,
Dem sterbend seine Buhle
Einen gold'nen Becher gab.

2 Es ging ihm nichts darüber,
Er leert' ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu sterben, 3
Zählt' er seine Städt' im Reich,
Gönnt' Alles seinen Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er saß beim Königsmahle, 4
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Vätersaale
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort stand der alte Zecher, 5
Trank letzte Lebensgluth,
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Fluth.

Er sah ihn stürzen, trinken, 6
Und sinken tief in's Meer.
Die Augen thäten ihm sinken,
Trank nie einen Tropfen mehr.

Goethe.

Hier ist das tiefe Gefühl von Lieb' und Treue bis über das Grab mittelbar in einer Erzählung (also episch) ausgedrückt, ohne daß der König sein Gefühl geradezu ausgesprochen hätte; dagegen finden

wir die rein lyrische **Unmittelbarkeit** des Gefühls-Ausdruckes in folgendem Gedichte:

Sinnesänderung.

(Nach dem Tode seiner Stieftochter.)

(Abgekürzt.)

1 Ich wollte dieses Leben
Durch ein unendlich Streben
Zur Ewigkeit erhöh'n.
Ich fragte nicht nach drüben,
Mein Hoffen und mein Lieben
War mir hienieden schön.

2 Was die Natur gewoben,
Was Menschen drauf erhoben,
Verband mir Poesie.
So wähnt' ich klar zu lösen
Das Gute sammt dem Bösen
Zu hoher Harmonie.

3 Was plötzlich abgebrochen,
War dennoch ausgesprochen
Dem ordnenden **Gefühl**:
Ein **Lied** war mir die Jugend,
Der Fall der Heldentugend
Ein göttlich **Trauerspiel**.*)

4 Doch bald ist mir zerronnen
Der Muth, so dieß begonnen,
Die G'nügsamkeit in Dunst.
Gefesselt vom Verhängniß
Im irdischen Gefängniß:
Was hilft mir weise Kunst?

5 Die Rose, kaum entfaltet,
Doch süßer mir gestaltet
Als aller Schmuck der Welt,
Die hat ein Wurm gestochen,
Die hat der Tod gebrochen,
Die hat der Sturm gefällt!

Nun schau' ich nach den Sternen 6
Zu jenen ew'gen Fernen,
Wie tief aus öder Kluft;
Und, ihre blauen Augen
Dem Himmel zu entsaugen,
Küss' ich die leere Luft.

O, werde mein Orakel, 7
Du, die du ohne Makel
Der falschen Welt entflohst!
Sieh mich in meiner Demuth,
Und hauch' in meine Wehmuth
Der zarten Liebe Trost.

Wenn **dort** die Ros' erblühte, — 8
So sei die heil'ge Güte
Endlos gebenedeit!
Zwar sehnlich werd' ich schmachten,
Doch nicht vermessen trachten
Aus dieser Sterblichkeit.

Wo ich mich wiederfinde, 9
Bei meinem süßen Kinde,
Muß Heil sein, Wonn' und Licht.
Sie wird, wenn meiner Zungen
Der Klage Laut verklungen,
Mein himmlisches Gedicht.

A. W. Schlegel.

2. Subjektivität.

Die lyrische Poesie ist also von **subjektiver** Art, weil in ihr Jemand sein Inneres ausspricht. Der Dichter dagegen kann sich objektiv dabei verhalten haben, wenn er nicht sein eigenes Inneres in dem subjektiven Gedichte niedergelegt hat, sondern ein fremdes Ich durch ihn sich ausspricht. Ja so oft ein Dichter eine andere Person, als er selbst ist, sprechend auftreten läßt, muß er sich objektiv erhalten und darf sein individuelles Gefühl und Wissen nicht mit hineinbringen. Dann erst wird es ein Unterschied sein, ob er einen König oder Schäfer, ein Kind oder eine Mutter redend aufführt, wogegen sich diese Personen auf einander ähnliche Weise äußern würden, wenn der Dichter sein eigenes

*) Inhalt dieser drei ersten Strophen: Das Erdenleben stellte mich ganz zufrieden; selbst seine Widersprüche und Räthsel, deren Lösung Andere nur in dem Hinblick auf ein Jenseits finden, konnte ich mir schon jetzt durch eine poetische Weltbetrachtung erklären. In den folgenden Strophen zeigt der Dichter, daß diese Weltbetrachtung, der das religiöse Moment fehlt, im Unglücke nicht Stand hält.

Gefühl hätte mitsprechen lassen. Objektiv gehaltene Gedichte der subjektiven Poesie haben oft etwas Dramatisches an sich: sie gleichen entweder einem Monologe oder einem Gespräche. So ist es z. B. subjektive Poesie, bei deren Ausdrucke sich doch der Dichter objektiv erhalten hat, wenn wir lesen (vgl. die sterbende Blume. Bd. 2, S. 430):

Trauerlied.

1 Die Blum' am Anger spricht: o Himmelsnaß,
Von mir gekannt einst unter'm Namen Thau!
In Frühlingsnächten wecktest du mich schlau,
Verhießest Pflege süß ohn' Unterlaß.
Wie hat sich nun in Haß
Verkehrt dein Schmeicheln lau?
Als Herbstreif machst du mir die Wangen blaß.
Warum hat mich in's Leben
Gerufen dein Gebot,
Wenn du dafür nur geben
Mir willst den bittern Tod!

2 Das Blatt am Baume spricht: o Himmelswind!
Als ich verhüllt in meiner Knospe lag:
„Willst du nicht aufstehn, Kind? es ist ja Tag!“
So riefest du und kos'test weich und lind.
Wie kommst du nun geschwind
Und giebst den Todesschlag
Mit deiner eis'gen Schwinge deinem Kind!
Warum hat mich in's Leben
Gerufen dein Gebot,
Wenn du dafür nur geben
Mir willst den bittern Tod!

3 Es spricht ein Herz: o Liebe, Himmelslicht!
Wie kamest du zu meiner Kindheit Ruh',
Und rütteltest und flüstertest mir zu,
Und wobest mir ein glänzendes Gedicht.
Ich folgt' in Zuversicht;
Und nun zertrümmerst du
Die kurze Täuschung, und mein Leben bricht.
Warum hat mich in's Leben
Gerufen dein Gebot,
Wenn du dafür nur geben
Mir willst den bittern Tod!

Kommt, laßt uns klagen mit vereintem Mund, 4
Ein Blatt, ein Menschenherz, ein Blumensproß:
Thau, Windesspiel, Licht, das vom Himmel floß,
Die ihr uns habt in ungetreuem Bund
Vernichtet in den Grund!
Treu ist allein dein Schooß,
O Mutter Erde! Nieder nimm uns! und
Es soll hinfort ins Leben
Uns rufen kein Gebot,
Das doch zuletzt nur geben
Uns will den bittern Tod!

Still, still, ihr unzufried'nen Kindelein, 5
— Die Mutter Erde spricht — was klagt ihr sehr?
Auf die dort oben scheltet nun nicht mehr;
Sie lassen euch, dafür nehm' ich euch ein.
Ihr habt mit ihnen fein
Gespielt nach Herzbegehr,
Und gerne thut ihr's wieder, wenn's kann sein.
Nun wohl, euch wird in's Leben
Neu rufen ihr Gebot.
Jetzt wollt euch mir ergeben!
Nicht bitter ist der Tod.

Rückert.

Die Individualität des Dichters wird allerdings auch in seinen objektiv gehaltenen Dichtungen zu erkennen sein, denn kein Mensch kann sich selbst entfliehen: was er immer aus sich hervorbringe, es wird stets den Stempel seines Geistes, seiner Individualität tragen, und darum wird Schiller ein Mädchen ganz anders sprechen lassen, als Goethe, Shakespeare, Chamisso, selbst wenn sich alle diese Dich-

ter ganz objektiv dabei erhalten hätten. Fehlerhaft subjektiv wäre es also nur, wenn man aus dem Mädchen den Dichter selbst sprechen hörte, aber nicht, wenn man aus der wahren Mädchensprache noch des Dichters Individualität erkennt. Je mehr ein Dichter seine eigene Subjektivität in seine Dichtungen einfließen läßt, desto mehr laufen sie Gefahr, einseitig und unverständlich zu werden; denn nur sehr Wenigen ist es verliehen, so bedeutend oder so originell zu empfinden, daß man ihrer Empfindungsweise mit immer neuem Interesse wieder begegnet, wie es z. B. bei Lord Byron und zum Theil selbst bei H. Heine der Fall ist. Selbst so edel ideale Gedichte, wie Hölderlin's, lassen ihrer individuellen Subjektivität wegen den Leser oft kalt.

3. Wahrheit, Idealität.

Das lyrische Gedicht soll innere Wahrheit haben, d. h. so soll ein Herz in dieser Lage wirklich empfinden können (vgl. § 4). Unter dieser Wahrheit hätten wir also nichts Anderes zu verstehen, als die Natürlichkeit und Möglichkeit eines Gefühls. Von ihr hängt die Wirkung des Gedichtes ab; denn nur ein wahrhaft naturgemäßes Gefühl, wie es in tausend Herzen schlummert und im Dichter Sprache gewonnen hat, reißt hin, erweckt in dem Hörer das gleiche Gefühl und findet in allen Herzen einen Wiederhall. Des Dichters Seele soll der Menschheit Seele sein; er soll sein Herz erweitern, daß seines ganzen Volkes Herzen in ihm schlagen. Dann erkennt sich auch die ganze Nation oder die ganze Menschheit in ihm wieder. Was in so viel tausend Gemüthern als dunkle Regung dämmert und in unbewußtem Drange sich nach dem Lichte des Gedankens, des Wortes sehnt, das spricht der wahre Dichter mit klaren Worten aus.

Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen:
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen.

Schiller.

Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen, was ich leide.

Tasso, von Goethe.

Wenn es nur einem wahrhaft menschlichen Gefühle gelingen kann, ein ähnliches Gefühl in Andern zu erwecken, so wird doch auch dieses zur Idealität erhoben werden müssen, um diesen Triumph davon zu tragen. Es sei, welches es wolle, denn die Poesie hat es ja nicht immer mit edlen Gefühlen zu thun, nur sei es in seiner Art energisch, auf den Gipfel gehoben — ideal (vgl. § 3, 3); nur dann wird der Ausdruck durch die Sprache mit Gewalt ergreifend an die Herzen anklopfen. Auf diese Sprache kommt dabei Alles an, denn nur durch sie, durch das treffende Wort wird das innere Leben von Geist zu Geiste getragen; wie soll aber die Sprache Kraft und Leben gewinnen, wenn nicht das Worte suchende Gefühl ideal erhoben ist? Es geht ja ohnehin durch die Aussprache viel verloren, wofür der Dichter gar keine Worte findet. Darum muß das Gefühl im Uebermaaße vorhanden sein, um selbst noch im schwächer gewordenen sprachlichen Ausdrucke als Ruf der Lust oder der Klage, der Andacht oder der Liebe durch die Welt zu dringen.

§ 7. Eintheilung der lyrischen Dichtungsarten.

Die Gedichte, in denen die lyrische Poesie vorherrscht — denn es ist oft auch etwas Episches oder etwas Dramatisches darin — lassen sich unter verschiedene Gesichtspunkte bringen und jeder derselben läßt eine besondere Dichtungsart sehen. Zu solchen Gesichtspunkten führt der Inhalt der Gedichte; daher werden wir eine Dichtungsart für religiöse, für gesellschaftliche, für klagende Gefühle u. s. w. finden. Weil jede Empfindung in verschiedenem Grade, bald in ruhiger Klarheit und sanfter Erregung, bald in schwärmerischer Bewegung und mächtiger Aufgeregtheit da sein kann, so finden wir fast jede lyrische Dichtungsart in einer zweifachen Erscheinung, deren jede ihren besonderen Namen hat (Lied und Ode; auch in der Form sind sie unterschieden). Folgende Tabelle giebt eine Uebersicht davon:

Inhalt.	Name der Dichtungsart bei ruhigem Gefühle (oder in gereimten Strophen).	bei höherer Aufgeregtheit (oder in antiker Form).
1. Irgend ein poetisches Moment aus dem reichen Leben — in kunstgemäßer Form —	Lied	Ode.
2. Aus der Religion	Geistliches Lied	Hymnus.
3. Aus dem geselligen Leben	Geselliges Lied	Dithyrambe.
4. Eine Klage	Elegisches Lied	Elegie.
5. Ein kurzes Urtheil	Epigramm	Gnome.
6. Vertrauliche Mittheilung	Epistel	Heroide.
7. Irgend ein Gefühl — ohne Strophen	Weder Lied noch Ode zu nennen.	

So giebt es also, je nach dem Grade des Gefühls oder nach der deutschen und antiken Form, entweder Lieder oder Oden mit ihren Abarten; da aber mehr Gegenstände geeignet sind, eine ruhigere Empfindung zu erwecken, als eine erhabene und feurige, so giebt es auch mehr Lieder als Oden. Uebrigens sind rein lyrisch gehaltene Lieder seltener, als man glaubt, da sie meistens episches oder didaktisches Element in sich haben.

§ 8. Das Lied.

1) Im Allgemeinen drückt das Lied eine sanftere Empfindung in mäßiger Aufgeregtheit oder Begeisterung aus und kann ebensowohl ernst als heiter sein. Die Empfindung, welche es besingt, ist oft aus der Tiefe der Seele geschöpft und voll ergreifender Innigkeit und Wahrheit, nur hat der Ausdruck derselben etwas Gemäßigtes, Ruhiges, und die Sprache fließt daher leicht und klar dahin. — Das Lied will gesungen sein und hat deshalb außer dem Reime noch eine strophisch geregelte Verseintheilung, falls es nicht etwa nur aus einem einzigen Verse besteht. Strophe aber heißt der in sich abgeschlossene Theil eines Gedichtes, der in derselben Form das ganze Gedicht hindurch sich wiederholt.*) Oft hat das Lied noch einen Refrain, d. h. eine gesang=

*) 2—8zeilige Strophen sind häufig; seltener 9zeilige (Goethe: Hochzeitlied; Körner: Aufruf); 10zeilige nicht so selten als 11zeilige (Arndt: Bei Max v. Schenkendorfs Begräbniß, § 11); 13zeilige und 14zeilige sind z. B. Canzonen und Sonette.

artige Wiederholung, eine Wiederkehr desselben Reimes oder ganzer Zeilen. Dieser gesangartige Charakter findet sich vorzüglich in den heitern Liedern, welche sich überhaupt mehr dem gesangliebenden Volkstone nähern; in der durch Opitz (seit 1624) begründeten Poesie der Gebildeten aber sind die Lieder nicht nur ernster geworden, sondern haben auch häufig mehr den Charakter von Sprech-, als von Singliedern erhalten. [Einen Refrain findet man schon in den Psalmen, z. B. 80, wo Vers 4, 8, 20 dieselbe Bitte enthalten; 99, wo in Vers 3, 5, 9 wiederkehrt: er ist heilig; 136, wo jeder Vers mit den Worten endet: denn seine Güte währet ewiglich.]

a. Lied im weiteren Sinne des Wortes.

Auch erzählende Gedichte erhalten durch eine strophische Form etwas Liederartiges und heißen auch oft Lieder, ohne lyrisch zu sein (Nibelungenlied). Es giebt unzählige erzählende Lieder, welche nicht der Ausdruck eines Gefühles sind; sie heißen aber Lieder, weil sie sich singen lassen. — Selbst Erzählungen ohne regelmäßigen, ja sogar ohne allen Strophenbau werden zuweilen im weitesten Sinne des Wortes Lieder genannt, in welchem Falle Lied gleich Gedicht ist. So sagt z. B. Ernst Schulze von seinem romantischen Epos „Cäcilie“ (in freien Stanzen):

So mag denn weit dies fromme Lied erschallen.

und Mahlmann sagt von Klopstock, indem er auf dessen „Messias“, ein religiöses Epos (in Hexametern), hindeutet:

Da sang dein herrlich Lied die große Weltversöhnung,
Im Schmerz auf Golgatha vollbracht.

Nähe des Geliebten.

Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer 1
Vom Meere strahlt;
Ich denke dein, wenn sich des Mondes Flimmer
In Quellen malt.

Ich sehe dich, wenn auf dem fernen Wege 2
Der Staub sich hebt;
In tiefer Nacht, wenn auf dem schmalen Stege
Der Wand'rer bebt.

Ich höre dich, wenn dort mit dumpfem 3
Rauschen
Die Welle steigt.
Im stillen Haine geh' ich oft zu lauschen,
Wenn Alles schweigt.

Ich bin bei dir, du seist auch noch so ferne, 4
Du bist mir nah!
Die Sonne sinkt, bald leuchten mir die Sterne.
O wärst du da!

Goethe.

Wandrers Nachtlied.

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach! ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

Goethe.

Der Schütz.

Mit dem Pfeil, dem Bogen, 1
Durch Gebirg' und Thal
Kommt der Schütz gezogen
Früh am Morgenstrahl.

2 Wie im Reich der Lüfte
König ist der Weih':
Durch Gebirg und Klüfte
Herrscht der Schütze frei.

3 Ihm gehört das Weite:
Was sein Pfeil erreicht,
Das ist seine Beute,
Was da kreucht und fleucht.

Schiller.

Aufmunterung zur Freude.

1 Wer wollte sich mit Grillen plagen,
So lang' uns Lenz und Jugend blüh'n?
Wer wollt' in seinen Blüthentagen
Die Stirn' in düstre Falten zieh'n?

2 Die Freude winkt auf allen Wegen,
Die durch dies Pilgerleben geh'n,
Sie bringt uns selbst den Kranz entgegen,
Wann wir am Scheidewege steh'n.

3 Noch rinnt und rauscht die Wiesenquelle,
Noch ist die Laube kühl und grün;
Noch scheint der liebe Mond so helle,
Wie er durch Adams Bäume schien!

4 Noch macht der Saft der Purpurtraube
Des Menschen krankes Herz gesund;
Noch schmecket in der Abendlaube
Der Kuß auf einen rothen Mund!

5 Noch tönt der Busch voll Nachtigallen
Dem Jüngling hohe Wonne zu;
Noch strömt, wenn ihre Lieder schallen,
Selbst in zerriss'ne Seelen Ruh'!

6 O wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth, darauf vergnügt zu sein!
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freu'n.

Hölty.

Ermuthigung.

1 Was ist's, das unsterbliche Geister entzückt,
Wenn sie niederblicken zur Welt?
Ein Herz, nie vom Unglück niedergedrückt,
Ein Muth, der im Kampfe sich hält,
Ein gläubiges Auge, das fest und kühn
Zum Himmel empor sich rafft!
Hoch oben, wo die ewigen Sterne blüh'n,
Da wohnet die ewige Kraft!

Die Thräne, welche zur Erde sinkt, 2
Der Erde gehöret sie an;
Zum heiligen Aether der Heimath schwingt
Der göttliche Geist sich hinan!
Die Ruhe, sie wohnt in der Götter Kreis,
Unerschütterlich steht dort ihr Thron;
Und wer nicht muthig zu sterben weiß,
Ist nicht der Unsterblichen Sohn!

Im Thale schleichen die Wolken hin; 3
Vom Berge die Sonne nicht weicht;
Empor, empor, du gedrückter Sinn,
Wohin kein Nebel mehr reicht!
Den Lorbeer wirst du am Ziele schau'n,
Umstrahlt von ewigem Glanz;
Breit' aus den Fittig im kühnen Vertrau'n
Zum immerdar blühenden Kranz!

Es kämpften die Großen der alten Zeit, 4
Die edeln Herzen, wie du;
Sie gingen, die Helden, durch Kampf und Streit
Dem Land der Vergeltungen zu;
Aus ihren versunkenen Gräbern spricht
Eine Stimme, die ewig tönt:
„Wir tranken den Kelch, und zitterten nicht,
„Und wurden mit Ruhme gekrönt!"

Das ist's, was unsterbliche Geister entzückt, 5
Wenn sie niederblicken zur Welt;
Ein Herz, nie vom Unglück niedergedrückt,
Ein Muth, der im Kampfe sich hält,
Ein gläubiges Auge, das fest und kühn
Zum Himmel empor sich rafft!
Hoch oben, wo die ewigen Stern blüh'n,
Da wohnet die ewige Kraft.

Mahlmann.

Trost.

1 Wer einsam sitzt in seiner Kammer
Und schwere, bittre Thränen weint,
Wem nur gefärbt von Noth und Jammer
Die Nachbarschaft umher erscheint;

2 Wer in das Bild vergangner Zeiten
Wie tief in einen Abgrund sieht,
In welchen ihn von allen Seiten
Ein süßes Weh hinunter zieht:

3 Dem ist, als lägen Wunderschätze
Da unten für ihn aufgehäuft,
Nach deren Schloß in wilder Hetze
Mit athemloser Brust er greift.

4 Die Zukunft liegt in öder Dürre
Entsetzlich lang und bang vor ihm,
Er schweift umher, allein und irre,
Und sucht sich selbst mit Ungestüm.

5 Ich fall' ihm weinend in die Arme:
Auch mir war einst wie dir zu Muth;
Doch ich genas von meinem Harme
Und weiß nun, wo man ewig ruht.

6 Dich muß, wie mich, ein Wesen trösten,
Das innig liebte, litt und starb,
Das selbst für die, die ihm am wehsten
Gethan, mit tausend Freuden starb.

7 Er starb, und dennoch alle Tage
Vernimmst du seine Lieb' und ihn,
Und kannst getrost in jeder Lage
Ihn zärtlich in die Arme ziehn.

8 Mit ihm kommt neues Blut und Leben
In dein erstorbenes Gebein,
Und wenn du ihm dein Herz gegeben,
So ist auch seines ewig dein.

9 Was du verlorst, hat er gefunden;
Du triffst bei ihm, was du geliebt,
Und ewig bleibt mit dir verbunden,
Was seine Hand dir wiedergiebt.

Novalis.

An die Natur.

Süße heilige Natur, 1
Laß mich gehn auf deiner Spur!
Leite mich an deiner Hand,
Wie ein Kind am Gängelband!

Wenn ich dann ermüdet bin, 2
Sink' ich dir am Busen hin,
Athme süße Himmelslust,
Hangend an der Mutter Brust.

Ach, wie wohl ist mir bei dir; 3
Will dich lieben für und für!
Laß mich gehn auf deiner Spur,
Süße, heilige Natur!

F. L. zu Stolberg.

Herbstlied.

Feldeinwärts flog ein Vögelein 1
Und sang im muntern Sonnenschein
Mit süßem, wunderbarem Ton:
Ade! ich fliege nun davon!
Weit, weit
Reis' ich noch heut!

Ich horchte auf den Feldgesang, 2
Mir ward so wohl und doch so bang;
Mit frohem Schmerz, mit trüber Lust
Stieg wechselnd bald und sank die Brust.
Herz! Herz!
Brichst du vor Wonn' oder Schmerz?

Doch als ich Blätter fallen sah, 3
Da dacht' ich: ach, der Herbst ist da!
Der Sommergast, die Schwalbe, zieht;
Vielleicht so Lieb' und Sehnsucht flieht
Weit, weit,
Rasch mit der Zeit!

Doch rückwärts kam der Sonnenschein, 4
Dicht zu mir drauf das Vögelein;
Es sah mein thränend Angesicht
Und sang: Die Liebe wintert nicht!
Nein! nein!
Ist und bleibt Frühlingsschein!

Tieck.

Frisch gesungen.

(Gebrochene Nibelungenzeile.)

1 Hab' oft im Kreise der Lieben
In duftigem Grase geruht,
Und mir ein Liedlein gesungen,
Und Alles war wieder gut.

2 Hab' einsam auch mich gehärmet
In bangem, düsterem Muth,
Und habe wieder gesungen,
Und Alles war wieder gut.

3 Und Manches, was ich erfahren,
Verkocht' ich in stiller Wuth,
Und kam ich wieder zu singen,
War Alles auch wieder gut.

4 Sollst nicht uns lange klagen,
Was Alles dir wehe thut,
Nur frisch, nur frisch gesungen,
Und Alles wird wieder gut.

Chamisso.

Freiheit.

1 Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine,
Süßes Engelsbild!
Magst du nie dich zeigen
Der bedrängten Welt?
Führest deinen Reigen
Nur am Sternenzelt?

2 Auch bei grünen Bäumen
In dem lust'gen Wald,
Unter Blüthenträumen
Ist dein Aufenthalt.
Ach das ist ein Leben,
Wenn es weht und klingt,
Wenn dein stilles Weben
Wonnig uns durchdringt,

3 Wenn die Blätter rauschen
Süßen Freundesgruß,
Wenn wir Blicke tauschen,
Liebeswort und Kuß!
Aber immer weiter
Nimmt das Herz den Lauf:
Auf der Himmelsleiter
Steigt die Sehnsucht auf.

Aus den stillen Kreisen 4
Kommt mein Hirtenkind,
Will der Welt beweisen,
Was es denkt und minnt.
Blüht ihm doch ein Garten,
Reift ihm doch ein Feld
Auch in jener harten
SteinerbautenWelt. (d. h. in Städten.)

Wo sich Gottes Flamme 5
In ein Herz gesenkt,
Das am alten Stamme
Treu und liebend hängt; (am Regentenhause.)
Wo sich Männer finden,
Die für Ehr' und Recht
Muthig sich verbinden,
Weilt ein frei Geschlecht.

Hinter dunkeln Wällen, 6
Hinter eh'rnem Thor
Kann das Herz noch schwellen
Zu dem Licht empor.
Für die Kirchenhallen,
Für der Väter Gruft,
Für die Liebsten fallen,
Wenn die Freiheit ruft —

Das ist rechtes Glühen 7
Frisch und rosenroth;
Heldenwangen blühen
Schöner auf im Tod.
Wollest auf uns lenken
Gottes Lieb' und Lust,
Wollest gern dich senken
In die deutsche Brust.

Freiheit, die ich meine, 8
Die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine,
Süßes Engelsbild!
Freiheit, holdes Wesen,
Gläubig, kühn und zart,
Hast ja lang erlesen
Dir die deutsche Art.

M. v. Schenkendorf.

Der Dichter meint eine Freiheitsliebe, welche in inniger Verbindung steht mit Frömmigkeit, Loyalität und der Liebe zu allem Guten und Schönen, nicht eine empörerische Freiheitsliebe.

Winterscene aus Polen 1832.

1 „O mein Kind! nicht aus der Hütte geh!
Würdest dich verirren in dem Schnee;
Heulend freche Wölfe nur und Raben
Halten jetzt im Mondschein ihren Schmaus;
Beutegierige Kosacken graben
Leichen aus dem Schnee heraus.

2 O mein Kind! nicht aus der Hütte geh!
Denn ein Narr schweift draußen durch den Schnee,
Würde dich erschrecken und dich fragen,
Dich, du scheues Kind, der tolle Mann:
Wie man wohl aus den vergangnen Tagen
Wieder heute machen kann?

3 O mein Kind! nicht aus der Hütte geh!
Wenn du dich verirrtest in dem Schnee —
Hast ja keinen Vater, der dich suche,
Heim dich leite an der treuen Hand;
Schläft er unterm kalten Leichentuche?
Irrt er um im fremden Land?

4 Siehe dort: ein kältezitternd Reh
Flüchtet vor den Wölfen durch den Schnee!
Laß es ein, damit es kann erwarmen!
Ja, barmherzig muß man sein, mein Kind,
Daß die Fremden auch so voll Erbarmen
Deinem flücht'gen Vater sind!"

G. Pfizer.

Die sanften Tage.

1 Ich bin so hold den sanften Tagen,
Wann in der ersten Frühlingszeit
Der Himmel, bläulich aufgeschlagen,
Zur Erde Glanz und Wärme streut;
Die Thäler noch von Eise grauen,
Der Hügel schon sich sonnig hebt;
Die Mädchen sich ins Freie trauen,
Der Kinder Spiel sich neu belebt.

Dann steh' ich auf dem Berge droben 2
Und seh' es Alles, still erfreut,
Die Brust von leisem Drang gehoben,
Der noch zum Wunsche nicht gedeiht.
Ich bin ein Kind und mit dem Spiele
Der heiteren Natur vergnügt,
In ihre ruhigen Gefühle
Ist ganz die Seele eingewiegt.

Ich bin so hold den sanften Tagen, 3
Wann ihrer mildbesonnten Flur
Gerührte Greise Abschied sagen;
Dann ist die Feier der Natur.
Sie prangt nicht mehr mit Blüth' und Fülle,
All ihre regen Kräfte ruhn,
Sie sammelt sich in süße Stille,
In ihre Tiefen schaut sie nun.

Die Seele, jüngst so hoch getragen, 4
Sie senket ihren stolzen Flug,
Sie lernt ein friedliches Entsagen,
Erinnerung ist ihr genug.
Da ist mir wohl im sanften Schweigen,
Das die Natur der Seele gab;
Es ist mir so, als dürft' ich steigen
Hinunter in mein stilles Grab.

Uhland.

Lieder mit gesangartigen Wiederholungen.

Wiederhall.

Am Rosenhag im Thal, am Quell der Linden, 1
Da haben meine Lieder oft gerauscht;
Sie hofften gläubig Wiederhall zu finden.
Hast, Wiederhall, den Liedern du gelauscht
Und ahnungsvoll gebebt bei ihrem Klange? —
Lange!

Geahnet hättest du, daß ich dich meinte, 2
Und dich in Schmerz und Lust mit mir vereint?

Und hättest bald, wenn ich verzagend weinte,
Betrübet und verzagend auch geweint?
Und bald gehofft, wenn ich ermuthigt hoffte? —
Ofte!

3 Du kennst das bange, unbegriff'ne Sehnen,
Den Widerstreit in der bewegten Brust?
Den Hochgesang der Freuden und die Thränen,
Den liebgehegten Schmerz, die herbe Lust?
Der Hoffnung Honigseim, des Zweifels Galle? — Alle!

4 Wohlan! Ich werde geh'n, mein Haus zu bauen.
Sei fest, wie ich es bin, gedenke mein!
Den dreien Sternen will ich fest vertrauen,
Die dort der Liebe geben ihren Schein;
Und wirst auch du vertrauen ihrem Schimmer? — Immer!

5 So lebe wohl, du Seele meiner Lieder,
Und nur auf kurze Zeit verstumme du!
Gar bald erweckt dich meine Stimme wieder,
Dann rufen wir es laut einander zu,
Was, ungesagt, verschwiegen nicht geblieben, — Lieben!

(Aus Lebenslieder und Bilder, von Chamisso.)

Aus der Jugendzeit.

1 Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar —
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war!

2 Was die Schwalbe sang, was die Schwalbe sang,
Die den Herbst und Frühling bringt,
Ob das Dorf entlang, ob das Dorf entlang
Das jetzt noch klingt?

3 „Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer;
Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
War Alles leer." *)

4 O du Kindermund, o du Kindermund,
Unbewußter Weisheit froh,
Vogelsprache kund, Vogelsprache kund,
Wie Salomo!

5 O du Heimatsflur, o du Heimatsflur,
Laß zu deinem sel'gen Raum
Mich noch einmal nur, mich noch einmal nur
Entflieh'n im Traum!

6 Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
War die Welt mir voll so sehr,
Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
War Alles leer.

7 Wohl die Schwalbe kehrt', wohl die Schwalbe kehrt',
Und der leere Kasten schwoll; —
Ist das Herz geleert, ist das Herz geleert,
Wird's nicht mehr voll!

8 Keine Schwalbe bringt, keine Schwalbe bringt
Dir zurück, wonach du weinst;
Doch die Schwalbe singt, doch die Schwalbe singt
Im Dorf wie einst:

9 „Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer,
Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
War Alles leer!"

Fr. Rückert.

Die Feier der Leipziger Schlacht.

1 Was strahlt auf der Berge nächtlichen Höh'n
Wie heilige Opferflammen?

*) Der gemeine Mann deutet sich den Gesang der Dorfschwalbe so: Da ich fort zog, da ich fort zog, waren alle Kisten und Kasten voll; da ich wieder kam, da ich wieder kam, war Alles wüst und leer. Allgem. Naturgesch. von Oken, 7. Bd. S. 93.

Was umschwebet uns heimlich, wie Geister-
weh'n,
Und sagt, uns sei heute was Großes ge-
scheh'n,
Und führet uns feiernd zusammen?
Wir feiern die herrliche Siegesnacht
Des Kampfes für Freiheit, die Leipziger
Schlacht!

2 All' unsre Ahnen der ältesten Zeit
Aus Hermanns und Wittekinds Tagen,
Die Staufen und die sich ihrer gefreut,
Eugen, der bei Hochstädt die Franken ge-
bläut
Und die Türken bei Belgrad ge-
schlagen,
Sie feiern mit uns die herrliche Nacht,
Das Gedächtniß der rettenden Leipziger
Schlacht.

3 Ihr, die ihr die bessere Zukunft ge-
glaubt,
Drum bei Lützen und Bautzen ge-
rungen,
Den Franken bei Beeren den Lorbeer ge-
raubt,
Bei Dennewitz durstig nach Rache ge-
schnaubt,
Elemente am Katzbach bezwungen,
Ihr, die ihr das Heil uns näher gebracht,
Auf, feiert mit uns die Leipziger Schlacht!

4 Und wer an den herrlichen Tagen sank
Für Deutschlands heilige Sache,
Ihn preise hoch unser Jubelgesang,
Ihn ehre laut jedes Deutschen Dank,
Sein Opfertod mahne zur Rache.
Er selber schau' aus der Sternennacht
Triumphirend herab auf die Feier der Schlacht.

5 Auf, all' ihr Entsproff'nen auf Deutsch-
lands Flur,
Ihr Söhne nie wankender Väter!
Gott hat uns gezeiget die hehre Spur;
So laßt uns denn treten zum heiligen
Schwur,
Die Flamme schlägt höher und röther:
Wo Knechtschaft im Lande der Eichen er-
wacht,
Da flatt're das Banner der Leipziger Schlacht.

Wen je noch das heilige Deutschland er- 6
nährt
Nach tausend und tausend Jahren,
Dem werde schon früh von der Mutter
gelehrt,
Was Gott uns für Heil bei Leipzig be-
scheert
Und die Kraft uns'rer heiligen Schaa-
ren;
Ja, wer nach Deutschlands Ehrentag fragt,
Dem sage man von der Leipziger Schlacht.

Hell lodre die Flamm' auf der Berge 7
Höh'n,
Noch heller die Flamm' in den Herzen.
In Deutschland soll Jeder für Alle steh'n
Und keck jedem Dränger in's Auge seh'n
Und errungenes Gut nicht verscherzen;
Und wenn der Freiheit Posaune kracht,
Unser Feldgeschrei schalle: die Leipziger
Schlacht!

Erzählendes Gedicht als Lied.

Andreas Hofer.

Als der Sandwirth von Passeier 1
Innsbruck hat mit Sturm genommen,
Die Studenten ihm zur Feier
Mit den Geigen Mittags kommen;
Laufen alle aus der Lehre,
Ihm ein Hochvivat zu bringen,
Wollen ihm zu seiner Ehre
Seine Heldenthaten singen.

Doch der Held gebietet Stille; 2
Spricht dann ernst: Legt hin die Geigen!
Ernst ist Gottes Kriegeswille:
Wir sind all' dem Tode eigen!
Ich ließ nicht um lust'ge Spiele
Weib und Kind in Thränen liegen;
Weil ich nach dem Himmel ziele,
Kann ich ird'sche Feind' besiegen.

Kniet bei euern Rosenkränzen, 3
Dies sind meine froh'sten Geigen!
Wenn die Augen betend glänzen,
Wird sich Gott der Herr drin zeigen.

Betet leise für mich Armen;
Betet laut für unsern Kaiser!
Dies ist mir das liebste Karmen;
Gott schütz' edle Fürstenhäuser!

4 Ich hab' keine Zeit zum Beten.
Sagt dem Herrn der Welt, wie's stehe;
Wie viel Leichen wir hier sä'ten
In dem Thal und auf der Höhe;
Wie wir hungern, wie wir wachen,
Und wie viele brave Schützen
Nicht mehr schießen, nicht mehr lachen.
Gott allein kann uns beschützen!

v. Schenkendorf.
(Auch besungen v. Jul. Mosen und Ida v. Hahn-Hahn.)

Das Erkennen.

1 Ein Wanderbursch mit dem Stab in der Hand
Kommt wieder heim aus dem fremden Land.

2 Sein Haar ist bestäubt, sein Antlitz verbrannt,
Von wem wird der Bursch wohl zuerst erkannt?

3 So tritt er ins Städtchen, in's alte Thor,
Am Schlagbaum lehnt just der Zöllner davor.

4 Der Zöllner, der war ihm ein lieber Freund,
Oft hatte der Becher die Beiden vereint.

5 Doch sieh — Freund Zollmann erkennt ihn nicht,
Zu sehr hat die Sonn' ihm verbrannt das Gesicht.

6 Und weiter wandert nach kurzem Gruß
Der Bursche und schüttelt den Staub vom Fuß.

7 Da schaut aus dem Fenster sein Schätzlein fromm, —
„Du blühende Jungfrau, viel schönen Willkomm!"

Doch sieh — auch das Mädchen erkennt ihn nicht, 8
Die Sonn' hat zu sehr ihm verbrannt das Gesicht.

Und weiter geht er die Straße entlang, 9
Ein Thränlein hängt ihm an der braunen Wang'.

Da wankt von dem Kirchsteig sein Mütterchen her; 10
„Gott grüß euch", so spricht er, und sonst nichts mehr.

Doch sieh — das Mütterchen schluchzet voll Lust: 11
„Mein Sohn!" und sinkt an des Burschen Brust.

Wie sehr auch die Sonn' sein Antlitz verbrannt, 12
Das Mutteraug' hat ihn doch gleich erkannt.

Vogl.

Die Heinzelmännchen.

Wie war zu Köln es doch vordem 1
Mit Heinzelmännchen so bequem!
Denn, war man faul — man legte sich
Hin auf die Bank und pflegte sich:
Da kamen bei Nacht,
Ehe man's gedacht,
Die Männlein, und schwärmten
Und klappten und lärmten
Und rupften
Und zupften
Und hüpften und trabten
Und putzten und schabten ....
Und eh' ein Faulpelz noch erwacht, ...
War all sein Tagewerk..... bereits gemacht!

Die Zimmerleute streckten sich 2
Hin auf die Spän' und reckten sich;
Indessen kam die Geisterschaar
Und sah, was da zu zimmern war:
Nahmen Meißel und Beil
Und die Säg' in Eil'.
Sie sägten und stachen
Und hieben und brachen,

Berappten
Und klappten,
Visirten wie Falken
Und setzten die Balken . . . .
Eh sich's der Zimmermann versah . . .
Klapp, stand das ganze Haus . . . . schon fertig da!

3 Beim Bäckermeister war nicht Noth,
Die Heinzelmännchen buken Brot.
Die faulen Burschen legten sich,
Die Heinzelmännchen regten sich —
Und ächzten daher
Mit den Säcken schwer!
Und kneteten tüchtig,
Und wogen es richtig,
Und hoben
Und schoben
Und fegten und backten
Und klopften und hackten.
Die Burschen schnarchten noch im Chor:
Da rückte schon das Brot.... das neue, vor!

4 Beim Fleischer ging es fast so zu:
Gesell und Bursche lag in Ruh';
Indessen kamen die Männlein her
Und hackten das Schwein die Kreuz und Quer.
Das ging so geschwind
Wie die Mühl' im Wind:
Die klappten mit Beilen,
Die schnitzten an Speilen,
Die spülten,
Die wühlten
Und mengten und mischten
Und stopften und wischten.
That der Gesell die Augen auf:
Wapp! hing die Wurst schon da zum Ausverkauf!

5 Beim Schenken war es so: es trank
Der Küfer, bis er niedersank;
Am hohlen Fasse schlief er ein,
Die Männlein sorgten um den Wein,
Und schwefelten fein
Alle Fässer ein,
Und rollten und hoben
Mit Winden die Kloben,
Und schwenkten
Und senkten
Und gossen und panschten
Und mengten und manschten.
Und eh' der Küfer noch erwacht,
War schon der Wein geschönt und fein gemacht!

Einst hatt' ein Schneider große Pein: 9
Der Staatsrock sollte fertig sein;
Warf hin das Zeug und legte sich
Hin auf das Ohr und pflegte sich.
Da schlüpften sie frisch
In den Schneidertisch,
Und schnitten und rückten
Und nähten und stickten
Und faßten
Und paßten
Und strichen und guckten
Und zupften und ruckten.
Und eh' mein Schneiderlein erwacht:
War Bürgermeisters Rock bereits gemacht!

Neugierig war des Schneiders Weib, 7
Und macht sich diesen Zeitvertreib:
Streut Erbsen hin die ganze Nacht;
Die Heinzelmännchen kommen sacht;
Eins fährt nun aus,
Schlägt hin im Haus;
Die gleiten von Stufen
Und plumpen in Kufen;
Die fallen
Mit Schallen;
Die lärmen und schreien
Und vermaledeien!
Sie springt hinunter auf den Schall
Mit Licht: husch, husch, husch, husch! — verschwunden All'!

O weh, nun sind sie alle fort, 8
Und keines ist mehr hier am Ort!
Man kann nicht mehr wie sonsten ruhn,
Man muß nun Alles selber thun!
Ein Jeder muß fein
Selbst fleißig sein,
Und kratzen und schaben
Und rennen und traben
Und schniegeln
Und biegeln
Und klopfen und hacken
Und kochen und backen.

Ach, daß es noch wie damals wär'!
Doch kommt die schöne Zeit nicht wieder her!

Kopisch.

2) Zahllose Gegenstände können zu einem Liede begeistern. Man nennt es deshalb auch oft nach seinem besonderen Inhalte und hat daher Wanderlieder, Schiffer-, Vaterlands-, Kriegs-, Griechenlieder, Frühlings-, Liebeslieder u. s. w.; wogegen man nicht sagt: Ermunterungs-, Beruhigungs-, Hoffnungslieder u. s. w. Es gelten für das besondere Lied jedoch dieselben Regeln, wie für das Lied im Allgemeinen. [Wer der geschichtlichen Entwickelung des Liedes nachgeht, findet als Anfang der lyrischen Poesie das Volkslied, dann das ritterliche Minnelied mit kunstreicher Form und artigem Inhalte, dem das oft überkünstelte Lied der Meistersänger folgte, zuletzt reichlich wieder vom Volksliede überwuchert. Seit Luther brach sich das geistliche Lied eine breite Bahn. Seit Opitz blüht das Lied, welches gelehrte Bildung verräth und mit Klopstock ganz in die griechische Odenform übergeht. Erst mit Goethe bekommt das deutsche Lied einen neuen Aufschwung in einfacher Natürlichkeit und Innigkeit des Gefühles. Seitdem heben sich einzelne Richtungen besonders hervor: Kriegslieder, Griechenlieder, Polenlieder, Politische Lieder u. dgl.]

b. Das Volkslied (Bd. 2. S. 93).

Eine der besonderen Liederarten heißt Volkslied, d. h. das Lied, wie es als echte Naturpoesie aus dem Munde des Volkes selbst gekommen ist und auch nur mündlich sich lange fortgepflanzt hat. Den Verfasser kennt man gewöhnlich nicht, und hier und da hat man an einem solchen Liede auch etwas geändert: es wird eben nirgend als bloß einem Einzigen angehörig betrachtet, sondern wie Volksgefühl, Volksgeschichte und Volksbeschäftigung sich darin abspiegelt, so gilt es auch überall als Volks-Eigenthum, an dem man zeit- und ortgemäß etwas verändern darf. Naturwahrheit eines Gefühles, keineswegs immer eines lobenswürdigen, und Originalität der Anschauung — darin besteht der Werth der besseren unter den Volksliedern; und weil Gedichte, welche diese beiden Eigenschaften haben, nie absichtlich gemacht, sondern stets aus innerem Drange hervorgequollen sind, so liegt auch in ihrer Ausdrucksweise meistens eine Naivetät, die für uns einen Reiz besitzt, uns wohl auch tiefere Blicke in das Volksleben und in das Menschenherz werfen läßt. Es giebt darunter neben viel Unbedeutendem die herrlichsten Gedichte, die aber größtentheils nur von denen erkannt werden, welche nicht verlernt haben natürlich zu empfinden, die einen kräftigen, unverhüllten Ausdruck nicht scheuen und deren Gefühl nicht schön klingender Phrasen bedarf, um erregt zu werden, sondern die auch aus den einfachsten Worten und aus ungefüger Form den inneren Gehalt herausfinden. — Seit Opitz waren diese Lieder von den Gebildeten gar nicht mehr beachtet worden; aber seit den „Volksliedern" v. Herder (1778) und „des Knaben Wunderhorn" v. Arnim und Brentano (1808) hat man sie aus ihrer Vergessenheit wieder hervorgezogen. (Die interessanteste Sammlung ist wohl die von Uhland begonnene; ähnlich ist die von Mittler 1855; reicher der Liederchor von Erk.) — Auch von den gebildeten Dichtern werden zuweilen sogenannte Volkslieder gemacht, d. h. Lieder, welche im Volkstone Gegenstände besingen, die dem Volksinteresse angehören, z. B. Ueb' immer Treu' und Redlichkeit, v. Hölty; Preußische Kriegslieder von einem Grenadier, v. Gleim 2c. Hierher sind auch

die Gedichte zu rechnen, welche Hebel, v. Holtei u. A. im Volksdialekte gedichtet haben (vgl. Bd. 2. S. 326).

Wanderlied.

1 Wohlauf! noch getrunken
Den funkelnden Wein!
Ade nun, ihr Lieben!
Geschieden muß sein.
Ade nun, ihr Berge,
Du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne
Mich mächtig hinaus.

2 Die Sonne, sie bleibet
Am Himmel nicht steh'n;
Es treibt sie, durch Länder
Und Meere zu gehn.
Die Woge nicht haftet
Am einsamen Strand;
Die Stürme, sie brausen
Mit Macht durch das Land.

3 Mit eilenden Wolken
Der Vogel dort zieht,
Und singt in der Ferne
Ein heimatlich Lied.
So treibt es den Burschen
Durch Wälder und Feld,
Zu gleichen der Mutter,
Der wandernden Welt.

4 Da grüßen ihn Vögel
Bekannt über'm Meer;
Sie flogen von Fluren
Der Heimat hieher.
Da duften die Blumen
Vertraulich um ihn;
Sie trieben vom Lande
Die Lüfte dahin.

5 Die Vögel, die kennen
Sein väterlich Haus.
Die Blumen einst pflanzt' er
Der Liebe zum Strauß;
Und Liebe, die folgt ihm,
Sie geht ihm zur Hand;
So wird ihm zur Heimat
Das ferneste Land.

Just. Kerner.

Schifferlied.

Auf, Matrosen, die Anker gelichtet, 1
Segel gespannt, den Kompaß gerichtet!
Liebchen, Ade!
Scheiden thut weh'!
Morgen geht's in die wogende See.

Dort draußen auf tobenden Wellen 2
Schwankende Schiff' an Klippen zerschellen;
In Sturm und Schnee
Wird mir so weh,
Daß ich auf immer vom Liebchen geh.

Einen Kuß noch von rosigen Lippen, 3
Und ich fürchte nicht Sturm und nicht Klippen.
Brause du, See!
Sturmwind, weh'!
Wenn ich mein Liebchen nur wiederseh'!

Und seh' ich die Heimat nicht wieder, 4
Reißen die Fluthen mich nieder
Tief in die See,
Liebchen, Ade!
Wenn ich dich droben nur wiederseh'!

Frühlingsgruß an das Vaterland. 1814.

Wie mir deine Freuden winken 1
Nach der Knechtschaft, nach dem Streit!
Vaterland, ich muß versinken
Hier in deiner Herrlichkeit.
Wo die hohen Eichen sausen,
Himmelan das Haupt gewandt,
Wo die starken Ströme brausen,
Alles das ist deutsches Land.

Von dem Rheinfall hergegangen 2
Komm' ich, von der Donau Quell,
Und in mir sind aufgegangen
Liebessterne mild und hell;
Niedersteigen will ich, strahlen
Soll von mir der Freudenschein
In des Neckars frohen Thalen
Und am silberblauen Main.

3 Weiter, weiter mußt du dringen,
Du mein deutscher Freiheitsgruß!
Sollst vor meiner Hütte klingen
An dem fernen Memelfluß.
Wo noch deutsche Worte gelten,
Wo die Herzen stark und weich
Zu dem Freiheitskampf sich stellten,
Ist auch heil'ges deutsches Reich.

4 Alles ist in Grün gekleidet,
Alles strahlt im jungen Licht,
Anger, wo die Heerde weidet,
Hügel, wo man Trauben bricht;
Vaterland! in tausend Jahren
Kam dir solch ein Frühling kaum;
Was die hohen Väter waren,
Heißet nimmermehr ein Traum.

5 Aber einmal müßt ihr ringen
Noch in ernster Geisterschlacht
Und den letzten Feind bezwingen,
Der im Innern drohend wacht.
Haß und Argwohn müßt ihr dämpfen,
Geiz und Neid und böse Lust;
Dann nach langen, schweren Kämpfen
Kannst du ruhen, deutsche Brust.

6 Jeder ist dann reich an Ehren,
Reich an Demuth und an Macht;
So nur kann sich recht verklären
Unsers Kaisers heil'ge Pracht.
Alte Sünden müssen sterben
In der gottgesandten Fluth,
Und an einen sel'gen Erben
Fallen das entsühnte Gut.

7 Segen Gottes auf den Feldern,
In des Weinstocks heil'ger Frucht;
Manneslust in grünen Wäldern,
In den Hütten frohe Zucht;
In der Brust ein frommes Sehnen,
Ew'ger Freiheit Unterpfand;
Liebe spricht in zarten Tönen
Nirgends wie im deutschen Land.

8 Ihr in Schlössern, ihr in Städten,
Welche schmücken unser Land,
Ackersmann, der auf den Beeten
Deutsche Frucht in Garben band,
Traute deutsche Brüder, höret
Meine Worte alt und neu:
Nimmer wird das Reich zerstöret,
Wenn ihr einig seid und treu!

M. v. Schenkendorf.

Griechenlied.

Der Greis auf Hydra.

Ich stand auf hohem Felsen, tief unter mir die Fluth;
Da schwang sich meine Seele empor zu freiem Muth.
Ich ließ die Blicke schweifen weit über Land und Meer:
So weit, so weit sie reichen, klirrt keine Kette mehr;
So weit, so weit sie reichen, kein halber Mond zu sehn:
Auf Bergen, Thürmen, Masten die heil'gen Kreuze wehn;
So weit, so weit sie reichen, es hebt sich jede Brust
In Eines Glaubens Flamme, in Einer Lieb' und Lust.
Und Alles, was uns fesselt, und Alles, was uns drückt,
Was einen nur bekümmert, was einen nur entzückt,
Wir werfen's in das Feuer, wir senken's in die Fluth,
Die wogt durch Aller Herzen in einer heil'gen Gluth.

Ich sehe Schiffe fahren, die stolze Woge braust;
Ist es der Sturm der Freiheit, der in die Segel saust?
Heil euch und eurer Reise! Heil eurer schönen Last!
Heil eurem ganzen Baue vom Kiele bis zum Mast!
Ihr steuert durch die Fluthen nach einem edlen Gut:
Ihr holt des Sieges Blume, die wächst im Heldenblut.

Es donnert aus der Ferne; ist es der Gruß der Schlacht?
Ist es der Wogen Brandung, die an die Felsen kracht?
Das Herz will mir zerspringen bei dieses Donners Ton!
Ich bin zu alt zum Kampfe und habe keinen Sohn!

Wilh. Müller.

Liebeslied.

Die Verlobte.

1 Du Ring an meinem Finger,
Mein goldnes Ringelein,
Ich drücke dich fromm an die Lippen,
Dich fromm an das Herze mein.

2 Ich hatt' ihn ausgeträumet,
Der Kindheit friedlichen Traum;
Ich fand allein mich, verloren
Im öden, unendlichen Raum.

3 Du Ring an meinem Finger,
Du hast mich erst belehrt,
Hast meinem Blick erschlossen
Des Lebens unendlichen Werth.

4 Ich werd' Ihm dienen, Ihm leben,
Ihm angehören ganz,
Hin selber mich geben und finden
Verklärt mich in Seinem Glanz.

5 Du Ring an meinem Finger,
Mein goldnes Ringelein,
Ich drücke dich fromm an die Lippen,
Dich fromm an das Herze mein!

Aus Frauenliebe und Leben,
v. Chamisso.

Volkslieder.

1 Froh will ich sein: wann's nur dir wohl geht,
Wann schon mein jung frisch Leben in Trauerheit steht.

2 Alle Wässerlein auf Erden, die haben ihren Lauf;
Kein Mensch ist hier auf Erden, der mir mein Herz macht auf.

Die Sonn' und der Mond, das ganze Firmament, 3
Soll Alles für mich trauern bis an mein selig End.

Aus den Dorfgeschichten von Auerbach, I. Bd.

Wie naiv ist in der ersten Strophe die wahre Liebe ausgedrückt, die im Schmerze noch froh ist, wenn sie nur den Geliebten glücklich sieht! und wie stark drückt sich die Traurigkeit in der letzten Strophe aus! In der mittelsten ist, wie in Volksliedern oft, der Zusammenhang undeutlich: Jedes Bächlein hat seinen besonderen Weg; so auch hat mein Herz Gefühle, die kein Anderer versteht, und es bleibt verschlossen vor Anderen.

Ach Gott, wie weh thut scheiden! 1
Hat mir mein Herz verwund't.
So trab' ich über die Haiden
Und trauer' zu aller Stund'.
Der Stunden sind so viel!
Mein Herz trägt heimlich's Leiden,
Wiewohl ich oft fröhlich bin.

Hatt' mir ein Gärtlein gebauet 2
Von Veilchen und grünem Klee;
Ist mir zu früh erfroren,
Thut meinem Herzen weh;
Ist mir erfroren bei Sonnenschein
Ein Kraut: Je länger je lieber,
Ein Blümlein: Vergiß nicht mein.

Das Blümlein, das ich meine, 3
Das ist von edler Art,
Ist aller Tugend reine,
Ihr Mündlein, das ist zart;
Ihre Aeuglein, die sind hübsch und fein,
Wann ich an sie gedenke —
Wie gern ich wollt' bei ihr sein!

Sollt' mich meines Buhlen erwegen,*) 4
Als oft ein Anderer thut,

*) „Mir ihn aus dem Sinne schlagen." — Bei Uhland ist die Orthographie eine andere, volksthümliche; da man aber solch ein Lied nach dem Gehöre aufschreibt, schien es bei dem Zwecke dieses Buches unbedenklich, es in hochdeutscher Sprache wiederzugeben.

Sollt' führen ein fröhliches Leben,
Dazu einen leichten Muth.
Das kann und mag doch nicht sein;
Gesegne dich Gott im Herzen!
Es muß geschieden sein.

(Aus den Volksliedern von Uhland. 1844. Nr. 67.)

Preußisches Grenadierlied aus dem siebenjährigen Kriege.

(Dem Volkstone nachgedichtet.)

1 Friderikus Rex, unser König und Herr,
Der rief seine Soldaten allesammt in's Gewehr:
Zweihundert Bataillons und an die tausend Schwadronen,
Und jeder Grenadier kriegt sechzig Patronen.

2 „Ihr verfluchten Kerls," sprach seine Majestät,
„Daß Jeder in der Bataille seinen Mann mir steht!
„Sie gönnen mir nicht Schlesien und die Grafschaft Glaz
„Und die hundert Millionen in meinem Schatz."

3 „Die Kaiserin hat sich mit den Franzosen alliirt,
„Und das römische Reich gegen mich revoltirt,
„Die Russen sein gefallen in Preußen ein,
„Auf, laßt uns sie zeigen, daß wir brave Landskinder sein."

4 „Meine Generale Schwerin und Feldmarschall von Keith
„Und der Generalmajor von Ziethen sind allemal bereit;
„Kotz Mohren, Blitz und Kreuzelement,
„Wer den Fritz und seine Soldaten noch nicht kennt!"

5 Nun Adjö, Lowise, wisch ab das Gesicht,
Eine jede Kugel die trifft ja nicht,
Denn träf' jede Kugel apart ihren Mann,
Wo kriegten die Könige ihre Soldaten dann!

Die Musketenkugel macht ein kleines Loch, 6
Die Kanonenkugel ein weit größeres noch.
Die Kugeln sind alle von Eisen und Blei,
Doch manche Kugel geht manchem vorbei!

Unsre Artillerie hat ein fürtrefflich Kaliber, 7
Und von den Preußen geht keiner nicht zum Feinde nicht über;
Die Schweden, die zahlen verflucht schlechtes Geld,
Wer weiß, ob der Oestreicher besseres hält.

Mit Pomade bezahlt den Franzosen sein König, 8
Wir kriegen's alle Wochen bei Heller und Pfennig.
Kotz Mohren, Blitz und Kreuzelement,
Wer kriegt so prompt, wie der Preuße sein Traktament!

Friderikus, mein König, den der Lorbeerkranz ziert, 9
Ach hättest du nur öfters zu plündern permittirt,
Friderikus Rex, mein König und Held,
Wir schlügen den Teufel für dich aus der Welt.

Willibald Alexis.

Wächterruf.

Loset, was i euch will sage! 1
d' glocke hat zehni gschlage.
Jtz betet und iez gönt ins bett,
und wer e ruehig gwiße het,
schlof sanft und wol: im himmel wacht
e heiter aug die ganzi nacht.

Loset, was i euch will sage! 2
d' glocke hat ölfi gschlage.
Und wer no an der arbet schwitzt,
und wer no by de charte sitzt,
Dem bieti iez zum letztemol —
's isch hochi zit — und schlofet wohl!

Loset, was i euch will sage! 3
d' glocke hat zwölfi gschlage.
Und wo no in der mitternacht
e gmüet in schmerz und chummer wacht,

so geb der Gott e ruihige stund,
und mach di wider fro und gsund.

4 Loset, was i euch will sage!
d' glocke hat eis gschlage.
Und wo mit Satans gheiß und rot
e dieb uf dunkle pfade got,
i wills nit hoffe, aber geschiehts —
gang heim! der himmlisch Vater siehts. —

5 Loset, was i euch will sage!
d' glocke hat zwey gschlage.
Und wem scho wider, ehs no tagt,
die schweri sorg am herze nagt,
du arme tropf, di schlof isch hi!
Gott sorgt! es wär nit nötig gsi!

6 Loset, was i euch will sage!
d' glocke hat drü gschlage.
Die morgestund am himmel schwebt,
und wer im fried den tag erlebt,
dank Gott und faß e frohe muet
und gang ans gschäft, und — halt di guet!

Hebel.
(Allemannisch.)

§ 9. Die Ode.

Sie ist ein Erguß des Gefühls bei mächtigerer Begeisterung oder erhabenerer Stimmung, und drückt also entweder eine feurigere, ungestümere, oder eine erhabenere Empfindung aus, als das Lied; ihr Charakter ist daher nie scherzhaft. Ihre Sprache ist, der Stimmung des Dichters gemäß, gedrungener, schwungvoller als die des Liedes, freilich auch durch daraus hervorgehende ungewöhnliche Wortstellung manchmal unverständlicher. Ihre Form ist meistens ein antikes Metrum (vgl. S. 15 f.), doch giebt es auch Oden in Liedesform mit Reimen, auch Oden in ganz freiem, ungeregeltem Rhythmus, wobei der Dichter jedoch ebenfalls den Wohlklang sehr berücksichtiget und keinesweges willkürlich verfährt.

a) Durch die antiken Versmaaße erhält das Gebiet der Oden eine Erweiterung, indem auch ein Gedicht mit liederartigem Inhalte, d. h. sanfter Empfindung, eine Ode heißt, sobald es in antike Form gefaßt ist (vgl. z. B. manche Ode von Hölty und Hölderlin).

Uebergang vom Liede zur Ode.

Winternacht.

Vor Kälte ist die Luft erstarrt, 1
Es kracht der Schnee von meinen Tritten,
Es dampft mein Hauch, es klirrt mein Bart;
Nur fort, nur immer fort geschritten!

Wie feierlich die Gegend schweigt! 2
Der Mond bescheint die alten Fichten,
Die, sehnsuchtsvoll zum Tod geneigt,
Den Zweig zurück zur Erde richten.

Frost, friere mir in's Herz hinein! 3
Tief in das heißbewegte, wilde!
Daß einmal Ruh' mag drinnen sein,
Wie hier im nächtlichen Gefilde!

Nikol. Lenau.

Kommunion.

Da schiff' ich im blitzenden Mittagsschein 1
Auf blauem, wallendem See allein;
Die Luft so stille, die Fluth so stumm,
Die starrenden Berge so groß ringsum.

Am Ufergestad', wo die Fluth zerschellt, 2
Da reifet das Korn im goldenen Feld.
Da droben kocht auf dem Felsgestein
In blutigen Reben der heilige Wein!

Natur, so mild, so wunderbar, 3
Du bietest in Brot und Wein dich dar;
Atome im Wasser, in Luft und Erd'
Werden Opferfrüchte am Sonnenheerd!

Ich stelle mich aufrecht im schwankenden 4
Boot —
Natur, ich esse dein heiliges Brot!
Ich heb' einen Kelch mit Weinesglut —
Natur, ich trinke dein heiliges Blut!

5 Dein Blut wird Blut in den Adern hier,
Dein Brot wird Fleisch in dem Leibe mir.
O Mutter Natur, seine Kommunion
Hält feierlich heute der Erdensohn!

Alfred Meißner.

Oden in antiken Versmaaßen, vgl. S. 19.

Rückkehr in die Heimat.

(Alkäisches Versmaaß.)

1 Ihr milden Lüfte, Boten Italiens!
Und du mit deinen Pappeln, geliebter Strom!
Ihr wogenden Gebirg'! o all' ihr
Sonnigen Gipfel! so seid ihr's wieder!

2 Du stiller Ort! In Träumen erschienst du fern
Nach hoffnungslosem Tage dem Sehnenden,
Und du mein Haus, und ihr Gespielen,
Bäume des Hügels, ihr wohlbekannten!

3 Wie lang ist's, o wie lange! Des Kindes Ruh'
Ist hin, und hin ist Jugend und Lieb' und Glück, —
Doch du, mein Vaterland, du heilig
Duldendes, siehe, du bist geblieben!

4 Und darum, daß sie dulden mit dir, mit dir
Sich freu'n, erziehst du, Theures, die Deinen auch,
Und mahnst in Träumen, wenn sie ferne
Schweifen und irren, die Ungetreuen!

5 Und wenn im heißen Busen dem Jünglinge
Die eigenmächt'gen Wünsche besänftiget
Und stille vor dem Schicksal sind, dann
Giebt der Geläuterte dir sich lieber.

6 Lebt wohl denn, Jugendtage, du Rosenpfad
Der Lieb', und all ihr Pfade des Wanderers,
Lebt wohl! und nimm und segne du mein
Leben, o Himmel der Heimat, wieder!

Hölderlin.

Menschenbeifall.

(Viertes Asklepiadeisches Versmaaß.)

Ist nicht heilig mein Herz, schöneren Lebens voll, 1
Seit ich liebe? Warum achtetet ihr mich mehr,
Da ich stolzer und wilder,
Wortereicher und leerer war?

Ach! der Menge gefällt, was auf den Marktplatz taugt, 2
Und es ehret der Knecht nur den Gewaltsamen;
An das Göttliche glauben
Die allein, die es selber sind.

Hölderlin.

An Fanny.

(Alkäisches Versmaaß.)

Wenn einst ich todt bin, wenn mein Gebein zu Staub 1
Ist eingesunken, wenn du, mein Auge, nun
Lang über meines Lebens Schicksal,
Brechend im Tode, nun ausgeweint hast,

Und still anbetend da, wo die Zukunft ist, 2
Nicht mehr hinauf blickst; wenn mein ersungner Ruhm,
Die Frucht von meiner Jünglingsthräne,
Und von der Liebe zu dir, Messias,

Nun auch verweht ist, oder von Wenigen 3
In jene Welt hinüber gerettet ward;
Wenn du alsdann auch, meine Fanny,
Lange schon todt bist, und deines Auges

Still heitres Lächeln und sein beseelter Blick 4
Auch ist verloschen; wenn du, vom Volke nicht
Bemerket, deines ganzen Lebens
Edlere Thaten nunmehr gethan hast,

Des Nachruhms werther, als ein unsterblich Lied; 5
Ach wenn du dann auch einen Beglückteren
Als mich geliebt hast, laß den Stolz mir,
Einen Beglückteren, doch nicht Edlern:

6 Dann wird ein Tag sein, den werd' ich auferstehn!
Dann wird ein Tag sein, den wirst du auferstehn!
Dann trennt kein Schicksal mehr die Seelen,
Die du einander, Natur, bestimmtest.

7 Dann wägt, die Wagschaal' in der gehobnen Hand,
Gott Glück und Tugend gegen einander gleich;
Was in der Dinge Lauf jetzt mißklingt,
Tönet in ewigen Harmonieen!

8 Wenn dann du dastehst, jugendlich auferweckt,
Dann eil' ich zu dir! säume nicht, bis mich erst
Ein Seraph bei der Rechten fasse
Und mich, Unsterbliche, zu dir führe.

9 Dann soll dein Bruder, innig von mir umarmt,
Zu dir auch eilen! Dann will ich thränenvoll,
Voll froher Thränen jenes Lebens,
Neben dir stehn, dich mit Namen nennen,

10 Und dich umarmen! Dann, o Unsterblichkeit,
Gehörst du ganz uns! Kommt, die das Lied nicht singt,
Kommt, unaussprechlich süße Freuden!
So unaussprechlich, als jetzt mein Schmerz ist.

11 Rinn' unterdeß, o Leben! Sie kommt gewiß,
Die Stunde, die uns nach der Cypresse ruft!
Ihr andern, seid der schwermuthsvollen
Liebe geweiht, und umwölkt und dunkel!

Klopstock.

Der Vesuv im Dezember 1830.

(Sapphisches Versmaaß.)

Schön und glanzreich ist des bewegten Meeres 1
Wellenschlag, wenn tobenden Lärms es anbraust;
Doch dem Feu'r ist kein Element vergleichbar,
Weder an Allmacht,

Noch an Reiz für's Auge. Bezeug' es Jeder, 2
Der zum Rand abschüssiger Kratertiefe,
Während Nacht einhüllt die Natur, mit Vorwitz
Staunend emporklimmt;

Wo im Sturmschritt rollender Donner machtvoll 3
Aus dem anwuchsdrohenden, steilen Kegel
Fort und fort auffahren in goldner Unzahl
Flammige Steine,

Deren Last, durch Gluthen und Dampf geschleudert, 4
Bald umher auf aschige Höh'n Rubine
Reichlich sä't, bald auch von des Kraters schroffen
Wänden hinabrollt:

Während still, aus nächtlichem Grund, die Lava 5
Quillt. — Des Rauchs tiefschattige Wolk' umdüstert,
Holder Mond, dein ruhiges, friedenreiches,
Silbernes Antlitz.

v. Platen.

Lebensstimmung.

(Selbstgeschaffenes Versmaaß.)

— — — ⏑ ⏑ —, — ⏑ ⏑ — ⏑ —
— — — ⏑ ⏑ —, — ⏑ ⏑ — ⏑ —
— — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑
⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ —

„Wem dein wachsender Schmerz Busen und Geist beklemmt, 1
Als Vorbote des Tods, bitterer Menschenhaß,
Dem blühn der Gesang, die Tänze,
Die Gelage der Jugend nicht!

2 Sein Zeitalter und er scheiden sich feindlich ab,
Ihm mißfällt, was erfreut Tausende, während er
Scharfsichtige, finstre Blicke
In die Seele der Thoren wirft.

3 Weh ihm, wenn die Natur zarteren Bau vielleicht,
Bildungsreicheren lieh seinem Gehör, um durch
Kunstvolle Musik der Worte
Zu verewigen jede Pein.

4 Wenn unreifes Geschwätz oder Verläumdung ihn
Kleinlichst foltert, und er, welchen der Pöbel höhnt,
Nicht ohne geheimes Knirschen
Unerträgliche Qual erträgt;

5 Wenn Wahrheiten er denkt, die er verschweigen muß,
Wenn Wahnsinn dem Verstand schmiedet ein ehrnes Joch,
Wenn Schwäche des Starken Geißel
Wie ein heiliges Zepter küßt:

6 Ja, dann wird er gemach müde des bunten Spiels,
Freiheitathmender wehn Lüfte des Heils um ihn,
Weglegt er der Täuschung Mantel
Und der Sinne gesticktes Kleid.

7 Ob zwei Seelen es giebt, welche sich ganz verstehn?
Wer antwortet? Der Mensch forsche dem Räthsel nach,
Gleichstimmige Menschen suchend,
Bis er stirbt, bis er sucht und stirbt.

v. Platen.

Oden in Liedesform.

Friedensreigen.

1 Mit Gesang und Tanz sei gefeiert,
O du Tag, und, o Nacht, auch du!
Denn er kommt, der Fried', und erneuert
Die Gefild' uns mit Heil und Ruh'.
Von der Grenze kehrt, wer gestritten,
Mit der Eichen Laub in die Hütten:
O wie eilt ihr Gang
In der Trommel Klang,
In der Hörner Getön' und dem Siegesgesang!

2 Wer daheim in Angst sich gegrämet,
O! hinaus, und begrüßt das Heer
Mit der Lieb' Umarmung, und nehmet
Das Gepäck und das Mordgewehr!
Ja, er lebt, dein Sohn, du Betrübter!
Ja, er lebt, o Braut, dein Geliebter!
Ja, der Vater lebt!
Wie er segnend strebt
Nach der Kindelein Schwarm, und vor Freude bebt.

3 Sei gegrüßt in heiligen Narben,
Mit Triumph auch gegrüßt, o Held!
Mit Triumph auch gegrüßt sie, die starben
Für Gemein' und Altar im Feld!
Doch verschont, unrühmliche Zähren,
Die geweihte Gruft zu entehren!
Es belohnt, o Wais',
Und, o Wittw' und Greis,
Es belohnt die Gemein' euch mit Kost und Preis!

4 Wie umzog uns schwarz das Gewitter
Der Verschwornen zu Fuß und Roß:
Des Tyrannen Schwarm und der Ritter
Ein unzählbarer Miethlingstroß!
Doch ein Hauch verweht' das Getümmel,
Und es strahlt die Sonn' an dem Himmel.
Froh beginnt der Tanz
In dem Eichenkranz
Um der Freiheit Altar und des Vaterlands.

5 Nun erhebt euch, frei der Befehdung,
Die Gewerb' und das Land zu bau'n:
Daß erblüh'n von Fleiß aus Verödung
Der Verbrüderten Berg' und Au'n.
Dem Gebornen pflanzt und dem Gatten;
Und der Säugling spiel' in dem Schatten.
Kein Bezwinger schwächt
Uns Gesetz und Recht;
Es gebeut kein Tyrann, es gehorcht kein Knecht.

6 O du Vaterland der Gemeine,
Die für All' und für Einen wirkt,
Wo für Aller Wohl auch der Eine
Mit Entschlossenheit lebt und stirbt!
Wir Vereinten schwören dir wieder,
Zu beharren frei und wie Brüder!
Ja, mit Herz und Hand
Sei geknüpft das Band
Für Gemein' und Altar, o du Vaterland!

J. H. Voß.

Die deutsche Flotte.

1 Erwach', mein Volk, mit neuen Sinnen,
Blick' in des Schicksals gold'nes Buch,
Lies aus den Sternen Dir den Spruch:
Du sollst die Welt gewinnen!
Erwach', mein Volk, heiß' Deine Töchter spinnen!
Wir brauchen wieder einmal deutsches Linnen
Zu deutschem Segeltuch.

2 Hinweg die feige Knechtsgeberde;
Zerbrich der Heimat Schneckenhaus,
Zieh' muthig in die Welt hinaus,
Daß sie Dein eigen werde!
Du bist der Hirt der großen Völkerheerde,
Du bist das große Hoffnungsvolk der Erde,
Drum wirf den Anker aus!

3 War Hellas einst von bess'rem Stamme
Als Du, von bess'rem Stamme Rom?
Daß Hermann, Dein gepries'ner Ohm,
Mein Volk, Dich nicht verdamme —
Hinaus in's Meer mit Kreuz und Oriflamme!
Sei mündig und entlaufe Deiner Amme,
Wie seinem Quell Dein Strom!

4 Wohl ist sie Dein, die schönste Flotte,
Die je ein sterblich Aug' entzückt;
Der Münster Schiffe, wie geschmückt
Hast Du sie Deinem Gotte!
Du lächelst ob der Feinde schwachem Spotte,
Wenn sie auf schwankem Brett, die freche Rotte
Die Frucht der Erde pflückt.

Auch *diese* Frucht sollst Du ersiegen, 5
Wenn erst das Salz Dein Ruder netzt,
Und all' die Sterne, die sich jetzt
Stolz über'm Haupt Dir wiegen,
Gleich schmucken Sklaven Dir zu Füßen liegen;
So zwischen zweien Himmeln hinzufliegen —
Dieß Ziel ist Dir gesetzt!

O blick' hinaus in's Schrankenlose! 6
Bestürmt Dein Herz nicht hohe Lust,
Wenn, wie an einer Mädchenbrust
Die aufgeblühte Rose,
Die Sonne zittert in des Meeres Schooße?
Und rauschen nicht der Tiefe tausend Moose
Dir zu: Du mußt! Du mußt!?

Gleicht nicht das heil'ge Meer dem weiten 7
Friedhof der Welt, darüber hin
Die Wogen Decken von Rubin
Und grüne Hügel breiten?
Um Deiner Todten Asche mußt Du streiten! —
Ha! schlummern nicht aus Deiner Hansa Zeiten
Auch deutsche Helden drin?

Wiegt sich nicht auf krystall'nem Stuhle 8
Im Meer der Nereiden Schaar,
Die sich ihr Schicksal Jahr um Jahr
Abspinnt von gold'ner Spule?
Lockt sie Dich nicht? der Becher nicht von Thule?
Das wilde Meer, der Freiheit hohe Schule?
Lockt Dich nicht die Gefahr? —

Das Meer wird uns vom Herzen spülen 9
Den letzten Rost der Tyrannei,
Sein Hauch die Ketten weh'n entzwei
Und uns're Wunden kühlen.
O laßt den Sturm in Euren Locken wühlen,
Um frei wie Sturm und Wetter Euch zu fühlen;
Das Meer, das Meer macht frei!

Kühn, wie der Adler kommt geflogen, 10
Nimmt der Gedanke dort den Lauf,

Kühn blickt der Mann zum Mann
hinauf,
Den Rücken ungebogen.
Noch schwebt der Geist des Schöpfers auf
den Wogen,
Und in den Furchen, die Columb
gezogen,
Geht Deutschlands Zu-
kunft auf.

11 Wie Dich die Lande anerkennen,
Soll auch das Meer Dein Lehen sein,
Das alle Zungen benedei'n
Und einen Purpur nennen.
Er soll nicht mehr um Krämerschultern
brennen —
Wer will den Purpur von dem Kaiser
trennen?
Ergreif' ihn, er ist Dein.

12 Ergreif' ihn, und mit ihm das Steuer
Der Weltgeschichte, fass' es keck!
Ihr Schiff ist morsch, ihr Schiff ist
leck,
Sei Du der Welt Erneuer!
Du bist des Herrn Erwählter und Getreuer;
O sprich, wann lodern wieder deutsche
Feuer
Von jenes Schiffes Deck?

13 Hör', Deutschland, höre deine Barden:
Dir blüht manch' lustig Waldrevier —
Erbaue selbst die Segler Dir,
Der Freiheit beste Garden,
Mit eig'nen Flaggen, eigenen Kokarden;
Bleib' nicht der Sklave jenes Leoparden
Und seiner schnöden Gier!

14 Wen bitt'rer Armuth Noth erfaßte,
Und wer verbannt die See durchwallt,
Daß heiße Sehnsucht nicht zu bald
Die Seele ihm belaste,
Dem sei's beim Schwanken einst der deut-
schen Maste,
Als ob er träumend noch zu Hause raste
Im kühlen Eichenwald.

15 Es wird geschehn! sobald die Stunde
Ersehnter Einheit für uns schlägt,
Ein Fürst den deutschen Purpur
trägt,
Und Einem Herrschermunde
Ein Volk vom Po gehorchet bis zum
Sunde;
Wenn keine Krämerwage mehr, wie Pfunde,
Europa's Schicksal wägt.

Schon schaut mein Geist das nie Ge- 16
schaute,
Mein Herz wird segelgleich geschwellt;
Schon ist die Flotte aufgestellt,
Die unser Volk erbaute;
Schon lehn' ich selbst, ein deutscher Argo-
naute,
An einem Mast, und kämpfe mit der Laute
Um's gold'ne Vließ der Welt.

Herwegh.

Oden in ganz freiem Versmaaße.

Die Welten.

Groß ist der Herr! und jede seiner Thaten, 1
Die wir kennen, ist groß!
Ozean der Welten — Sterne sind Tropfen
des Ozeans —
Wir kennen dich nicht!

Wo beginn ich? und ach! wo end' ich 2
Des Ewigen Preis?
Welcher Donner gibt mir Stimme?
Gedanken welcher Engel?

Wer leitet mich hinauf 3
Zu den ewigen Hügeln?
Ich versink', ich versink', und geh'
In deiner Welten Ozean unter!

Wie schön und hehr war diese Sternen- 4
nacht,
Eh' ich des großen Gedankens Flug,
Eh' ich es wagte, mich zu fragen:
Welche Thaten dort oben der Herrliche
thäte?

Mich! den Thoren! den Staub! 5
Ich fürchtet', als ich zu fragen begann,
Daß kommen würde, was gekommen ist:
Ich unterliege dem großen Gedanken!

6 Weniger kühn hast, o Pilot,
Du gleiches Schicksal:
Trüb' am fernen Olymp
Sammeln sich Sturmwolken.

7 Jetzo ruht das Meer noch fürchterlich still,
Doch der Pilot weiß,
Welcher Sturm dort herdroht,
Und die eherne Brust bebt ihm!

8 Er stürzt am Maste
Bleich die Segel herab.
Ach! nun kräuselt sich
Das Meer, und der Sturm ist da!

9 Donnernder rauscht der Ozean als du, schwarzer Olymp!
Krachend stürzet der Mast!
Laut heulend zuckt der Sturm,
Singt Todtengesang!

10 Der Pilot kennt ihn. Immer steigender hebst, Woge, du dich;
Ach die letzte, letzte bist du! das Schiff geht unter;
Und den Todtengesang heult dumpf noch fort
Auf dem großen, immer off'nen Grabe der Sturm!

Klopstock.

Ganymed.

(In jeder Zeile zwei Hebungen.)

Wie im Morgenglanze
Du rings mich anglühst,
Frühling, Geliebter!
Mit tausendfacher Liebeswonne
Sich an mein Herz drängt
Deiner ewigen Wärme
Heilig Gefühl,
Unendliche Schöne.
Daß ich dich fassen möcht'
In diesen Arm!

Ach, an deinem Busen
Lieg' ich, schmachte,
Und deine Blumen, dein Gras
Drängen sich an mein Herz.
Du kühlst den brennenden
Durst meines Busens,
Lieblicher Morgenwind!
Ruft drein die Nachtigall
Liebend nach mir aus dem Nebelthal.
Ich komm', ich komme!
Wohin? Ach, wohin?

Hinauf! Hinauf strebt's.
Es schweben die Wolken
Abwärts, die Wolken
Neigen sich der sehnenden Liebe.
Mir! mir!
In eurem Schooße
Aufwärts!
Umfangend umfangen!
Aufwärts an deinen Busen,
Allliebender Vater!

Goethe.

§ 10. Geistliches Lied — Hymnus (Rhapsodie); Cantate — Oratorium.

1) Das geistliche Lied besingt in würdevoll gehaltenem, aber ruhigem Tone einen religiösen Gegenstand; es wird daher oft zum Kirchenliede und in die kirchlichen Gesangbücher aufgenommen. Sein Inhalt beschäftigt sich mit den frommen Gefühlen der Andacht, Reue, Todesvorbereitung, Nächstenliebe, Gottesliebe u. s. w.

a) Nicht immer eignet sich ein religiöses Lied zu einem Kirchenliede, weil dieses jenen eigenthümlichen Charakter an sich trägt, welcher durch Sprache und Gedanken bestimmte Beziehung auf den kirchlichen Lehrbegriff und die heilige Schrift nimmt. Deshalb wird eines Kirchenliedes ganze Schönheit immer nur von Demjenigen erkannt werden, der die Sprache der Bibel und der alten Glaubensbekenntnisse kennt und ihnen gleich empfindet. Dem Glaubens-Ausdrucke hat jedoch leider die Poesie gar zu oft weichen müssen, denn es gibt eine Unzahl unpoetischer Kirchen-

lieder; andererseits hat vor der Poesie oft der kirchliche Charakter weichen müssen, denn es gibt sehr viel religiöse Gedichte, ohne daß sie sich zu Kirchenliedern eigneten. Die eigenthümlichste Art der Anlehnung an die Bibel ist die, welche sich in dem bekannten Liede von Paul Gerhard:

Befiehl du deine Wege —

findet, wo die Anfangsworte der Strophen zusammen den Vers Psalm 37, 5 bilden. — Nach Cunz [die kirchliche Gesangbuchs-Reform. 1845.*)] ist die Geschichte des Kirchenliedes in 4 Zeiträume einzutheilen:

1) der (kirchlich) symbolische, d. h. der das kirchliche Glaubensbekenntniß aussprechende, 1524—1618:
   Luther, Eberus, Nicolai 2c.;
2) der (volksthümlich) gläubige, 1618 bis 1757:
   Rist, Joh. Heermann, Paul Gerhard, Simon Dach, Neander, Schmolke 2c.
3) der (mystisch) beschauliche, 1758 bis 1813:
   Gellert, Klopstock, Cramer 2c.;
4) der (pietistisch) erbauliche, 1813 bis ?:
   Novalis, Schenkendorf, Fouqué, Knapp, Spitta, Kudraß 2c.

Kirchenlieder.

Todesmuth.

1 Auf Christi Wunden schlaf' ich ein;
Die machen mich von Sünden rein;
Ja, Christi Blut und Herrlichkeit
Ist meine Zier, mein Ehrenkleid.

2 Damit will ich vor Gott besteh'n,
Wenn ich zum Himmel werd' eingeh'n;
Ein Gotteskind ich ewig bin;
Mit Fried' und Freud' fahr' ich dahin.

Hab' Dank, o Tod, du führst mich gut; 3
Ich bin ja rein durch Christi Blut;
In's ew'ge Leben wandre ich;
Herr Christ, im Glauben stärke mich!

Paul Eberus.

*) Von demselben Verfasser ist eine Geschichte des deutschen Kirchenliedes erschienen. 1855. Erster Thl.

Todesfreudigkeit.

O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen, 1
Die ihr durch den Tod zu Gott gekommen!
Ihr seid entgangen
Allen Leiden, die uns noch umfangen.

Muß man doch hier wie im Kerker leben, 2
Da nur Angst und Sorgen uns umschweben;
Was wir hier kennen,
Ist nur Müh' und Herzeleid zu nennen.

Ihr hingegen ruht in eurer Kammer, 3
Sicher und befreit von allem Jammer;
Kein Kreuz und Leiden
Störet eure Ruh' und eure Freuden.

Christus wischet ab euch alle Thränen; 4
Ihr habt schon, wonach wir uns noch sehnen;
Ihr hört und sehet,
Was hier keines Menschen Geist verstehet.

Ach, wer wollte denn nicht gerne sterben 5
Und den Himmel für die Welt ererben?
Wer hier noch weilen
Und nicht freudig in die Heimat eilen?

Komm, o Christus, komm, uns zu erlösen 6
Von der Erde Last und allem Bösen!
Bei dir, o Sonne,
Ist der Frommen Herrlichkeit und Wonne.

Simon Dach.

Hier und jenseits.

Nach einer Prüfung kurzer Tage
Erwartet uns die Ewigkeit;

Dort, dort verwandelt sich die Klage
In göttliche Zufriedenheit;
Hier übt die Tugend ihren Fleiß
Und jene Welt reicht ihr den Preis.

2 Wahr ist's, der Fromme schmeckt auf Erden
Schon manchen sel'gen Augenblick;
Doch alle Freuden, die ihm werden,
Sind ihm ein unvollkomm'nes Glück.
Er bleibt ein Mensch, und seine Ruh'
Nimmt in der Seele ab und zu.

3 Bald stören ihn des Körpers Schmerzen,
Bald das Geräusche dieser Welt;
Bald kämpft in seinem eig'nen Herzen
Ein Feind, der öfter siegt, als fällt;
Bald sinkt er durch des Nächsten Schuld
In Kummer und in Ungeduld.

4 Hier, wo so oft die Tugend leidet,
So oft das Laster glücklich ist,
Wo man den Glücklichen beneidet
Und des Bekümmerten vergißt,
Hier kann der Mensch nie frei von Pein,
Nie frei von eig'ner Schwachheit sein.

5 Hier such' ich's nur, dort werd' ich's finden;
Dort werd' ich, heilig und verklärt,
Der Tugend ganzen Werth empfinden,
Den unaussprechlich großen Werth;
Den Gott der Liebe werd' ich seh'n,
Ihn lieben, ewig ihn erhöh'n.

6 Da wird der Vorsicht heil'ger Wille
Mein Wille, meine Wohlfahrt sein,
Und lieblich Wesen, Heil die Fülle
Am Throne Gottes mich erfreu'n.
Dann läßt Gewinn stets auf Gewinn
Mich fühlen, daß ich selig bin.

7 Da werd' ich das im Licht erkennen,
Was ich auf Erden dunkel sah;
Das wunderbar und heilig nennen,
Was unerforschlich hier geschah.
Dort denkt mein Geist mit Preis und Dank
Die Schickung im Zusammenhang.

Da werd' ich zu dem Throne dringen, 8
Wo Gott, mein Heil, sich offenbart;
Ein Heilig, Heilig, Heilig singen
Dem Lamme, das erwürget ward,
Und aller Himmel sel'ges Heer
Jauchzt ihm einstimmig Preis und Ehr'.

Da werd' ich in der Engel Schaaren 9
Mich ihnen gleich und heilig seh'n;
Das nie gestörte Glück erfahren,
Mit Frommen stets fromm umzugeh'n.
Da wird durch jeden Augenblick
Ihr Heil mein Heil, ihr Glück mein Glück.

Da werd' ich dankvoll dem begegnen, 10
Der Gottes Weg mich gehen hieß,
Ihn mit entzückter Rührung segnen,
Daß er ihn mir so treulich wies.
Da find' ich in des Höchsten Hand
Den Freund, den ich auf Erden fand

Da ruft, o möchte Gott es geben! 11
Vielleicht auch mir ein Sel'ger zu:
Heil sei dir, denn du hast das Leben,
Die Seele mir gerettet, du!
O Gott, wie muß das Glück erfreu'n,
Der Retter einer Seele sein.

Was seid ihr, Leiden dieser Erden, 12
Doch gegen jene Herrlichkeit,
Die offenbar an uns soll werden
Von Ewigkeit zu Ewigkeit?
Wie nichts, wie gar nichts gegen sie
Ist doch ein Augenblick voll Müh!

Gellert.

Treue.

Wenn Alle untreu werden, 1
So bleib' ich dir doch treu,
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sei.
Für mich umfing dich Leiden,
Vergingst für mich im Schmerz;
Drum geb' ich dir mit Freuden
Auf ewig dieses Herz.

2 Oft muß ich bitter weinen,
Daß du gestorben bist,
Und mancher von den Deinen
Dich lebenslang vergißt.
Von Liebe nur durchdrungen,
Hast du so viel gethan,
Und doch bist du verklungen
Und keiner denkt daran.

3 Du stehst voll treuer Liebe
Noch immer jedem bei,
Und wenn dir keiner bliebe,
So bleibst du dennoch treu;
Die treu'ste Liebe sieget,
Am Ende fühlt man sie,
Weint bitterlich und schmieget
Sich kindlich an dein Knie.

4 Ich habe dich empfunden;
O! lasse nicht von mir!
Laß innig mich verbunden
Auf ewig sein mit dir!
Einst schauen meine Brüder
Auch wieder himmelwärts,
Und sinken liebend nieder
Und fallen dir an's Herz.

Novalis.

Religiöse Lieder.

Erweckung.

1 O daß ein Glaube mir vom Himmel käme,
Ein Glaube Gottes, ohne Falsch wie Gold,
Die bangen Zweifel tröstend von mir nähme,
Ach diese Zweifel, meiner Sünden Sold!
Ich such' es wohl, und kann es doch nicht finden;
Ich schmücke mich, doch bleibt die Mißgestalt;
Die Sonne glänzt; sie kann mich nicht entzünden,
Und meine Seele wird von Klagen alt.

2 Und Tröstung such' ich nur in irren Träumen,
In kurzer Lust und eitler Worte Klang;
Es schwebt der Geist umher in dunklen Räumen,
Zerrüttet von des Bösen Ueberdrang;
Kein Friede noch ist in dies Herz gekommen,
Und ringt sich ein Gebet vom Herzen los,
So ist der Funke wie ein Hauch verglommen,
Und das Gemüth steht allen Stürmen bloß.

Und unterdessen weht wie Frühlingsothen 3
Der Friede Gottes durch den Himmel fort;
Allstündlich wecket Christus seine Todten
Mit liebemächt'gem Auferstehungswort!
Und mir, o Heiland, soll die Liebe winken
Vergeblich von der Wiege bis zum Tod?
Erbarme dich! hier will ich niedersinken:
Nimm mich auf ewig hin, mein Herr und Gott!

Albert Knapp.

Alles in Einem.

Ich weiß nicht, was ich suchen könnte, 1
Wär' jenes liebe Wesen mein;
Wann er mich seine Freude nennte
Und bei mir wär', als wär' ich sein!

So Viele geh'n umher und suchen 2
Mit wild verzerrtem Angesicht,
Sie heißen immer sich die Klugen
Und kennen diesen Schatz doch nicht.

Der Eine denkt, er hab's ergriffen, 3
Und was er hat, ist nichts als Gold.
Der will die ganze Welt umschiffen,
Nichts als ein Name wird sein Sold.

Der läuft nach einem Siegerkranze, 4
Und der nach einem Lorbeerzweig,
Und so wird von verschied'nem Glanze
Getäuscht ein Jeder, Keiner reich.

Hat er sich euch nicht kundgegeben? 5
Vergaßt ihr, wer für euch erblich?
Wer uns zu Lieb' aus diesem Leben
In bitt'rer Qual, verachtet, wich?

6 Habt ihr von ihm denn nichts gelesen?
Kein armes Wort von ihm gehört?
Wie himmlisch er uns gut gewesen,
Und welches Gut er uns bescheert?

7 Wie er vom Himmel hergekommen,
Der schönsten Mutter hohes Kind?
Welch' Wort die Welt von ihm vernommen?
Wie viel durch ihn genesen sind?

8 Wie er, von Liebe nur beweget,
Sich ganz uns hingegeben hat,
Und in die Erde sich geleget
Zum Grundstein einer Gottesstadt?

9 Kann diese Botschaft euch nicht rühren?
Ist so ein Mensch euch nicht genug?
Und öffnet ihr nicht eure Thüren
Dem, der den Abgrund für euch schlug?

10 Laßt ihr nicht Alles willig fahren,
Thut gern auf jeden Wunsch Verzicht,
Wollt euer Herz nur ihm bewahren,
Wenn er euch seine Huld verspricht?

11 Nimm du mich hin, du Held der Liebe,
Du bist mein Leben, meine Welt!
Wenn Nichts vom Irdischen mir bliebe,
So weiß ich, wer mich schadlos hält.

12 Du gibst mir meine Lieben wieder!
Du bleibst in Ewigkeit mir treu;
Anbetend sinkt der Himmel nieder,
Und dennoch wohnest du mir bei!

Novalis.

2) Nimmt die Andacht einen feurigeren Schwung und erhabeneren Ausdruck an, was freilich nicht bei allen frommen Empfindungen möglich ist, indem viele derselben bloß den ruhigen Ausdruck der Demuth und Wehmuth begünstigen, was dagegen wohl bei einem Lobgesange leicht stattfindet: so entsteht ein Hymnus. Ein solcher ist also meistens ein Preisgesang an Gott oder an eine heidnische Gottheit, drückt manchmal aber auch nur die Verehrung eines erhabenen Menschen oder einer personifizirten Eigenschaft aus (z. B. An die Ewigkeit, von Haller; an Friedrich den Großen, von Schubart). Die äußere Form kann, wie bei der Ode, sowohl die des Liedes, als auch antik, oder ganz frei sein. Hymnen sind z. B. von Knebel: An die Sonne; von Neubeck: An Hygiea (beide in Kurz, Handb. der poet. Nationallit.); von Mahlmann: Gebet der Kinder zu ihrem ewigen Vatre; von Waiblinger: Das Meer (Bd. 7 seiner Werke, S. 277—282); von An. Grün: An Oestreich (Spaziergänge, S. 58). Novalis' Hymnen an die Nacht und Theodor Schwarz' Hymnen an den Tod (1839) sind in ungebundener Rede gedichtet. Auch die Psalmen sind Hymnen. Zuweilen wird eine Hymne auch Rhapsodie genannt, wenn ihr Gegenstand so großartig ist, daß diese Hymne nur wie ein Bruchstück eines größeren Gesanges zu betrachten ist. Einzelne Gesänge eines Epos hießen bei den Griechen Rhapsodien.

Hymnen in Liedesform.

Christus.

(Hymne als Kirchenlied.)

Wie schön leucht't uns der Morgenstern, 1
Voll Gnad' und Wahrheit von dem Herrn
Aus Juda aufgegangen!
O edler Hirt, du Davidssohn,
Mein König auf dem Himmelsthron,
Du hast mein Herz umfangen!
Lieblich,
Freundlich,
Schön und prächtig,
Stark und mächtig,
Reich von Gaben,
Hoch und wundervoll erhaben.

O Kleinod, dem kein Engel gleicht, 2
Sohn Gottes, den kein Lob erreicht,
Vom Vater uns gegeben!

Du bist der Seele höchster Ruhm;
Dein süßes Evangelium
Ist lauter Geist und Leben.
Dich, dich
Will ich
Ewig fassen,
Nimmer lassen!
Brot des Lebens,
Dein genieß ich nicht vergebens.

3 Herr, ich bin dein und du bist mein!
Geuß tief in meine Seel' hinein
Die Flamme deiner Liebe!
Ich bin ein Glied an deinem Leib;
O gib mir, daß ich's ewig bleib'
Im reinsten Liebestriebe!
Nach dir
Wallt mir
Mein Gemüthe,
Ew'ge Güte!
All mein Sehnen
Suchet dich mit stillen Thränen.

4 Von Gott kommt mir ein Freudenlicht,
Wenn mich dein holdes Angesicht
Mit Freundlichkeit anblicket.
O Herr Jesu, mein trautes Gut!
Dein Wort, dein Geist, dein Leib und Blut,
Das ist's, was mich erquicket.
Nimm mich
Freundlich
In die Arme!
Ich erwarme
Nur von Gnaden:
Auf dein Wort komm' ich geladen.

5 Herr Gott, Vater, du starker Held,
Du hast mich ewig vor der Welt
In deinem Sohn erkoren!
Dein Sohn hat sich mit mir vereint;
Ich bin in meinem Seelenfreund
Zu Freuden neu geboren.
Preis dir!
Heil mir!
Himmlisch Leben
Wird er geben
Mir dort oben!
Ewig soll mein Herz ihn loben!

Hebt nun die Harfen hoch empor 6
Und laßt ein Lied im höhern Chor,
Den Freudenpsalm erschallen!
Daß ich mit Jesu möge heut
Und morgen und in Ewigkeit
In steter Liebe wallen!
Singet,
Klinget,
Jubiliret,
Triumphiret!
Dankt dem Sohne!
Heil sei dem, der auf dem Throne!

Wie freu' ich mich, Herr Jesu Christ, 7
Daß du der Erst' und Letzte bist,
Der Anfang und das Ende!
Du wirst mich einst, ich bin's gewiß,
Aufnehmen in das Paradies;
Drauf fass' ich deine Hände.
Amen,
Amen!
Komm', du Sonne
Aller Wonne!
Bleib' nicht lange,
Daß ich ewig dich umfange!

Philipp Nicolai.
(Verändert.)

Lob der Gottheit.

(Hymne als religiöses Lied.)

Tausend Sternenheere loben meines Schöpfers Pracht und Stärke,
Aller Himmelskreise Welten preisen seiner Weisheit Werke;
Meere, Berge, Wälder, Klüfte, die sein Wink hervorgebracht,
Sind Posaunen seiner Liebe, sind Posaunen seiner Macht.

2 Soll ich denn allein verstummen? soll ich ihm kein Loblied bringen?
Nein, ich will des Geistes Flügel auch zu seinem Throne schwingen;
Und wenn meine Zunge stammelt, o! so sollen nur allein
Dieser Augen milde Bäche Zeugen meiner Ehrfurcht sein!

3 Ja, sie stammelt; sieh', o Schöpfer, meines Herzens Altar rauchen!
Könnt' ich gleich den blöden Pinsel in der Sonne Flammen tauchen,
Würde doch von deinem Wesen noch kein Riß, kein Strich gemacht;
Dir wird selbst von reinen Geistern nur ein schwaches Lob gebracht.

4 Wer heißt Millionen Sonnen prächtig, majestätisch glänzen?
Wer bestimmt dem Wunderlaufe zahlenloser Erden Grenzen?
Wer verbindet sie zusammen? Wer belebet jeden Kreis?
Deines Mundes sanfter Athem, Herr! dein mächtigstes Geheiß.

5 Alles ist durch dich: die Schaaren ungeheurer Sphären liefen
Auf den Ton von deinen Lippen durch die ewig leeren Tiefen;
Fische, Vögel, zahme Thiere, Wild, das Feld und Hain durchstrich,
Und vernünftige Geschöpfe scherzten drauf und freuten sich.

6 Du gibst den entzückten Blicken, zwischen kräuterreichen Auen,
Wälder, die sich in den Wolken fast verlieren, anzuschauen;
Du machst, daß darin durch Blumen sich ein helles Naß ergießt,
Das zum Spiegel wird des Waldes und durch Muscheln rieselnd fließt.

7 Um des Sturmes Macht zu hemmen und zugleich zur Lust der Sinnen
Thürmen Berge sich, von ihnen lässest du Gesundheit rinnen.
Du tränkst mit der Milch des Regens und mit Thau die dürre Flur,
Kühlst die Luft durch sanfte Winde und erfreuest die Natur.

8 Durch dich schmückt die Hand des Frühlings mit Tapeten unsre Grenzen;
Durch dich muß das Gold der Aehren und der Trauben Purpur glänzen;
Du erfüllst die Welt mit Freude, wann die Kälte sie besiegt,
Wann sie eingehüllt in Flocken, wie in zarten Windeln, liegt.

9 Durch dich kann des Menschen Seele in der Sternen Kreise dringen;
Durch dich weiß sie das Vergang'ne, hat Begriffe von den Dingen,
Scheid't der Sachen Aehnlichkeiten von den Sachen selber ab,
Urtheilt, schließt, begehrt und scheuet; durch dich flieht sie Tod und Grab.

10 O! wer kann die Wunderwerke deiner Liebe g'nug erheben!
Selbst das Unglück ist uns nützlich und beseligt unser Leben.
Zweifler, rührt euch nicht die Liebe, o! so fürchtet seine Macht!
Zittert, wie verscheuchte Sklaven, wenn des Herren Grimm erwacht!

11 Schaut, der Mittag wird verfinstert; es erwacht ein Schwarm von Eulen.
Schrecken überfällt die Lüfte; hört ihr ängstlich hohles Heulen!
Schaut, wie dort der Sturm die Klippen als zerbrechlich Glas zerschmeißt,
Ganze Wälder wirbelnd drehet und wie Faden sie zerreißt.

12 Finstre Wolken, Bergen ähnlich, stoßen ungestüm zusammen;
Schaut, aus ihren schwarzen Klüften brechen Meere wilder Flammen;
Wald und Fluren steh'n in Feuer, Ströme scheu'n und flieh'n das Land,
Krokodill und Löw' und Tiger bebt und eilt aus Dampf und Brand.

13 Wälder starker Masten stürzen vor der Wuth der Wasserwogen;
Auf zerstückten Brettern kommen Kriegesheere angeflogen,
Die der Sturm, nebst Steu'r und Segeln, zu der Wolken Höhe schwingt,
Bis sie schnell der schwarze Rachen des ergrimmten Meer's verschlingt.

14 Sagt, wer donnert in den Wolken? sagt, wer brauset in den Stürmen?
Zweifler, sprich! wer wälzt die Fluthen, die sich wie Gebirge thürmen?
Donner, Meer und Stürme rufen dir mit hohlem Brüllen zu:
O verwegenes Geschöpfe, dies ist Gott! was zweifelst du?

15 Herr, in meinem Munde sollen deine Thaten ewig schallen;
Aber laß dir nur die Schwachheit eines Wurmes wohlgefallen.
Du, der du das Inn're prüfest, sieh' der Seelen Regung an,
Die sie selber zwar empfinden, aber nicht beschreiben kann.

16 Werd' ich einst vor deinem Throne mit gekröntem Haupte stehen,
Dann will ich mit edlern Liedern deine Majestät erhöhen.
O ihr längst erwünschten Zeiten, eilt mit schnellem Flug herbei!
Eilet, daß ich bald der Freude sonder Wechsel fähig sei.

E. Chr. v. Kleist.

An den Aether.

(Hymne in antiker Form.)

Treu und freundlich, wie du, erzog der Götter und Menschen
Keiner, o Vater Aether, mich auf. Noch ehe die Mutter
In die Arme mich nahm und ihre Brüste mich tränkten,
Faßtest du zärtlich mich an und gossest himmlischen Trank mir,
Mir den heiligen Odem zuerst in den keimenden Busen.

Nicht von irdischer Kost gedeihen einzig die Wesen;
Aber du nährest sie all' mit deinem Nektar, o Vater!
Und es drängt sich und rinnt aus deiner ewigen Fülle
Die beseelende Luft durch alle Röhren des Lebens.
Darum lieben die Wesen dich auch und ringen und streben
Unaufhörlich hinauf nach dir in freudigem Wachsthum.
Himmlischer! sucht nicht dich mit ihren Augen die Pflanze,
Streckt nach dir die schüchternen Arme der niedrige Strauch nicht?
Daß er dich finde, zerbricht der gefangene Same die Hülse;
Daß er belebt von dir in deiner Welle sich bade,
Schüttelt der Wald den Schnee wie ein überlästig Gewand ab.

Auch die Fische kommen herauf und hüpfen verlangend
Ueber die glänzende Fläche des Stroms, als begehrten auch diese
Aus der Woge zu dir; auch den edeln Thieren der Erde
Wird zum Fluge der Schritt, wenn oft das gewaltige Sehnen,
Die geheime Liebe zu dir sie ergreift, sie hinaufzieht:
Stolz verachtet den Boden das Roß, wie gebogener Stahl strebt
In die Höhe sein Hals, mit der Hufe berührt es den Sand kaum;
Wie zum Scherze berührt der Fuß der Hirsche den Grashalm,
Hüpft, wie ein Zephyr, über den Bach, der reißend hinabschäumt,
Hin und wieder schweift, kaum sichtbar durch die Gebüsche.

Aber des Aethers Lieblinge, sie, die glücklichen Vögel,
Wohnen und spielen vergnügt in der ewigen Halle des Vaters.
Raum's genug ist für Alle. Der Pfad ist keinem bezeichnet,
Und es regen sich frei im Hause die Großen und Kleinen.
Ueber dem Haupt frohlocken sie mir, und es sehnt sich auch mein Herz
Wunderbar zu ihnen hinauf. Wie die freundliche Heimat
Winkt es von oben herab, und auf die Gipfel der Alpen
Möcht' ich wandern und rufen von da dem eilenden Adler,
Daß er, wie einst in die Arme des Zeus den seligen Knaben,
Aus der Gefangenschaft in des Aethers Halle mich trage.

Thöricht treiben wir uns umher! Wie die irrende Rebe,
Wenn ihr der Stab gebricht, woran zum Himmel sie aufwächst,
Breiten wir über den Boden uns aus und suchen und wandern,
Durch die Zonen der Erd', o Vater Aether, vergebens;
Denn es treibt uns die Lust, in deinen Gärten zu wohnen.
In die Meerfluth werfen wir uns, in den freieren Eb'nen
Uns zu sättigen, und es umspielt die unendliche Woge
Unsern Kiel, es freut sich das Herz an den Kräften des Meergotts.
Dennoch genügt ihm nicht! denn der tiefere Ozean reizt uns,
Wo die leichtere Welle sich regt*) — o wer dort an jene
Goldenen Küsten das wandernde Schiff zu treiben vermöchte!

Aber indeß ich hinauf in die dämmernde Ferne mich sehne,
Wo du fremde Gestad' umfängst mit bläulicher Woge,
Kömmst du säuselnd herab von des Fruchtbaums blühenden Wipfeln,
Vater Aether! und sänftigest selbst das strebende Herz mir;
Und ich lebe nun gern, wie zuvor, mit den Blumen der Erde.

Hölderlin.

*) Der tiefere Ozean ist der Himmel, die leichtere Welle die Wolke.

Dem Allgegenwärtigen.

(Hymne in freiem Versmaaße.)

1 Da du mit dem Tode gerungen, mit dem Tode
Heftiger du gebetet hattest,
Da dein Schweiß und dein Blut
Auf die Erde geronnen war;

2 In dieser ernsten Stunde
Thatest du jene große Wahrheit kund,
Die Wahrheit sein wird,
So lange die Hülle der ewigen Seele Staub ist.

3 Du standest, und sprachst
Zu den Schlafenden:
Willig ist eure Seele,
Aber das Fleisch ist schwach!

4 Dieser Endlichkeit Loos, die Schwere der Erde,
Fühlt auch meine Seele,
Wenn sie zu Gott, zu dem Unendlichen
Sich erheben will.

5 Anbetend, Vater! sink' ich in den Staub und fleh';
Vernimm mein Fleh'n, die Stimme des Endlichen!
Gib meiner Seel' ihr wahres Leben,
Daß sie zu dir sich, zu dir erhebe!

6 Allgegenwärtig, Vater!
Schließest du mich ein!
Steh' hier. Betrachtung, still und forsche
Diesem Gedanken der Wonne nach.

7 Was wird das Anschau'n sein, wenn der Gedank' an dich,
Allgegenwärtiger, schon Kräfte jener Welt hat!
Was wird es sein, dein Anschau'n,
Unendlicher, o du Unendlicher!

8 Das sah kein Auge, das hörte kein Ohr,
Das kam in Keines Herz, wie sehr es auch rang,
Wie es auch nach Gott, nach Gott,
Nach dem Unendlichen dürstete,

Kam's doch in keines Menschen Herz, 9
Nicht in's Herz deß, der Sünder
Und Erd' und bald ein Todter ist,
Was Gott denen, die ihn lieben, bereitet hat.

Wenige nur, ach! wenige sind, 10
Deren Aug' in der Schöpfung
Den Schöpfer sieht! Wenige, deren Ohr
Ihn in dem mächtigen Rauschen des Sturmwinds hört,

Im Donner, der rollt! oder im lispelnden Bache, 11
Unerschaff'ner, dich vernimmt!
Weniger Herzen erfüllt mit Ehrfurcht und Schauer
Gottes Allgegenwart!

Laß mich im Heiligthume 12
Dich, Allgegenwärtiger,
Stets suchen und finden! und ist
Er mir entfloh'n, dieser Gedanke der Ewigkeit, —

Laß mich ihn tief anbetend 13
Von den Chören der Seraphim
Ihn, mit lauten Thränen der Freude,
Herunter rufen!

Damit ich, dich zu schau'n, 14
Mich bereite, mich weihe,
Dich zu schau'n
In dem Allerheiligsten!

Ich hebe mein Aug' auf, und seh', 15
Und siehe, der Herr ist überall!
Erd', aus deren Staube
Der erste der Menschen geschaffen ward,

Auf der ich mein erstes Leben lebe, 16
In der ich verwesen werde,
Und auferstehen aus der, —
Gott würdigt auch dich, dir gegenwärtig zu sein!

Mit heiligem Schauer 17
Brech' ich die Blum' ab:
Gott machte sie,
Gott ist, wo die Blum' ist.

18 Mit heiligem Schauer fühl' ich der Lüfte Weh'n,
Hör' ich ihr Rauschen! Es hieß sie weh'n und rauschen
Der Ewige! . . . Der Ewige
Ist, wo sie säuseln, und wo der Donnersturm die Ceder stürzt.

19 Freu' dich deines Todes, o Leib!
Wo du verwesen wirst,
Wird Er auch sein,
Der Ewige!

20 Freu' dich deines Todes, o Leib! in den Tiefen der Schöpfung,
In den Höhen der Schöpfung wird deine Trümmer verweh'n!
Auch dort, Verwester, Verstäubter, wird Er sein,
Der Ewige!

21 Die Höhen werden sich bücken,
Die Tiefen sich bücken,
Wenn der Allgegenwärtige nun
Wieder aus Staub Unsterbliche schafft.

22 Werft die Palmen, Vollendete, nieder, und die Kronen!
Halleluja dem Schaffenden!
Dem Tödtenden Halleluja!
Halleluja dem Schaffenden!

23 Ich hebe mein Aug' auf, und seh',
Und siehe, der Herr ist überall!
Euch Sonnen, euch Erden, euch Monde der Erden,
Erfüllet, rings um mich, seine göttliche Gegenwart!

24 Nacht der Welten! wie wir im dunkeln Worte schau'n
Den, der ewig ist,
So schau'n wir in dir, geheimnißvolle Nacht,
Den, der ewig ist!

25 Hier steh' ich, Erde! was ist mein Leib
Gegen diese selbst den Engeln unzählbare Welten
Was sind diese selbst den Engeln unzählbare Welten
Gegen meine Seele!

Ihr, der unsterblichen, ihr, der erlösten, 26
Bist du näher, als den Welten;
Denn sie denken, sie fühlen
Deine Gegenwart nicht.

Mit stillem Ernste dank' ich dir, 27
Wenn ich sie denke!
Mit Freudenthränen, mit namenloser Wonne
Dank' ich, o Vater, dir, wenn ich sie fühle!

Augenblicke deiner Erbarmungen, 28
O Vater, sind's, wenn du das himmelvolle Gefühl
Deiner Allgegenwart
In meine Seele strahlst.

Ein solcher Augenblick, 29
Allgegenwärtiger,
Ist ein Jahrhundert
Voll Seligkeit!

Meine Seele dürstet! 30
Wie nach der Auferstehung verdorrtes Gebein,
So dürstet meine Seele
Nach diesen Augenblicken deiner Erbarmungen!

Ich liege vor dir auf meinem Angesichte; 31
O läg' ich, Vater, noch tiefer vor dir,
Gebückt in dem Staube
Der untersten der Welten!

Du denkst, du empfindest, 32
O du, die sein wird,
Die höher denken,
Die seliger wird empfinden!

O die du anschauen wirst! 33
Durch wen, o meine Seele?
Durch den, Unsterbliche,
Der war! und der ist! und der sein wird!

Du, den Worte nicht nennen, 34
Deine noch ungeschaute Gegenwart

Erleucht' und erhebe jeden meiner Gedanken!
Leit' ihn, Unerschaff'ner, zu dir!

35 Deiner Gottheit Gegenwart
Entflamm' und beflügle
Jede meiner Empfindungen!
Leite sie, Unerschaff'ner, zu dir!

36 Wer bin ich, o Erster!
Und wer bist du!
Stärke, kräftige, gründe mich,
Daß ich auf ewig dein sei!

37 Ohn' ihn, der sich für mich geopfert hat,
Könnt' ich nicht dein sein!
Ohn' ihn wär' deine Gegenwart
Feuereifer und Rache mir!

38 Erd' und Himmel vergehen;
Deine Verheißungen, Göttlicher, nicht!
Von dem ersten Gefall'nen an,
Bis zu dem letzten Erlösten,

39 Den die Posaune der Auferstehung
Wandeln wird,
Bist du bei den Deinen gewesen!
Wirst du bei den Deinen sein!

40 In die Wunden deiner Hände legt' ich meine Finger nicht;
In die Wunde deiner Seite
Legt' ich meine Hand nicht!
Aber du bist mein Herr und mein Gott!

Klopstock.

3) Hat ein religiöses Lied eine großartige Musikbegleitung, so daß mehrere Personen singend auftreten, so heißt es eine *Cantate*. Diese Personen sind oft nur durch die Musik von einander verschieden, indem bald der Tenor, bald der Sopran u. s. w. den Vortrag übernimmt, und zwar bald als Recitativ, bald als Arie u. s. w., während dabei immer dieselbe poetische Person zu denken ist, z. B. ein Christ — im „Tod Jesu"; der Dichter selbst — im „Ostermorgen"; die Ino allein — in „Ino". Oft wird einer Cantate schon mit Rücksicht auf den *musikalischen Vortrag* eine von der strophischen Form des *Liedes* abweichende, bloß *lyrische Form* gegeben (Ino). — Der Inhalt einer Cantate braucht übrigens nicht immer christlich zu sein, sondern kann auch die heidnische Mythologie zum Gegenstande haben; immer aber wird sie zum Himmlischen und Göttlichen hingewendet sein, und selbst wenn sie nur zur Verherrlichung eines wichtigen Tages dienen soll, wird sie einen *feierlichen* Charakter an sich tragen. (Gerstenberg. Ramler. Herder. Goethe. v. Platen.)

Eine christliche Cantate:

Der Ostermorgen.

Heilig weht es in den Hainen! 1
Unser Osterfest erwacht!
Seines Tages Lichterscheinen
Kämpft noch mit dem Geist der Nacht.
Helle Morgensterne strahlen
Nieder in das dunkle Leben,
Unsern Sinn aus Pilgerthalen
Zu der Heimat zu erheben.

Bebt's nicht, wie von Weltgewittern, 2
Durch die weite Strahlenflur?
Weihevolle Schauer zittern
Durch die schweigende Natur.
Als noch unser Fest verborgen
Tief mit Nachtduft lag umschleiert,
Hat den großen Ostermorgen
Schon die Sternenwelt gefeiert.

Morgenwinde, wehet milder! 3
Unser Ostertag begann!
Weht die Auferstehungsbilder,
Weht die Grabesblumen an!
Leise Engelstimmen riefen —
Und aus dunkeln Todesbanden
Sind die Keime, die da schliefen,
Freudigblühend auferstanden.

Auferstehung! Blumen schmücken 4
Dir zum Tempel ihre Flur.

Auferstehung! Dein Entzücken
Schlägt im Pulse der Natur.
Fern von unsern Todtenmalen,
Dort, wo tausend, tausend Sonnen
Durch das Weltgewölbe strahlen,
Jauchzen Auferstehungswonnen.

5 Doch der Sehnsucht Thränen fallen,
Wunden Herzen wohl zu thun.
Laß uns zu den Gräbern wallen,
Wo geliebte Herzen ruh'n!
Die da sind im Herrn entschlafen,
O die Todten sind geborgen!
Heilig grüßt den Friedenshafen
Ihrer Ruh' der Ostermorgen.

6 Weihe sich denn Sinn und Wille!
Fühlt euch, Brüder, fromm und gut!
Seht, wir na'hn uns hier der Stille,
Die um Todtenmale ruht!
Weg! hinweg mit jedem Bilde
Eiteln Sinn's aus diesen Räumen!
Uns umfangen die Gefilde,
Wo die Saaten Gottes keimen.

7 Eine Morgensonne schauet
Still und mild auf jedes Grab,
Das ein Himmel Nachts bethauet,
Wie Unsterblichkeit, herab.
Denen, die sich müde quälten,
Sind die Gräber roth beschienen,
Wie den Schwachen, die da fehlten;
Gottes Fried' ist auch mit ihnen.

8 Laßt die Hügel uns umwandern!
Hier ist eine stille Welt;
Keiner dränget hier den Andern;
Friede weiht das Todtenfeld.
Heiligt diese Schlummerstätten,
Daß, wenn Kraft und Freude schwinden,
Stille, kühle Ruhebetten
Müde, matte Pilger finden.

9 Heller schimmert's in den Lüften
Auf das Todtenfeld herab.
Forschet, suchet bei den Grüften
Jeder das, ihm theure, Grab,
Frische Blumen drauf zu schütten!
Schmückt umher den Raum zum Garten!
Ehret so die letzten Hütten,
Die uns allesammt erwarten!

Säusle du mit weicher'm Flügel, 10
Wie ein Liebeshauch, o Luft,
Ueber diesem jüngsten Hügel
Einer tief beweinten Gruft!
Hier hat Ruh' ein Herz gefunden,
Ruh' vor schnöder Weltbeschwerde;
O, das Brennen tiefer Wunden
Kühlt und heilt die frische Erde.

Friede nun der weichen Seele, 11
Deren Hütte da zerfällt;
Abgethan sind ihre Fehle,
Dieser Reisestaub der Welt.
Von des Lichtreichs hellem Throne
Kam auf rauhen Erdenwegen
Mit dem Ueberwinderlohne
Gottes Engel ihr entgegen.

Harten Kampf hat sie gestritten — 12
Ach! wer mag dem Kampf entflieh'n?
Viel getragen, viel gelitten,
Viel Verschuldung hier verzieh'n!
Friedsam ging ihr frommer Glaube
Zum Gericht der Thatenkrönung;
Viel Versöhnung hier im Staube
Findet dort auch viel Versöhnung.

Erdenfreuden, Erdensorgen 13
Deckt ein wenig Rasen zu.
Die da schlafen, weckt kein Morgen
Aus den Tiefen ihrer Ruh'.
O! sie ruh'n, die stillen Schaaren
Alle, die das Leben trugen!
O! sie ruh'n, die mit uns waren,
Deren Herzen für uns schlugen!

Lasset sich den Blick erheben! 14
Wende sich der Geist nach dort!
Sing' es, Festgesang: Wir leben
In den Engelseelen fort!
Die aus unsern Armen schieden,
Nicht aus unsern Herzen schwanden;
Selbst ihr Sterbliches hienieden
Ist in Blumen auferstanden.

Aufersteh'n in neuem Boden, 15
O, wie das die Gruft erhellt!
Trotz den tausendfachen Toden
Kennt kein Todtsein Gottes Welt!
Aufersteh'n! ja deine Feier
Strahlt herüber von den Auen

Wo erhab'ne Seelen freier
In des Lebens Tiefen schauen.

16 Fleug' auf Schwingen heil'ger Lüfte,
Fleug', begeistert und geweiht,
Um die Sabbathruh' der Grüfte,
Hymnus der Unsterblichkeit!
Rüste dich, empor zu schweben!
Droben tönt's in Engelchören:
Alle Seelen werden leben,
Werden Gottes Stimme hören.

17 Preis und Ehre sei dem Geber
Alles Lebens! Brüder, preist
Ihn, der, trotz der Nacht der Gräber,
Licht und Leben uns verheißt!
Sänger, weiht ihm Harfentöne;
Weiht sie zu erhab'nen Psalmen!
Singt ihm, wie des Lichtes Söhne
Ihn lobpreisen, unter Palmen!

18 Auf! Triumphgesang, erschalle!
Ruf' es hin durch Nacht und Grau'n:
Unser Vorbild lebt, und Alle
Werden seinen Himmel schau'n!
Triumphire, Christusglaube!
Alle Seelen sind geborgen!
Allen Pilgern hier im Staube,
Allen strahlt ein Ostermorgen!

C. A. Tiedge.

Ino.

(Mythische Cantate.)

Wohin? wo soll ich hin?
Mein rasender Gemahl verfolgt mich. Ohne Retter
Irr' ich umher, so weit das Land mich trägt, und bin
Entdeckt, wohin ich irre. Keine Höhle,
Kein Busch, kein Sumpf verbirget mich.
Ha! nun erkenn' ich dich,
Grausame Königin der Götter!

Ungöttliche Saturnia,
Wird Rachsucht dich ewig entflammen?
Wer kann mein Mitleid verdammen?
Ich hab' ein Götterkind ernährt.

Du hast dich an Semelen ja
Mit Jupiters Blitze gerochen!
Was hat die Schwester verbrochen?
War meine That des Todes werth?

Ungöttliche Saturnia,
Wird Rachsucht dich ewig entflammen?
Wer kann mein Mitleid verdammen?
Ich hab' ein Götterkind ernährt.

O all' ihr Mächte des Olympus,
Ist kein Erbarmen unter euch?
Hier schwankt' ich unter der geliebten Last,
Die mein zerfleischter Arm umfaßt;
Hier fliehet, dem gescheuchten Rehe,
Der aufgeregten Gemse gleich,
Des Kadmus königliche Tochter, springt
Von Klipp' auf Klippe, dringt
Durch Dorn und Hecken. — —
Nein, weiter nicht! hier muß ich ruh'n;
Ich kann nicht höher klimmen — — — —
Götter!
Ach, rettet, rettet mich! ich sehe
Den Athamas: An seinen Händen klebt
Noch unsers Sohnes Blut.
Er eilt, auch diesen zu zerschmettern.
O Meer! o Erde! er ist da!
Ich hör' ihn schreien! er ist da!
Ich hör' ihn keuchen! Jetzt ergreift er mich. —
Du blauer Abgrund, nimm von dieser Felsenspitze
Den armen Melizertes auf!
Nimm der gequälten Ino Seele! — — —

Wo bin ich? o Himmel!
Ich athme noch Leben?
O Wunder! ich walle
Im Meere? mich heben
Die Wellen empor? —

O wehe mir! mein Sohn!
Ich leb', und ach! im Falle
Verlier' ich meinen Sohn.

Mein Schutzgott! mein Erretter!
Was hilft mir dieses Leben?
Ach! gib mir meinen Sohn!

O wehe mir! mein Sohn!
Er ist dem Arm entfallen!
Der Abgrund deckt ihn schon. — —

Ich seh' ihn! ihr Götter!
Ihn küssen, ihn heben
Die Nymphen empor. —

Euch dank' ich dies Leben,
Dies bessere Leben?
Euch dank' ich den Sohn?

Ich seh' ihn — ihr Götter! —
Sich höher erheben;
Kein Kind mehr, wie vor.

Wo sind wir? o Himmel!
Wir athmen? wir leben?
O Wunder! wir wallen
Im Meere? uns heben
Die Wellen empor? — — —

Ihr hängt um meine Schläfe zackige Korallen,
Und Perlen in mein Haar?
Ich dank' euch, Töchter Doris! — Seht, o seht die Schaar
Der freudetrunknen blauen Götter!
Sie flechten Schilf und Lotosblätter
Um meines Sohnes Haar.
Wie gütig, wie vertraut empfanget ihr
Zwei Sterbliche, wie wir!
Ihr gebt uns eure Götterkränze
Und zieht uns mit euch unter eure Tänze. — —

Ungewohnte Symphonieen
Schlagen mein entzücktes Ohr.
Panope! dein ganzes Chor
Und die blasenden Tritonen
Rufen laut: „Leukothea
„Ist zur Göttin aufgenommen.
„Gott Palämon, sei willkommen!
„Sei gegrüßt, Leukothea!" —

Meint ihr mich, ihr Nereiden?
Nehmt ihr mich zur Schwester an?
Meint ihr meinen Sohn, ihr Götter?
Nehmt ihr ihn zum Mitgott an?

Ihr allgütigen Erretter,
O! mein Dank soll nicht ermüden,
Weil mein Busen athmen kann.
Und nun? Ihr wendet euch so schnell zurück?
Ihr eilt mit aufgehobnen Händen? — — —
Welch ein Blick!
Auf einem perlenhellen Wagen
Wird der Monarch der Wasserwelt
Hoch auf dem Saum der Fluth getragen.
Bis an den Himmel flammt der goldene Trident.
Ich höre seiner Rosse Brausen, sehe
Den Gott, den zweiten Gott der Götter — —

Der du mit Allmacht dieses Element
Beherrschest, o Neptun! — denn deine Güte
Erhält mich; deine Diener eilten vor dir her,
Mir dein Geschenk, die Gottheit, anzutragen —
Ist hier dein Aufenthalt, mein König? oder brachten
Die Räder deines Wagens dich
In diesen inselvollen Sund,
Mich selbst in dein Gefolg', in deinen Schutz zu nehmen?
Ach! ewig soll mein Dank,
Mit jeder Sonne soll mein lauter Lobgesang
Von allen Wellen wiederhallen!
Tönt in meinen Lobgesang,
Wellen, Felsen und Gestade!
Sagt dem guten Gotte Dank!
Heil dem Gotte, dessen Gnade
Dich zur Göttin ausersah,
Selige Leukothea!

Tochter der Unsterblichkeit!
In die tiefste Meereshöhle
Senke dein gehäuftes Leid.
Deine qualentladne Seele
Labe mit Ambrosia!

Tönt in meinen Lobgesang,
Wellen, Felsen und Gestade!
Sagt dem guten Gotte Dank!
Heil dem Gotte, dessen Gnade

Dich zur Göttin auserfah,
Selige Leukothea!

Ramler.

4) Mehr als bei der Cantate findet man bei dem Oratorium schon in der Dichtung, nicht bloß in der Musikbegleitung dazu, die dramatische Form; denn es treten in ihm verschiedene Personen singend auf, z. B. Adam und Eva und Engel — in der „Schöpfung“ v. Haydn; der Satan, Eva, Maria, Erzengel, Chor der Gläubigen, der Seligen, der Apostel u. s. w. — „im Weltgericht“ v. Schneider (Text v. Apel). So erscheint das Oratorium, da es immer einen religiösen Inhalt hat, als ein geistliches Lied in dramatischer Form, eine heilige Oper. Dahin deutet auch seine Entstehung, welche in die Zeit der Kreuzzüge fällt. Damals wurde nämlich auf den Straßen und öffentlichen Plätzen die Geschichte Jesu dramatisch aufgeführt (die sogenannten Mysterien). Seine jetzige künstlerische Gestalt erhielt es in Italien.

b) Bekannte Oratorien sind noch: Jephtha, v. Händel; der Messias, von demselben; die letzten Dinge, von Spohr (Text von Rochlitz); Christus am Oelberge, v. Beethoven; die Befreiung von Jerusalem, v. Stadler (Text von den Brüdern v. Collin); der sterbende Jesus, v. Rosetti; Christus das Kind, v. Schneider; Paulus, v. Mendelssohn-Bartholdy; u. s. w.

§ 11. Geselliges Lied — Dithyrambe; Skolie.

1) Beschäftigt sich der Inhalt eines Liedes mit den Freuden des Lebens, die in heiterer Gesellschaft gefeiert werden, wohl gar an Geburtstagen, Hochzeiten, Gelagen u. s. w., so heißt es ein geselliges Lied. Hierher gehören auch die sogenannten Gelegenheitsgedichte, die allerdings nicht von allgemeinem Interesse sind, aber in ihrem Kreise etwas desto Ansprechenderes und wahrhaft Poetisches haben können.

a) Im weiteren Sinne des Wortes sind unter die Gelegenheitsgedichte auch solche Lieder zu rechnen, welche zwar für einen ganz besonderen Fall gemacht, aber doch von allgemeinem Interesse sind. Es wird überhaupt die Aufgabe des Gelegenheitsdichters sein, den einzelnen Fall mit den ihm allein angehörigen Anspielungen in ein solches Gebiet des Geistes zu erheben, in welchem sich auch andre Menschen gern bewegen. Nur der Mangel solcher Erhebung des Besonderen zum Allgemeinen, die der Besonderheit des einzelnen Falles keineswegs Eintrag thun soll, hat das Gelegenheitsgedicht in einen schlimmen Ruf gebracht, und allerdings wird es immer nur geringen poetischen Werth haben können, wenn es bei unbedeutenden Persönlichkeiten verweilt und unbedeutende Erlebnisse besingt.

An die Freunde.

Brüder! zu den festlichen Gelagen 1
Hat ein guter Gott uns hier vereint;
Allen Sorgen laßt uns jetzt entsagen,
Trinken mit dem Freund, der's redlich meint.
Da, wo Nektar glüht,
Holde Lust entblüht,
Wie den Blumen, wenn der Frühling scheint.

Laßt uns froh die goldne Zeit durchschwärmen, 2
Hangen an des Freundes treuer Brust;
An dem Freunde wollen wir uns wärmen,
In dem Weine kühlen unsre Lust!
In der Traube Blut
Trinkt man deutschen Muth,
Wird der Mann sich hoher Kraft bewußt.

3 Nippet nicht, wenn Bacchus Quelle fließet,
Aengstlich an des vollen Bechers Rand;
Wer das Leben tropfenweis genießet,
Hat des Lebens Deutung nicht erkannt.
Nehmt ihn frisch zum Mund,
Leert ihn bis zum Grund,
Den ein Gott vom Himmel uns gesandt.

4 Auf des Geistes lichtgewohnten Schwingen
Stürzt der Jüngling muthig in die Welt,
Wackre Freunde will er sich erringen,
Die er fest und immer fester hält.
Bleibt die Meinen all',
Bis zum Weltenfall
Treu dem Freund auf ewig zugesellt!

5 Lasset nicht die Jugendkraft verrauchen,
In dem Becher winkt der goldne Stern!
Honig laßt uns von den Lippen saugen,
Lieben ist des Lebens süßer Kern. —
Ist die Kraft versaust,
Ist der Wein verbraust,
Folgen, alter Charon, wir dir gern!

Das Reich der Freude.

1 Mein Lebenslauf ist Lieb' und Lust
Und lauter Lieder-Sang;
Ein frischer Muth in heitrer Brust
Macht frohen Lebens-Gang;
Man geht Berg an, man geht Berg ein,
Heut grad' und morgen krumm —
Durch Sorgen wird's nicht anders sein:
Was kümmr' ich mich darum!

2 Das Leben wird, der Traube gleich,
Gekeltert und gepreßt;
So giebt es Most, wird freudenreich
Und feiert manches Fest!
Drum zag' ich nicht, engt mir die Brust
Des Schicksals Unmuth ein;
Bald braus' ich auf in Lieb' und Lust,
Und werde reiner Wein!

3 Die Zeit ist schlecht; mit Sorgen trägt
Sich mancher ohne Muth;
Doch, wo ein Herz voll Freude schlägt,
Da ist die Zeit noch gut.
Herein, herein, du lieber Gast,
Du Freude, komm' zum Mahl!
Würz' uns, was du bescheeret hast!
Kredenze den Pokal!

Fort, Grillen, wie's in Zukunft geht, 4
Und wer den Scepter führt!
Das Glück auf einer Kugel steht
Und wunderbar regiert.
Die Krone nehme Bacchus hin!
Nur er soll König sein!
Und Freude sei die Königin!
Die Residenz am Rhein!

Beim großen Faß zu Heidelberg 5
Berathe der Senat,
Und auf dem Schloß Johannisberg
Der hochwohlweise Rath!
Der Herr'n Minister Regiment
Sei beim Burgunder-Wein!
Der Kriegs-Rath und das Parlament
Soll in Champagne sein!

So sind die Rollen ausgetheilt 6
Und Alles wohl bestellt;
So wird die kranke Zeit geheilt
Und jung die alte Welt.
Es lebe hoch das neue Reich!
Stoßt an und trinket aus!
Denn Freud' und Wein macht frei und gleich
Und würzt den Lebens-Schmaus!

Mahlmann.

Drei Sterne.

Es blinken drei freundliche Sterne 1
In's Dunkel des Lebens herein,
Die Sterne, sie funkeln so treulich,
Sie heißen Lied, Liebe und Wein.

Es lebt in der Stimme des Liedes 2
Ein treues, mitfühlendes Herz,
Im Liede verjüngt sich die Freude,
Im Liede verwehet der Schmerz.

Der Wein ist der Stimme des Liedes 3
Zum freudigen Wunder gesellt,
Und malt sich mit glühenden Strahlen
Zum ewigen Frühling die Welt.

4 Doch schimmert mit freudigem Winken
Der dritte Stern erst herein,
Dann klingt's in der Seele, wie Lieder,
Dann glüht es im Herzen, wie Wein.

5 Drum blicket, ihr herzigen Sterne,
In unsere Brust auch herein,
Es begleite durch Leben und Sterben
Uns Lied und Liebe und Wein.

6 Und Wein und Lieder und Liebe,
Sie schmücken die festliche Nacht;
Drum leb', wer das Küssen und Lieben
Und Trinken und Singen erdacht!

Th. Körner.

Hochzeitsgedicht.

1 Zieh', holde Braut, mit unsrem Segen,
Zieh' hin auf Hymens Blumenwegen!
Wir sahen mit entzücktem Blick
Der Seele Anmuth sich entfalten,
Die jungen Reize sich gestalten
Und blühen für der Liebe Glück.
Dein schönes Loos, du hast's gefunden:
Es weicht die Freundschaft ohne Schmerz
Dem süßen Gott, der dich gebunden;
Er will, er hat dein ganzes Herz.

2 Zu theuern Pflichten, zarten Sorgen,
Dem jungen Busen noch verborgen,
Ruft dich des Kranzes ernste Zier.
Der Kindheit tändelnde Gefühle,
Der freien Jugend flücht'ge Spiele,
Sie bleiben fliehend hinter dir,
Und Hymens ernste Fessel bindet,
Wo Amor leicht und flatternd hüpft;
Doch für ein Herz, das schön empfindet,
Ist sie aus Blumen nur geknüpft.

3 Und willst du das Geheimniß wissen,
Das immer grün und unzerrissen
Den hochzeitlichen Kranz bewahrt?
Es ist des Herzens reine Güte,
Der Anmuth unverwelkte Blüthe,
Die mit der holden Schaam sich paart,
Die, gleich dem heitern Sonnenbilde,
In alle Herzen Wonne lacht,
Es ist der sanfte Blick der Milde,
Und Würde, die sich selbst bewacht.

Schiller.

Bei Max von Schenkendorfs Begräbniß.

Wer soll dein Hüter sein? 1
Sprich, Vater Rhein!
Mag dich der Schwerter Glanz,
Mögen dich Wall und Schanz',
Mag dich von Thürmen
Ein diamantner Kranz
Hüten und schirmen?
Ach nein, durch Felsenburg
Dringet die List hindurch,
Solches schirmt nie genug
Gegen den wälschen Trug.

Wer soll dein Hüter sein? 2
Sprich, Vater Rhein!
Eins nur kann Hüter sein,
So spricht der Vater Rhein!
Eins nur kann dauern!
Lanzen- und Schwerterschein,
Felsen und Mauern,
Wären sie noch so dicht,
Sprenget der Höllenwicht;
Bau' diamantne Burg,
Er dringet doch hindurch.

Was soll das Eine sein? 3
Sprich, Vater Rhein!
Herz muß das Eine sein,
So spricht der Vater Rhein,
Das wird es treffen!
Herz, das kein Lügenschein
Nimmer kann äffen!
Auch ohne Schanz' und Wall
Brauset mein Wogenschwall
Fröhlich in Freiheit hin,
Wann ich deß mächtig bin!

Soll das das Eine sein? 4
Ja, das allein!
Treues und deutsches Herz,
Tapfer in Ernst und Scherz,

Das ist die Mauer;
Treues und deutsches Herz
Bleibt auf die Dauer!
Brechet die Schwerter klein,
Reißet die Wälle ein,
Schleifet die Felsenburg —
Mit diesem fecht' ich's durch!

5 Wohl dir des Hüters dein!
Dieß soll es sein!
Wohl dir! ein deutsches Herz,
Tapfres und treues Herz,
Köstliche Gabe —
Senken wir hier in Schmerz
Nieder zum Grabe.
Das sei dir Schild und Hort,
Brausende Landespfort'!
Das soll ein Zeichen sein
Ewig am freien Rhein!

6 Wohl dir des Hüters dein!
O Vater Rhein.
Er hat vom deutschen Land,
Er hat vom wälschen Tand
Mächtig geklungen,
Daß Ehre auferstand,
Wo er gesungen.
Bei dir, wonach er rang,
Sang er den Schwanensang;
Hier sollt' er Zeichen sein,
Hier sollt' er Hüter sein

7 Wohl dir des Hüters dein!
Jauchze nun, Rhein!
Brause in Wonne fort,
Heilige Landespfort'!
Klinge in Freuden!
Klinge des Sängers Wort
Künftigen Zeiten!
Und in dem grünen Glanz
Liege sein Grab als Schanz',
Liege als Ehrenwall
Vor deiner Wogen Schwall.

E. M. Arndt.

---

2) Nimmt ein geselliges Lied einen höheren Odenschwung an, so nennt man es eine Dithyrambe, die also mit mehr Feuer oder auch nur mit größerem Pathos Wein und Liebe besingt. Wir haben nur wenig Dithyramben. Manchmal sind sie durch Bacchus und Noah mit der Hymne verwandt, weil das Lob der Person hier leicht in das des Weines übergeht; manchmal aber ahmen sie den schon trunkenen Geist nach und sind dann sehr weit vom Hymnenschwunge entfernt. Die Dithyrambe übertrifft an Feuer wiederum die Hymne, wie diese die Ode. Dithyrambische Verse nennt man, auch wenn sie keinen dithyrambischen Inhalt haben, solche, die sich in ganz freiem Rhythmus gehen lassen. — Willamow, Maler Müller, Voß, Schiller (Lied an die Freude), Kopisch sind Dithyrambendichter.

b) Ein kleines derartiges Trinklied heißt auch wohl ein Skolion, dessen Merkmal jedoch, strenger genommen, noch in einer seltsamen Bildung des Versmaaßes besteht. Die ältesten sind von Hagedorn.

Dithyrambe.

(Nicht sowohl in feurigerem, als in höherem Tone.)

Nimmer, das glaubt mir, 1
Erscheinen die Götter,
Nimmer allein.
Kaum daß ich Bacchus den lustigen habe,
Kommt auch schon Amor, der lächelnde Knabe,
Phöbus, der herrliche, findet sich ein.
Sie nahen, sie kommen,
Die Himmlischen alle,
Mit Göttern erfüllt sich
Die irdische Halle.

Sagt, wie bewirth' ich, 2
Der Erdgeborne,
Himmlischen Chor?
Schenket mir euer unsterbliches Leben,

Götter! was kann euch der Sterbliche geben?
Hebet zu eurem Olymp mich empor!
Die Freude, sie wohnt nur
In Jupiters Saale,
O füllet mit Nektar,
O reicht mir die Schaale!

3 „Reich' ihm die Schaale!
Schenke dem Dichter,
Hebe, nur ein.
Netz' ihm die Augen mit himmlischem Thaue,
Daß er den Styx, den verhaßten, nicht schaue,
Einer der Unsern sich dünke zu sein."
Sie rauschet, sie perlet,
Die himmlische Quelle, —
Der Busen wird ruhig,
Das Auge wird helle.

Schiller.

Dithyrambus.

1 Wenn des Kapweins Gluth im Krystall mir flammt,
Dann betracht' ich vergnügt ihn und nippe.
Wenn ein Weiblein sorgt für das Schenkenamt,
O dann schwebt mir die Seel' auf der Lippe!
Denn sie mahnet mich an,
Und ich trinke was ich kann,
Die Begeisterung der Traub' — Aganippe.

2 Dann erblühst du, Erd', ein Elysium!
Dann bestirnt sich ein anderer Himmel!
Wie von Honig schwärmt's und von Most ringsum
Und von heiligem Rankengewimmel.
Mich berauschet ein Duft
Der Ambrosia, mir ruft
Der Silen und die Najad' im Getümmel.

3 O wie braust ihr Erz und der Epheustab
Zu dem Taumel des Evoegrußes;
Ich enttauml' im Sturm die Gebirg' hinab,
Und mich freut des verwegnen Entschlusses!
Wie entzückt, o Silen,
Die Mänade mich so schön
Zu der Wonne des ambrosischen Kusses!

Voß.

Dithyrambe.

(Abgekürzt. In trunkener Begeisterung.)

Ha, schon schwindeln meine Sinne!
Ha, es fliehen meine Sinne!
Reicht den mächtigen Pokal,
Freunde, reicht ihn noch einmal!
Wie von meinen blöden Sinnen
Alle Nacht und Nebel fällt!
Ha, nun steh' ich aufgehellt!
Götter, was soll ich beginnen?
Tret' ich ein in fremde Welt?
Welche Tön' in meinen Ohren?
Trommeln, Pfeif' und Cymbelnschall!
Neugeboren, neugeboren!
Mir entsinkt der Erdenball!

Bacche, Bacche, Bacche, Bacche!
Vater Evan, Vater Jacche,
Freudenmehrer, faß ich dich?
Freudenmehrer, zwingst du mich?
Schlag' den Jubelthyrsus nieder,
Daß der rauhe Fels ertönt!
Jauchze volle Taumellieder,
Daß der Kythereon dröhnt!

Jacche, Jacche, Jacche, Jacche!
Vater Evan, Vater Bacche!
Helfer, reich' den starken Arm!
Ueber mir Centaurenschwarm.

Donnernd hallt der Zug herunter,
Strömt herunter, braust hinunter.
Welch ein Strudel reißt mich hin,
Mitten fort zum Wagen hin?
Näher seh' ich dich, Lyäen,
Seh' dich, stolzen Liber, kühn
Auf dem goldnen Wagen stehen:
Wie die Flammenlocken wehen,
Wie vor ihm die Pardel knien!

Frei und flüchtig, rasch und munter,
Welch ein göttlich hohes Wunder!

Ha, die Schlange windet sich,
Schöner Evan, hell um dich!
Gold- und silberschuppig blinkend,
Hängt sie dir am Busen mild,
Mit gespaltner Zunge trinkend,
Thau, der deiner Lock' entquillt.

Wie so flüchtig, wie so munter!
Welch ein göttlich hohes Wunder!
Milchhaar schwebt um Wang' und Kinn.
Nymphen, laßt mich zu ihm hin!
Näher, schöner Thyrsusschwinger,
Näher, näher zu dir hin!
Thyrsusschwinger, Wagenspringer,
Den befleckte Tieger zieh'n!

Neuer Zug stürmt schon herunter,
Dort hinunter, da herunter.
Welcher Strudel reißt mich hin,
Fort zu Libers Wagen hin?
Ha, er winkt mir, winket, winket!
Wie sein Purpurantlitz blinket,
Wie ihm Aug' und Wangen glüh'n!
Darf ich, schöner Gott der Reben,
Froher Bacchus, darf ich kühn
Heut den grünen Thyrsus heben,
Mit an deinem Wagen zieh'n?

Heilig brünstige Gesänge,
Die ihm jede Nymphe zollt,
Rauschen her durch Epheugänge.
Götter, wie sein Wagen rollt!
Wie ihm Löw' und Pardel brüllen!
Aus des Rades Naben quillen
Taumelströme, Wein in Gold.

O ihr Brüder, o ihr Brüder!
Selig, selig, selig Brüder!
Evan steigt zu mir hernieder,
Lehnet sich an mich vertraut.
Selig, selig, selig Brüder!
Seht, es rauscht um meine Glieder
Tief herab die Pantherhaut.

Kröne meine Schläfe, kröne
Meine Stirne, neugeschmückt!
Tanzet vor mir, Silbertöne!
Götter, Götter, wie entzückt!
Flieh' ich auf des Meeres Wogen?
Tret' ich den gehörnten Rhein?
Meine Seele ist entflogen,
Wuth durchschauert mein Gebein.

Maler Müller.

Skolion.

(Ungewöhnliches Versmaaß.)

Nicht einheimischen Wein bietet mir an, welcher die Lippen nur
Herb anziehet; beim Mahl rühm' ich mich nicht so, Patriot zu sein.
Brutus sagte: wo frei leben ich kann, acht' ich, daß Roma sei.
Ich, wo süßerer Saft Reben entquillt, find' ich ein Vaterland.

A. W. Schlegel.

Skolion.

(Bloß ein kurzes Trinklied.)

Mädchen entsiegelten, 1
Brüder! die Flaschen;
Auf! die geflügelten
Freuden zu haschen,
Locken und Becher von Rosen umglüht.

Auf! eh' die moosigen 2
Hügel uns winken,
Wonne von rosigen
Lippen zu trinken;
Huldigung Allem, was jugendlich blüht!

Matthisson.

An die Muse.

(Dithyrambische Verse ohne dithyrambischen Inhalt.)

Deine ausschwärmenden,
Sammelnden, goldflügligen Bienen
Send', o Muse, mir:
Mit süßem Honigseime die Lippen mir zu füllen,

Wie jenem lockigen Knaben auf Blumen,
Pindar, dem schlummernden,
An dirkäischer Quellen silbernen Wallungen,
Wo mildsäuselnde Thalluft
Jungsprossende Lorbeergebüsche
Ueber die Träume des Knaben hinbog!
Selig, o selig,
Welchen du liebend nährst,
Heilige Muse!
Ihm, dem Beseligten, Geflügelten rinnt
Tief vorüber,
Der Füße Spitzen kaum benetzend,
Alles sterblichen Leid's
Wechselnde Woge;
Oder er flüchtet zu dir,
Wie zur Mutter ein Kind,
Sein Weh
Und sein Entzücken
Mit süßen Lauten klagend!
Du Heilige, Mächtige,
Die mit der Leier
Ordnet den Reigentanz
Leuchtender Sphären!

Kopisch.

Wenn der Inhalt nicht dithyrambisch ist, d. h. weder an Lebensgenuß in Lieb' und Wein, noch an die mythischen Personen erinnert, welche als Vertreter desselben gelten, noch auch in einer trunkenen Begeisterung einen andern Gegenstand besingt: so unterscheiden sich solche Gedichte nicht von gewöhnlichen Oden in freiem Rhythmus. Man findet daher oft Oden und Hymnen, wenn sie in ganz entfesseltem, nur vom augenblicklichen Gefühle des Dichters gebotenen Versmaaße gedichtet sind, mit dem Namen der Dithyrambe bezeichnet.

§ 12. Elegisches Lied — Elegie. Nänie.

Man versteht darunter ein klagendes Gedicht, das wohl auch, bald mit sanftem, bald mit lebhafterem Schmerze, um etwas Entschwundenes trauert. Die Form ist gewöhnlich die des Liedes, oft auch das sogenannte elegische Versmaaß (Hexameter mit Pentametern alternirend). — Manchmal giebt bloß jenes Versmaaß einem Gedichte den Namen einer Elegie, wenn auch der Inhalt nicht gerade klagend ist (Goethe). — Nänie ist eine Elegie, deren Klage nicht aus der Tiefe des Gemüthes kommt, z. B. über den Tod eines Sperlings u. dgl.; ihr gewöhnlichstes Versmaaß ist dann das Hendekasyllabon (vgl. S. 19); oft jedoch bedeutet Nänie nichts Anderes als Elegie (Schiller, Herder).

Elegische Lieder:

An den Mond.

Füllest wieder Busch und Thal 1
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;

Breitest über mein Gefild 2
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Ueber mein Geschick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz 3
Froh- und trüber Zeit;
Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluß! 4
Nimmer werd' ich froh.
So verrauschte Scherz und Kuß
Und die Treue so.

Ich besaß es doch einmal, 5
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt.

Rausche, Fluß, das Thal entlang, 6
Ohne Rast und Ruh',
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodieen zu,

7 Wenn du in der Winternacht
Wüthend überschwillst,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.

8 Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,

9 Was, von Menschen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Goethe.

Der Tropfen.

1 Sei auch ein Tropfen nur,
Der zitternd hängt
Am Blatte, bis die Flur
Der Tag versengt;

2 Am Blatt, das heute währt
Und morgen fällt,
Und vor dem Winde fährt
In alle Welt;

3 Sei nur ein Tropfen auch
Dein ganzes Sein,
Und werd' ein leichter Rauch
Am Sonnenschein:

4 Du schaust die Sonne doch,
Weil*) du verdirbst,
Und funkelst schöner noch
Und strahlst und stirbst.

5 Nur eine Thräne bin
Ich Armer ganz:
O Sonne, nimm sie hin
In deinen Glanz!

W. Wackernagel.

*) Weil hat manchmal die Bedeutung von derweil, während.

Der Alte an ein junges Mädchen.

Wenn ich in deine hellen Augen schaue, 1
Was dann mich tief ergreift, du ahnst es nicht;
Du kannst nicht ahnen, was dies himmelblaue
Und himmelreine Auge zu mir spricht.

Ich sog aus solchen blauen, reinen Augen 2
Mir einst des Lebens Licht, des Lebens Glück —
O laß mich jetzt Erinnerungsträume saugen
Aus deines stillen Auges mildem Blick!

Die Sage spricht: In blauen Meeresgründen 3
Ruht manches blüh'nde Reich aus ferner Zeit,
Und selten nur vermag ein Blick zu finden
Die alte, längst vergeßne Herrlichkeit.

Nur selten hört ein Sterblicher die Glocken, 4
Die ihn mit süßem, wundersamem Klang
Hinab in unerforschte Tiefen locken,
Wo eine helle Märchenwelt versank.

Doch wer den wunderbaren Ort gefunden, 5
Fühlt sich berauscht von nie gekannter Gluth;
Von zauberischen Banden süß umwunden,
Schaut er hinunter in die blaue Fluth.

Der alten, schönen Sage muß ich denken, 6
Wenn ich dir still in's blaue Auge seh';
In liebe Träume soll der Geist sich senken,
Mir wird so wohl und doch so seltsam weh.

Mir ist, als ob in deinem Auge schliefe 7
Der Strahl, der einst mein Leben warm erhellt,
Als ruhte dort in klarer, blauer Tiefe
Verrauschter Jugend helle Liebeswelt.

Die alte Lust, das alte Leid erwachen 8
Und mich umwebt der alte Zauberbann —
Aus deines Auges Himmelbläue lachen
Mich längst versunkne Jugendhimmel an.

Ferrand.

Elegieen.

Am Grabe eines jungen Freundes.

1 Was trauerst du, Natur? weil Sturmeswehen
Gewaltsam deine Knospen niederrafft?
Weil deine schwachen Blüthen untergehen,
Die jeder Lenz in neuer Fülle schafft?
O darum nur? — Wir sahen Blüthen schwinden,
Die uns kein güt'ger Frühling wiederbringt,
Die unerforschte, dunkle Fesseln binden,
Bis Himmelsklang in taube Särge dringt!
Doch ein ew'ger Lenz wird kommen,
Wo sich finden alle Frommen,
Die der Herr hinweggenommen!

2 Fahr' wohl, du Jüngling, den das Grab verschlungen!
Zu dem die heiße Thräne niederbebt!
Du hast vergebens nach dem Ziel gerungen,
Das dir so nah' und freundlich vorgeschwebt!
Vergebens? — Aller, aller Wesen Grenze
Zog des Erbarmers gnadenreiche Hand;
Sie war es auch, die frühe Todtenkränze
Um deine jugendliche Stirne wand!
Darum selig, die im Hafen
Still und zeitig eingeschlafen,
Eh' sie wilde Stürme trafen!

3 Wen ruft, verlaßner Vater, deine Klage?
Was regt das Mutterherz sich tief und bang?
Daß eure einz'ge Hoffnung froher Tage
In freudenlose, kalte Grüfte sank?
Mag auch der Wind die Asche wirbelnd theilen,
Sein frommer Geist wird tröstend euch umweh'n!
Und wenn die Blicke sehnend aufwärts eilen,
Ruft er mit Himmelstönen: Wiederseh'n!
Denn ein Morgen wird erscheinen,
Alle, alle zu vereinen,
Die hier unten einsam weinen!

Hunger.

Der Kirchhof zu Ottensen.

Eine elegische Phantasie.

Still trat ich hier in diesen stillen Raum. —
Wer waren sie, die hier in Gottes Garten,
Tief in der Grabnacht unbekanntem Traum,
Den Morgenruf der zweiten Welt erwarten?

Nur wenig Steine seh' ich auf den Hügeln,
Nicht goldne Schrift im Sonnenglanz sich spiegeln:
Ein armes Volk fand hier ersehnte Ruh'.
Kein Marmor, kein Granit deckt seine Gräber zu,
Nur Blumen sprossen auf, es wölbt sich grüner Rasen
Um all' die Herzen her, die hier der Welt vergaßen.
O Grün, du lieblich Grün, erfreulich holde Farbe
Der Hoffnung, die uns nie verläßt,
Prophetisch schlingst du dich um jede reife Garbe
Am garbenreichen Erntefest! —

Doch hoch von Gras und Blumen überdeckt,
Seh' ich an jedes Grab ein schwarzes Kreuz gesteckt:
Der Schläfer Namen sind daran zu lesen,
Und welcher Tag ihr Freiheitstag gewesen;
Denn jeder müde Mensch, wenn er in's Grab sich legt,
Läßt gern ein Kreuz zurück, das seinen Namen trägt.

Landleute waren's; hinter jenen Maien
Raucht noch ihr Heerd, dort wogt ihr Ackerland;
Die Bäume, die ihr Grab mit Blüthenschnee bestreuen,
Zog treu und sorgsam ihre Hand;
Die Schattenlinde, die den Kirchhof kühlt,
Hat einst ihr Kindertanz umspielt.

O ihr schlaft wohl nach arbeitvollem Leben,
Ihr unverdorbnen Söhne der Natur!

Ein heitrer Traum wird euern Schlaf umschweben,
Und die ihr angebaut, die volle, reiche Flur,
Sie hat als Denkmal euer Grab umgeben! —

Wohl dem, der fern der Welt und ihrem Lasterpfuhle
Sein Tagewerk vollbringt auf seines Vaters Gut,
Und wem der Nachbar in der kleinen Schule
Als Nachbar auch im Grabe ruht.

Nur wenig kennt er zwar von diesem weiten Runde,
Doch ist sein armes Loos wohl reich an Gottes Huld,
Sein Leben zwar voll Schweiß, doch frei von schwerer Schuld,
Und jedes Abendroth bringt ihm willkommne Ruh',
Und eine leichte Todesstunde
Schließt ihm dereinst die Augen freundlich zu!

O könnt' ich meiner Fesseln Last vernichten,
Mich zu dem Frieden deiner Hütten flüchten,
Beschränktes Loos, mich deines Glücks erfreu'n!
In heitrer Unschuld wüßte dann mein Leben
Kein größer Glück, kein seliger Bestreben,
Als unter Menschen Mensch zu sein. — —

Hier schläft, wie dieser Stein mir sagt,
Ein Seemann, der die Welt mit raschem Kiel durchjagt. —
Wie ruhig nun der kühne Segler liegt,
Den einst, in wechselvollen Tagen,
Der Sturm mit seiner Kraft gewiegt,
Und den der Ocean von Pol zu Pol getragen! —

Er sah die Welt von eisbedeckten Zonen,
Bis wo ein ew'ger Lenz auf Blumenmatten spielt,
Die Völker, die in Felsenklüften wohnen,
Und die hier Lorbeerhain, dort Palmenschatten kühlt. —

Und was hat er entdeckt, er, der die große Runde
Um dieses große Rund gemacht?
Und von der Wallfahrt, welche sichre Kunde
Hat einst der Pilger heimgebracht?

— „Die Welt ist groß, doch überall voll Mühen,
„Das Leben kurz, doch überall voll Last;
„Es herrscht Gewalt, wo Völkerstämme blühen,
„Und Thorheit wohnt, wo man sich liebt und haßt." —

„In dumpfer Kindheit lebt der Wilde,
„Begierden sind des Rohen Qual,
„Die Menge läuft nach einem Schattenbilde,
„Mit Freiheit prahlt der Thoren Gilde,
„Und Sklaven sind sie allzumal!" —

„Still trauern selbst die edelsten Gemüther,
„Der Himmel nur kennt ihren heil'gen Schmerz,
„Denn größer, als die Welt und ihre Güter,
„Ist ein gefühlvoll Menschenherz!" —

— Das also war die Beute schwerer Stunden,
Die Weisheit, die die Pilgerschaft ihm gab?
Und was hat er an ihrem Ziel gefunden?
— Den kleinen Stein und dieses arme Grab!

So flog vor Zeit die Taube Noah's aus,
Und flog und flog die ungeheure Strecke,
Und brachte nur die Kunde mit nach Haus,
Daß noch die Sündfluth diese Welt bedecke.
Zum Tod ermattet von dem irren Lauf,
Nahm sie die Arche freundlich wieder auf! —

Dort unterm Schatten, den die Linde breitet,
Spricht mich ein einfach Denkmal an.

Ein Hügel steigt empor, von Rosen überkleidet,
Und Epheuranken winden sich hinan.
Wer legte hier auf diese letzte Schwelle
Ermüdet seinen Wanderstab?
Wen nennt die Schrift? — O ewig heil'ge Stelle,
Dies Grab ist meines **Klopstocks** Grab! —

Du großes Herz, das hier in Staub zerfällt,
Wie hast du göttlich sonst geschlagen!
Wie Tausende zu deiner Himmelswelt
Durch Wort und Lied emporgetragen!

Nur nach dem Höchsten hast du stets gestrebt,
Dich nur des Würdigsten beflissen,
Und als ein reiner Mensch gelebt,
Bis dich dein Engel dieser Welt entrissen!

Nie prunktest du mit leerem Ruhme,
Nie mit der Eitelkeiten Wahn:
In deines Busens Heiligthume
Hat sich dein Gott dir kund gethan.

Da sang dein herrlich Lied die große Weltversöhnung,
Im Schmerz auf Golgatha vollbracht;
Es sang, voll Vaterlands, die deutsche Heldenkrönung,
Den Siegsgesang von Herrmanns Schlacht;

Es sang der Freundschaft Glück, der Liebe Gölterwonnen,
Der Andacht heil'gen Psalm, den Auferstehungstag!
So flog dein Adler auf zum Lichtquell ew'ger Sonnen,
Und Freiheit war sein Flügelschlag! —

O dir ist wohl, du Herz voll deutscher Tiefe,
Daß du in tiefer Erde ruhst
Und keinen Blick auf unser Elend thust —
Ach wer bei dir in deinem Frieden schliefe! —

Wir geh'n mit kurzer Lust und vielen bittern Schmerzen
Der ernsten Stunde zu, die uns dereinst verklärt:
Nur der hat wohl gelebt, der in dem eignen Herzen
Schon hier den Himmel fand, den jene Welt gewährt!

Leb' wohl, du heil'ges Grab! lebt wohl, ihr stillen Hügel!
Die Blume winkt mir zu, es flüstert durch das Laub.
Ihr Schläfer, schlummert sanft! — die Zeit schwingt ihre Flügel,
Und mein beklomm'nes Herz ist bald wie eures — Staub!

Mahlmann.

(Vgl. dazu von Rückert: Die drei Gräber.)

An Cäcilie.

(Epilog zu dem romantischen Epos: Cäcilie.)

Es ist vollbracht, das Werk, das ich ersonnen, 1
Der langen Sehnsucht schmerzlicher Gewinn.
An deinem Sarge ward es einst begonnen,
Auf deinen Hügel leg' ich's trauernd hin.
Es spiegeln alle Thränen, alle Wonnen
Des tiefbewegten Herzens sich darin.
O nimm es an! es war im bittern Leide
Mein einz'ger Trost und meine letzte Freude.

Dem Schiffer gleich, der an den bunten Höhen 2
Des schönen Ufers staunend niederfuhr,
Und manche Stadt, manch prangend Schloß gesehen
Und manchen Hain und manche holde Flur,
Bis jetzt die Wind' auf's hohe Meer ihn wehen,
Wo jedes Bild verweht und jede Spur:
So seh' auch ich in nebelgrauen Weiten
Die Täuschung flieh'n und Freud' und Trost entgleiten.

3 Denn wie du warst im Leben und im Leiden,
In Lieb' und Lust, im Schmerz und im Gefühl,
Das sucht' ich treu in Wort und Bild zu kleiden
Und anzureih'n in holder Töne Spiel.
So ließ ich nie dich aus der Seele scheiden
Und nahte mich an deiner Hand dem Ziel;
Doch mit dem Kranz, den du mir jetzt gewunden,
Ist flüchtig auch der sel'ge Wahn entschwunden.

4 Drei Jahre sind mir schnell im Traum entflogen,
Und wenn empört vom mächt'gen Schicksalsflug
Die wilde Zeit auf unbeständ'gen Wogen
Mich selber auch durch Krieg und Frieden trug:
Ich merkt' es kaum, wie schwarz die Wolken zogen,
Wie laut der Sturm an meinen Nachen schlug;
Auf dir allein verweilten ohne Wanken
In jeder Noth die liebenden Gedanken.

5 Und wie die Zeit auch wechselnd fortgeschritten,
Du warst der Stern, die Sonne meiner Zeit;
Dir war die Wehr, womit mein Arm gestritten,
Dir jeder Traum der süßen Ruh' geweiht;
Und wenn mein Herz auch viel und tief gelitten,
Für dich allein bekämpft' ich kühn das Leid,
Daß nicht verletzt vom herbstlichkalten Hauche
Die Ros' erbleich' an deinem Hügelstrauche.

6 Denn weil ich längst nicht heimisch mehr hienieden,
Seit deinen Geist ein schön'res Land umfängt,
Das heitre Spiel lebend'ger Lust gemieden,
Und nur auf dich den ernsten Blick gesenkt:
Ist mancher Freund von meinem Pfad geschieden
Und hat mein Herz durch kalten Sinn gekränkt.
Ich habe still für dich dies Weh getragen
Und ihn geliebt, wie einst in schönern Tagen.

Wie ein Gefäß, das Myrrhen einst verschlossen, 7
Auch später noch die süßen Düfte hegt;
Wie ein Gewölk, von Abendroth umflossen,
Sanft leuchtend noch sich durch die Dämm'rung regt;
Und wie ein Strom, in's salzige Meer ergossen,
Noch weit hinaus die süßen Wellen trägt:
So kann, gekränkt, verstoßen und verlassen,
Wer dich geliebt, nicht zürnen und nicht hassen.

Du sitzest still auf deinem goldnen Throne, 8
Vernimmst nicht mehr der Erde Lust und Pein,
Kannst mit lebend'gem Dank und ird'schem Lohne
Das treue Herz des Sängers nicht erfreu'n;
Doch schmückt durch dich ihn seine Lorbeerkrone,
Was ihn verherrlicht, Alles ist es dein.
Weil du es gabst und weil es dich gesungen,
Hat sich sein Lied dem niedern Staub entschwungen.

Und soll auch jetzt dies jugendliche Leben 9
Mir ohne Lieb' und ohne Lust entflieh'n:
Wohl mancher Traum muß unerfüllt entschweben,
Wohl manche Blum' im Keimen schon verblühn.
Dir hab' ich mich mit Freuden hingegeben,
Und nimmer welkt, was du mir einst verlieh'n.
Nur einmal kann der Lenz dem Herzen prangen,
Doch bleibt sein Duft, wenn auch sein Glanz vergangen.

So mag denn weit dies fromme Lied erschallen,
Wo deutscher Ernst und deutsche Treue gilt;
Und wie sich hell in klarer Bäche Wallen
Mit nahem Licht der ferne Stern enthüllt,
So leuchte jetzt, wie in des Himmels Hallen,
Auf Erden auch, Cäcilie, dein Bild.
Doch du nimm hold das Letzte, was ich biete;
Es war auch mir des Lebens letzte Blüthe.

C. Schulze.

(In elegischem Versmaaße.)

Die Sänger der Vorwelt.

Sagt, wo sind die Vortrefflichen hin, wo find' ich die Sänger,
Die mit dem lebenden Wort horchende Völker entzückt?
Die vom Himmel den Gott, zum Himmel den Menschen gesungen,
Und getragen den Geist hoch auf den Flügeln des Lieds?
Ach, noch leben die Sänger; nur fehlen die Thaten, die Lyra
Freudig zu wecken, es fehlt, ach, ein empfangendes Ohr!
Glückliche Dichter der glücklichen Welt! Von Munde zu Munde
Flog, von Geschlecht zu Geschlecht, euer *empfundenes* Wort.
Wie man die Götter empfängt, so begrüßte Jeder mit Andacht,
Was der Genius ihm redend und bildend erschuf.
An der Gluth des Gesangs entflammten des Hörers Gefühle;
An des Hörers Gefühl nährte der Sänger die Gluth,
Nährt' und reinigte sie! Der Glückliche, dem in des Volkes
Stimme noch hell zurück tönte die Seele des Lieds!
Dem noch *von außen* erschien, im Leben, die himmlische Gottheit,
Die der Neuere kaum, kaum noch im Herzen vernimmt!*)

Schiller.

Nänie,

auf den Tod einer Wachtel (abgekürzt).

(Hendekasyllaben.)

Weint, ihr Kinder der Freude, weine Jokus!
Weine Phantasus! alle des Gesanges
Töchter, alle des jungen Frühlings Brüder,
Sirenetten und Zephyretten, weinet!
Ach, die Wachtel ist todt, Naidens Wachtel!

Ach, kein Vogel war diesem gleich! der Juno
Vogel nicht, der nur klug war und nicht scherzte.
Unser Vogel war schön und klug! Naide
Scherzt' und kosete gern mit unserm Vogel;
Und der Vogel verstand Naiden; gab ihr
Nickend Antwort, schlug an, sobald sie winkte,
Ging und kam auf ihr Wort und saß ihr rüstig
Auf der Schulter und ließ sich küssen, ließ sich
Aus den Lippen der trauten Wirthin ätzen!

Welcher menschliche Geist belebte diesen
Vogel? Rede, du kleiner, lieber Liebling,
Eh' die bräunliche Seide dich umwickelt
Und dies Grab dich auf ewig einschließt, warst du
Nicht vor Zeiten ein süßer Minnesänger? —

*) Die himmlische Gottheit ist hier die *Begeisterung* für das Poetische.

Nichts! er redet nicht mehr; es hat ihn seiner
Schönen Stimme der Tod beraubt, der alle
Kleinen Vögel erwürgt und alle großen!

Hier nun ruhe sein kalter Leichnam, unter
Diesem Rosenbaum! Maienblumen pflanz' ich
Auf sein Grab, und von bunten Tausendschönchen
Einen Kranz. Sein vergnügter Geist, das weiß ich,
Ist gen Himmel gefloh'n gleich einem kleinen
Funken. Laß ihn auf deiner Schulter sitzen,
Schnittermädchen des Himmels, die du Weizen
In den Händen und Mohn im Körbchen trägest.

C. W. Ramler.

Nänien sind noch von Gleim: die Nachtigall; von der Karsch: der Kanarienvogel; von Götz: das Windspiel; von Hölty: die Nachtigall.

§ 13. Epigramm (Sinngedicht) — Gnome (Spruch).

1) Spricht man in poetischer Sprache kurz und gedrängt ein Urtheil, ein Gefühl, ein Bild aus, so hat man ein *Epigramm*, *Sinngedicht*, das sich meistens ausnimmt wie eine Aufschrift über einem Gegenstande, oder das an einen Gegenstand gerichtet ist.

Aus der griechischen Anthologie.

Holde Vergessenheit, du, und du, des Guten Erinn'rung,
Liebliche Schwestern, o macht beide das Leben mir süß!
Du verdunkle das Böse mit deinem verhüllenden Schleier,
Du erneue das Glück mir mit verdoppelter Lust!

Seele meiner Seele! Das bist du, Geliebte! Die Liebe
Schuf zur Seele dich mir, bildete dich in mein Herz.

Was ist unser Leben? Ein Hauch der nährenden Lüfte,
Die mit dem Athem uns Dauer und Seele verleih'n;
Weigert uns die Mutter nur einen nichtigen Lufthauch,
O so flieget der Geist schnell wie ein Schatten davon.
Und wir Arme prangen mit uns und bilden uns hoch ein,
Wir, die ein Athem der Luft nähret und wieder verweht.

Herder.

Das Epigramm.

Bald ist das Epigramm ein Pfeil, trifft mit der Spitze;
Ist bald ein Schwert, trifft mit der Schärfe;
Ist manchmal — die Griechen liebten's so —
Ein klein Gemäld', ein Strahl, gesandt
Zum Brennen nicht, nur zum Erleuchten.

Klopstock.

Epigramme.

Bloß Aufschriften ja sind Epigramme; die Treue der Wahrheit
Aber verleiht oftmals kleinen Gesängen Gehalt.

v. Platen.

Urtheil.

Auf das empfindsame Volk hab' ich nie was gehalten; es werden,
Kommt die Gelegenheit nur, schlechte Gesellen daraus.

Goethe.

Alles ein Hauch.

Auf edler Frucht ein Dufthauch, den zerstört
Die leiseste Berührung, ist die Unschuld;
Die Sünd' ein gift'ger Hauch auf reinem Spiegel,
Deß erster Anflug ew'ge Flecken läßt;
Die ird'sche Lieb' ein Hauch der ew'gen Liebe;
Der Traum ein Hauch von einem schönern Leben;
Das Leben selbst ein Hauch aus Gottes Munde;
Das Wort ein Hauch des ewigen Gedankens,
Und was ich sing', ein Hauch deß, was ich fühlte.

2) Eine charakteristische Eigenthümlichkeit bekommt diese Dichtungsart, wenn sie dem Gedanken zum Schlusse hin noch jene unerwartete Wendung giebt, welche man die pointe nennt, wodurch das Epigramm oft eine Schärfe bekommt, die witzig und satirisch wird. Man könnte sie spitzige Epigramme nennen. Schiller und Goethe gaben 1797 eine Sammlung solcher Epigramme unter dem Namen Xenien (Aufgetischtes) heraus, Goethe später zahme Xenien: Sinngedichte ohne Bitterkeit und Schärfe. Bd. 2. S. 253 f.

Die alternden Dichter.

Schnell wird ein Dichter alt, dann hat er ausgesungen;
Doch manche Kritiker, — die bleiben ewig Jungen.

Kästner.

Wen's trifft.

Im Schweiße des Angesichts aß er sein Brot —
Er tanzte, schob Kegel, ritt Pferde zu todt.

Haug.

Der Minister und der Bürgermeister.

Minister:

Brav, meine Herr'n! — Das nenn' ich wahre Proben
Von unterthänigster Devotion!
Mein Gnädigster wird in Person
Euch allerhuldreichst noch beloben;
Denn Weine, Speisen aller Art,
Musik, das Feuerwerk superb gerathen!
Ihr thatet Alles, was ihr schuldig war't.

Bürgermeister:

Und sind noch Alles schuldig, was wir thaten.

Haug.

Ausnahme.

Nichts geht über den Wein,
Sagt mein Kellner; allein
Er geht über den Wein.

Derselbe.

Die Katechisation.

Prediger:

Wie denkst du dir das Paradies, mein Kind?

Mädchen:

Als Garten, wo verbotne Früchte sind.

Die Fromme.

„Laßt meinen Beichtiger mir kommen!"
Stöhnt Agnes in der Todesnoth.
Man schickt nach ihm, sobald man es vernommen; —
Er war schon seit zwölf Jahren todt.

Aus dem Spanischen, v. O. L. B. Wolff.

Vertheidigung.

Sie sei schön, wie sie sei, die Zeit,
So liebt sie doch Schamhaftigkeit:
Sie kann die Wahrheit nackt nicht leiden,
Drum ist sie emsig, sie zu kleiden.

v. Logau.

Inneres und Aeußeres.

„Gott nur siehet das Herz." Drum eben, weil Gott nur das Herz sieht,
Sorge, daß wir doch auch etwas Erträgliches seh'n.

Schiller.

Grabschrift.

Hier modert Nitulus, jungfräulichen Gesichts,
Der durch den Tod gewann: er wurde Staub aus Nichts.

Lessing.

3) Will man eine Sentenz, eine Weisheitslehre kurz aussprechen, so nennt man dieses einen **Spruch** oder eine **Gnome**, die weder ein pointe, noch etwas Satirisches hat. Vom Sinngedichte unterscheidet sie sich dadurch, daß sie immer eine Lehre enthält, die absichtlich oder unabsichtlich hineingelegt ist, und daß sie nie wie eine Aufschrift zu einem Gegenstande aussieht. Sie hat daher immer etwas **Didaktisches** an sich. Des lehrenden Inhaltes wegen finden wir selbst in der heiligen Schrift Gnomen oder Sprüche (Bergpredigt, Sprüche Salomonis).

Geduld.

Leichter träget, was er trägt,
Wer Geduld zur Bürde legt.

v. Logau.

Aus dem güldenen A. B. C.

Besprich dich nicht mit Fleisch und Blut;
Fahr' zu, gleich zu, wie Paulus thut!

Ebendaher.

Merk' auf die Stimme tief in dir;
Sie ist des Menschen Kleinod hier.

Claudius.

Die lieblichste Traube.

Willst du wissen, o Mann, wem deine süßeste Traube
Wohl am süßesten schmeckt? Sende dem Lechzenden sie.

Herder.

Biederkeit.

Ob du der Klügste sei'st, daran ist wenig gelegen,
Aber der Biederste sei, sowie bei Rathe, zu Haus.

Goethe.

Reimspruch.

Wer Recht will thun, immer und mit Lust,
Der hege wahre Lieb' in Sinn und Brust.

Derselbe.

Talisman.

Prüft das Geschick dich, weiß es wohl warum:
Es wünschte dich enthaltsam, folge drum.

Derselbe.

Vaterpflicht.

Ein Vater soll zu Gott an jedem Tage beten:
Herr, lehre mich dein Amt beim Kinde recht vertreten!

Rückert.

Friedensbedingung.

Vor Jedem steht ein Bild deß, was er werden soll,
So lang' er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll.

Derselbe.

Trost.

Wenn dich die Lästerzunge sticht,
So laß dir dies zum Troste sagen:
Die schlecht'sten Früchte sind es nicht,
Woran die Würmer nagen.

Bürger.

Bewährung.

Der Demant wird nur an dem Demant hell,
Der große Geist nur an dem Großen groß,
Das reine Herz bewährt sich nur am Reinen.

Conz.

Freund und Feind.

Theuer ist mir der Freund; doch auch den Feind kann ich nützen:
Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich soll.

Schiller.

§ 14. Epistel — Heroide.

1) Gehen Gefühle und Gedanken aus persönlichen Verhältnissen hervor, so richtet sie der Dichter auch an eine besondere Person, gleichsam als Brief, und man nennt das Gedicht eine Epistel. Ebenso nennt man es, wenn es zwar nicht ganz individuell ist, sondern Ansichten von allgemeinerem Interesse vorträgt, aber in der Form einer brieflichen Anrede oder Antwort auftritt.

An meinen Fritz.

(Eine Epistel von individuellem Interesse.)

Vielleicht, daß schon die Hände dann verwesen,
Die dies jetzt schreiben, liebes Kind,
Wenn du dereinst das Blatt wirst lesen;
Vielleicht, daß schon der Abendwind
Mit dem Vergißmeinnicht und Veilchen
Auf meines Grabes Hügel spielt,
Wann einst dein Herz das volle Leben fühlt! —
Dann, guter Junge, setz' ein Veilchen
Dich auf den Rasenhügel hin,
Und denke, daß mein Leib in Millionentheilchen
Allein zerflog, ich aber selbst noch bin.
Und ist's erlaubt dem unsichtbaren Wesen,
Das in mir denkt — o, so umschweb' ich dich,
Wenn du dies Blatt gerührt wirst lesen
Und nicht erröthen darfst, daß heut dein Vater sich
Umsonst gefreut, umsonst für dich
Ein halber Eremit gewesen.

Du wirst es dann schon längst vergessen haben,
Wie mir das Herz vor Freuden schlug,
Als heut dein Händchen unserm Raben
Dein Morgenbrot halb nach dem Käfig trug,
Und wahrlich war's kaum ganz für dich genug.

Du wirst es einst vergessen haben,
Wie deine Mutter liebevoll
Dich an sich drückt', weil sie den kleinen Schwaben
Zu deinem Kuchen bitten soll.
Du wirst es längst vergessen haben,
Daß fast dein Herz dir, trotz dem Kuchen brach,
Als deine Base scherzend sprach:
„Du sollst mein Erbe sein, wenn sie mich einst begraben."
Ich schrieb dies auf, nicht, Kind, um dich zu preisen,
Denn dieses Herz ist Gabe der Natur,
Und deine Eltern durften nur
Am Scheideweg zurecht dich weisen.
Doch könntest du dereinst dies Herz,
Und ach! mit ihm dein ganzes Glück verspielen,
Dann werd' ich zwar im Grabe keinen Schmerz,
Du aber sollst die Schande doppelt fühlen;
Denn wisse, daß dein Vater selten Wein
Nur trank, zum Reitpferd seine Füße
Und seine Hände zum Lakay'n
Gern für sich machte, selbst die süße
Begierde, seinen fernen Freund nach Jahr
Und Tag zu küssen, unterdrückte;
Daß deine Mutter sich das Haar
Mit Veilchen, statt der Perlen, schmückte,
Sich oft dem Schlaf, so fest er hielt, entriß,
Zu halben Tagen zwischen ihren Knieen
Dich horchend stehen hatt', und Alles dies, —
Zum braven Mann dich zu erziehen!
Erfüllst du diese Hoffnung nicht,
So wird die Welt mit Fingern auf dich zeigen;
Denn sollt' auch schon mein Mund im Grabe schweigen,
So schweiget doch vielleicht nicht mein Gedicht.
Sohn! werde, was du willst, im Staat!
Sei seines Schutzes werth durch deinen Rath,
Durch deine Barke, die der fernsten Insel
Gewächse holt, durch deiner Flöte Ton,
Durch deinen Griffel oder Pinsel —
Nur werd' ein Biedermann, o Sohn!
Und bist du dies, so wirst du sicher finden,
Was du bedarfst; denn, Kind, ein Biedermann
Besetzt die Tafel nicht mit Sünden,
Und Ränke kleiden ihn nicht an.
Bist du nur dies, so wirst du Freunde finden,
Wie überall sie noch dein Vater fand,
Und o! vielleicht wird eines Mädchens Hand,
Das deiner Mutter gleicht, sich dann mit dir verbinden.
Erfülle dies! denn steh', zu deinem Richter
Macht' ich die Welt! O, fröhlicher macht schon
Die Hoffnung mich, als dich die bunten Lichter
Auf deinem Kuchen, lieber Sohn!
Auch ich will heute mich zum Kinde wieder machen,
Will springen, wenn wir unsern Drachen
Hoch in den Lüften fliegen seh'n;
Will mit den bleiernen Soldaten
Krieg führen, und mit Aepfeln, statt Granaten,
Los auf des Feindes Schanze geh'n.
Wird endlich dann der Schlaf dir Händ' und Füße lähmen,
So sollst du noch ein süßes Traumbild seh'n;
Denn, Fritz, du sollst das Buch mit dir zu Bette nehmen,
Worin die schönen Pferde steh'n.

Göckingk.

Ueber das Lesen.

(Epistel von allgemeinerem Interesse; abgekürzt.)

Jetzt, da Jeglicher lies't, und viele Leser das Buch nur
Ungeduldig durchblättern und, selbst die Feder ergreifend,
Auf das Büchlein ein Buch mit seltener Fertigkeit pfropfen,
Soll auch ich, du willst es, mein Freund, dir über das Schreiben
Schreibend die Menge vermehren und meine Meinung verkünden,
Daß auch Andere wieder darüber meinen, und immer
So in's Unendliche fort die schwankende Woge sich wälze.
Doch so fähret der Fischer dem hohen Meer zu, sobald ihm
Günstig der Wind und der Morgen erscheint; er treibt sein Gewerbe,
Wenn auch hundert Gesellen die blinkende Fläche durchkreuzen.

Edler Freund, du wünschest das Wohl des Menschengeschlechtes,
Unserer Deutschen besonders, und ganz vorzüglich des nächsten
Bürgers, und fürchtest die Folgen gefährlicher Bücher; wir haben
Leider oft sie geseh'n. Was sollte man oder was könnten
Biedere Männer vereint, was könnten die Herrscher bewirken?
Ernst und wichtig erscheint mir die Frage, doch trifft sie mich eben
In vergnüglicher Stimmung; im warmen, heiteren Wetter
Glänzet fruchtbar die Gegend; mir bringen liebliche Lüfte
Ueber die wallende Fluth süß duftende Kühlung herüber,
Und dem Hirten erscheint die Welt auch heiter, und ferne
Schwebt die Sorge mir nur in lichten Wölkchen vorüber.

— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Doch ich fahre bedächtiger fort. Du sagst mir: So möchte
Meinetwegen die Menge sich halten im Leben und Lesen,
Wie sie könnte; doch denke dir nur die Töchter im Hause,
Die mir der kuppelnde Dichter mit allem Bösen bekannt macht!

Dem ist leichter geholfen, versetz' ich, als wohl ein And'rer
Denken möchte. Die Mädchen sind gut, und machen sich gerne
Was zu schaffen. Da gib nur dem einen die Schlüssel zum Keller,
Daß es die Weine des Vaters besorge, sobald sie vom Winzer
Oder vom Kaufmann geliefert die weiten Gewölbe bereichern.
Manches zu schaffen hat ein Mädchen, die vielen Gefäße,
Leere Fässer und Flaschen in reinlicher Ordnung zu halten.
Dann betrachtet sie oft des schäumenden Mostes Bewegung,
Gießt das Fehlende zu, damit die wallenden Blasen
Leicht die Oeffnung des Fasses erreichen, trinkbar und helle
Endlich der edelste Saft sich künftigen Jahres vollende.
Unermüdet ist sie alsdann zu füllen, zu schöpfen,
Daß stets geistig der Trank und rein die Tafel belebe.

Laß der Andern die Küche zum Reich; da gibt es, wahrhaftig!
Arbeit genug, das tägliche Mahl, durch Sommer und Winter,
Schmackhaft stets zu bereiten und ohne Beschwerde des Beutels.
Denn im Frühjahr sorget sie schon, im Hofe die Küchlein
Bald zu erziehen und bald die schnatternden Enten zu füttern.
Alles, was die Jahreszeit gibt, das bringt sie bei Zeiten
Dir auf den Tisch, und weiß mit jeglichem Tage die Speisen
Klug zu wechseln, und reift nur eben der Sommer die Früchte,
Denkt sie an Vorrath schon für den Winter. Im kühlen Gewölbe
Gährt ihr der kräftige Kohl und reifen im Essig die Gurken;
Aber die luftige Kammer bewahrt ihr die Gaben Pomonens.
Gerne nimmt sie das Lob vom Vater und allen Geschwistern,
Und mißlingt ihr etwas, dann ist's ein größeres Unglück,
Als wenn dir ein Schuldner entläuft und den Wechsel zurückläßt.
Immer ist so das Mädchen beschäftigt, und reifet im Stillen
Häuslicher Tugend entgegen, den klugen Mann zu beglücken.
Wünscht sie dann endlich zu lesen, so wählt sie gewißlich ein Kochbuch,
Deren hunderte schon die eifrigen Pressen uns gaben.

Eine Schwester besorget den Garten, der schwerlich zur Wildniß,
Deine Wohnung romantisch und feucht zu umgeben, verdammt ist,
Sondern in zierliche Beete getheilt, als Vorhof der Küche,
Nützliche Kräuter ernährt und jugendbeglückende Früchte.
Patriarchalisch erzeuge so selbst dir ein kleines gedrängtes
Königreich und bevölk're dein Haus mit treuem Gesinde.
Hast du der Töchter noch mehr, die lieber sitzen, und stille
Weibliche Arbeit verrichten, da ist's noch besser; die Nadel
Ruht im Jahre nicht leicht: denn, noch so häuslich im Hause,
Mögen sie öffentlich gern als müßige Damen erscheinen.
Wie sich das Nähen und Flicken vermehrt, das Waschen und Biegeln
Hundertfältig, seitdem in weißer arkadischer Hülle
Sich das Mädchen gefällt, mit langen Röcken und Schleppen
Gassen kehret und Gärten, und Staub erreget im Tanzsaal.
Wahrlich! wären mir nur der Mädchen ein Dutzend im Hause,
Niemals wär' ich verlegen um Arbeit: sie machen sich Arbeit
Selber genug; es sollte kein Buch im Laufe des Jahres
Ueber die Schwelle mir kommen, vom Bücherverleiher gesendet!

Goethe.

2) Ist ein erhabnerer Ton gewählt, so nennt man die Epistel eine **Heroide**, welche etwas Elegisches hat, auch meistens so gehalten ist, als schriebe ein Gestorbener aus der andern Welt an einen Lebenden. Der Erfinder dieser Dichtungsart ist Ovid. Es gibt natürlich nur sehr wenig solcher Gedichte: von Eschenburg, Wieland, Dusch, Trautzschen, Kosegarten, A. W. Schlegel, Schiebeler, Platen, — der zweiten schlesischen Dichterschule nicht zu gedenken. — Raßmann hat 1824 Heroiden der Deutschen herausgegeben.

3) Will man aber unter Heroiden auch Briefe verstehen, die von noch lebend gedachten berühmten Menschen in poetischer Form geschrieben sind, so gehören auch

die zwei Briefe von Bürger und Tiedge (Abälard an Heloise und Heloise an Abälard) hieher. — Es liegt in der Natur dieser Dichtungsart, daß sich bei ihr der Dichter immer objektiv erhalten muß (vergl. § 6, 2).

Neoptolemus an Diokles.

Bruder, gedenkst du noch mein, des Fremdlings, welchen sein Trieb erst,
Dann die Länder, das Meer, endlich der Tod dir entfernt?
Indien hegt mein Grab: da wölbt sich auf einsamer Eb'ne
Bambus über ihm hin, schirmend vor sengendem Strahl.
Aber es wehrt nicht Land, nicht Meer dem entkörperten Schatten,
Daß er die Heimat oft voriger Wünsche besucht,
Und im Herzen der Freunde mit leisem Geistergelispel
Bei sehnsüchtigem Weh liebliche Schauer bewegt.
Siehe, du lebst und blühst in der Vollkraft männlicher Jahre;
Mich Unwilligen riß feindlich die Parze hinweg.
Denn ich strebte nach Thaten und Ruhm: und Thaten und Ruhm sind
Nicht mir geworden, ich ging in der Vergessenheit Nacht!
Eitler Ruhm! des Glücks, der Gelegenheit prahlender Herold,
Geht er die schweigende That innen im Busen vorbei.
Bruder, was rühm' ich mich dir? Du hast, zwar Knabe noch damals,
Muthig und edel entflammt selber den Jüngling geseh'n.
— — — — — — — — — — — — — —
Mich verfehlte das Loos, mich schienen die Schlachten zu fliehen:
Kaum mit des Forschens Genuß täuscht' ich den strebenden Geist.
Bald durchspäht' ich von Neuem der zirkelnden Maaße Geheimniß,
Bald Jahrbücher des Kriegs, stolzer Eroberer Kunst;
Labte mich dann bei Dichtern, den ewigen, mächtig des Zaubers,
Der Zeitalter hindurch, Zonen hinüber auch, gilt.
Ferner die Sitten des Volks, die Rechte gesonderter Stämme,
Jeglicher Zeit Denkmal war ich zu kennen bemüht.
Dunkel lockte mich noch der Braminen würdige Weisheit,
Welche Europa's Sucht, trügenden Handels Verkehr,
Menschenscheu und verwildert in Felsenhöhlen gebannt hat,
Wo ihr Sibyllen-Ton, leis' überredend, verhallt.
Ahnend deutet' ich mir die begeisternde Seele des Weltalls,
Tief in der heil'gen Sanskrit Göttergeschichten verwebt.
Ernster betrachtend folgt' ich dem Leichenzug des Braminen,
Der zum Wandel den Geist haucht in den Schooß der Natur.
Manchmal flochten mir wohl anmuthigen Tanz Bajaderen,
Nicht von der Ziererei modischer Schönen entstellt.
So verdrängt' ich die Zeit; es kamen trübere Tage.
Nur in der Freundschaft Arm' fühlt' ich, so fern! mich daheim;
Und mir starben die Freunde dahin; geblendet vom Wahnsinn
Zückte wider sein Haupt einer den tödtenden Strahl.
Mir auch tobte gewaltig die glühende Sonn' in den Adern,
Wölkt' im verworr'nen Gehirn oft melancholischen Dunst.
Uebel des Leibes, sie geh'n, die heftigsten, über und spurlos;

Welchem die Ehr' erkrankt, nimmer genefet sie dem!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Endlich erschien der Tag rechtfertigend, wo ich den Ausspruch
Richtender Krieger, gelös't jedes Verdachtes, empfing.
G'nügen konnt' ich nun erst dem Gesetz der befehdeten Ehre:
Längst erlittene Schmach rächte geübt mir die Hand,
War's mir doch, als wollte beinah' noch Freude sich regen,
Träume des Glücks noch bau'n weit in das Leben hinaus.
Aber es war umsonst: die früh entkräfteten Glieder,
Mehr das gebrochene Herz, neigten sich still in die Gruft,
Hat kein segnender Vater an meinem Lager gebetet,
Keine Mutter zur Ruh' sanft mir die Augen gedrückt:
O so schied ich doch nicht von Allen verkannt und verlassen,
Redlicher Freunde Gespräch heiterte Stunden mir noch.
Jenseit wandelt' ich schon, wie lang'! am stygischen Ufer,
Eh' ihr Liebenden dort traurig die Kunde vernahmt.
Nicht wehklag' ich, o Bruder, die irdische Lust und die Jugend,
Mein unrühmlich Geschick und die verschwendete Kraft.
So ergießt sich der Strom aufsprudelnd aus kühlem Geklüfte,
Namenlos, gehemmt bald in dem freudigen Lauf.
Auen hätt' er getränkt, er hätte Masten getragen,
Schlürft' ihn tückisch der Sand dorrender Wüste nicht ein.
Andere Zeiten wälzen sich um; zwar wechseln sie uns nicht,
Doch in den Orkus auch dringt die Geschichte des Tags.
Schaudernd erfuhr ich es drunten: die Welt will neu sich gestalten,
Aber in's Chaos erst droht sie verderblichen Fall.
Alte, geheiligte Sitt' und Gesetz, und erträumte Verbess'rung
Kämpfen auf Leben und Tod unter dem Menschengeschlecht.
Zahllos kommen die Opfer herab des berauschenden Irrwahns,
In der Parteiung Krieg blöde, wie Heerden, gedrängt,
Während tyrannische Geißel sie züchtigte, trotzend auf Freiheit,
Wie sie des Niedrigen Haß gegen das Hohe genannt.
Andere drängen sich nach mit wilden entflammten Geberden,
Welche der Bürgerwuth blutige Beile gerafft.
Alle vermengt sie die Nacht: die unerklärbare Mauer
Eh'rner Verhängnisse läßt keinen in's Leben zurück.
Doch wer schaffend und wirkend sein Dasein droben bewährt hat,
Weidet an Träumen sich noch rüstig verwendeter Kraft.
Drum verzeih', o Bruder! den klagenden Laut von der Gruft her,
Der kalt athmend sich dir hat um den Busen gelegt.
Bring' dem verbrüderten Geist ein Todtenopfer von Thränen
Und von Gesang; und so lebe denn, lebe mir wohl!

A. W. Schlegel.

§ 15. Weder Lied, noch Ode.

Es gibt noch viel einzelne Gedichte, welche man keiner der genannten Gattungen recht unterordnen kann, weil entweder ihre Haltung nicht lyrisch genug, d. h. nicht genug von Gefühl durchdrungen ist, oder weil ihr Inhalt nicht bestimmt genug einer der für die Lyrik geeigneten Lebensrichtungen angehört, d. h.

nicht religiös, gesellig, klagend, kurz urtheilend, brieflich ist, oder endlich, weil ihre Form nicht der charakteristischen Form des Liedes und der Ode gleicht, d. h. nicht gereimte Strophen oder geregeltes antikes Metrum aufzuweisen hat.

Keineswegs werden solche Gedichte darum immer den Lesern weniger gefallen, besonders wenn man sie nicht mit kunstverständigem Sinne liest, sondern hauptsächlich nur ihren vernünftigen Inhalt in's Auge faßt; aber gewiß ist es doch auch, daß sie an künstlerischem Werthe gewonnen hätten, wenn die Dichter geneigt gewesen wären, sie in irgend eine jener rein ausgeschälten Formen zu bringen, welche sich der Genius der Poesie geschaffen hat und welche der Willkür des Darstellers die Grenzen der Schönheit, der Zweckmäßigkeit entgegenstellen. Irgend etwas, sei es auch etwas Gediegenes, in Verse zu bringen, ist in einem gebildeten Volke nicht von besonderer Verdienstlichkeit; wohl aber ist es anerkennenswerth, sich auch im Gebiete der Poesie nach solchen Gesetzen zu richten, welche durch Erfahrung und Kritik als bewährt erwiesen sind. Nur dadurch wird der Dichter zum Künstler.

Sonst und jetzt.

Vor zwanzig Jahren
Dachten wir hoch zu fahren
Auf eigener Bahn,
In Saus und Braus,
All' vornen hinan,
All' oben hinaus. —
Jetzt sind die Schwingen gebrochen,
Wir sind zu Kreuze gekrochen,
Bitten demüthig,
Flehmüthig, wehmüthig:
Laßt uns im Haufen
Nur auch mitlaufen!

Rückert.

Seegespenst.

Ich aber lag am Rande des Schiffes
Und schaute träumenden Auges
Hinab in das spiegelklare Wasser,
Und schaute tiefer und tiefer —
Bis tief im Meeresgrunde,
Anfangs wie dämmernde Nebel,
Jedoch allmählich farbenbestimmter,
Kirchenkuppel und Thürme sich zeigten
Und endlich, sonnenklar, eine ganze Stadt,
Alterthümlich niederländisch
Und menschenbelebt.
Bedächtige Männer, schwarz bemäntelt,
Mit weißen Halskrausen und Ehrenketten
Und langen Degen und langen Gesichtern,
Schreiten über den wimmelnden Marktplatz
Nach dem treppenhohen Rathhaus,
Wo steinerne Kaiserbilder
Wacht halten mit Zepter und Schwert.
Unferne, vor langen Häuserreih'n
Mit spiegelblanken Fenstern,
Steh'n pyramidisch beschnittene Linden,
Und wandeln seidenrauschende Jungfrau'n,
Ein gülden Band um den schlanken Leib,
Die Blumengesichter sittsam umschlossen
Von schwarzen, sammtnen Mützchen,
Woraus die Lockenfülle hervordringt.
Bunte Gesellen in spanischer Tracht
Stolziren vorüber und nicken.
Bejahrte Frauen,
In braunen, verscholl'nen Gewändern,
Gesangbuch und Rosenkranz in der Hand,
Eilen, trippelnden Schritts,
Nach dem großen Dome,
Getrieben von Glockengeläute
Und rauschendem Orgelton.

Mich selbst ergreift des fernen Klangs
Geheimnißvoller Schauer,
Unendliches Sehnen, tiefe Wehmuth
Beschleicht mein Herz,
Mein kaum geheiltes Herz;
Mir ist, als würden seine Wunden
Von lieben Lippen aufgeküßt,
Und thäten wieder bluten,
Heiße, rothe Tropfen,
Die lang und langsam niederfall'n

Auf ein altes Haus dort unten
In der tiefen Meerstadt,
Auf ein altes hochgegiebeltes Haus,
Wo melancholisch einsam
Unten am Fenster ein Mädchen sitzt,
Den Kopf auf den Arm gelehnt,
Wie ein armes, vergessenes Kind —
Und ich kenne dich, armes, vergessenes Kind!

So tief, so tief also
Verstecktest du dich vor mir
Aus kindischer Laune,
Und konntest nicht mehr hinauf,
Und saßest fremd unter fremden Leuten,
Fünfhundert Jahre lang,
Derweilen ich, die Seele voll Gram,
Auf der ganzen Erde dich suchte,
Und immer dich suchte,
Du Immergeliebte,
Du Längstverlorene, —
Ich hab' dich gefunden und schaue wieder
Dein süßes Gesicht,
Die klugen, treuen Augen,
Das liebe Lächeln —
Und nimmer will ich dich wieder verlassen,
Und ich komme hinab zu dir,
Und mit ausgebreiteten Armen
Stürz' ich hinab an dein Herz —

Aber zur rechten Zeit noch
Ergriff mich bei'm Fuß der Capitain
Und zog mich vom Schiffsrand
Und tief, ärgerlich lachend:
Doktor, sind Sie des Teufels?

H. Heine.

Der Verdrüßliche.

Ich bin verdrüßlich!
Weil ich verdrüßlich bin,
Bin ich verdrüßlich!
Sonne scheint gar zu hell,
Vogel schreit gar zu grell,
Wein ist zu sauer mir,
Zu bitter ist das Bier,
Honig zu süßlich!
Weil ich verdrüßlich bin,
Bin ich verdrüßlich!

Dort wird Musik gemacht,
Dort wird getanzt, gelacht,
Dort wirft man gar den Hut!
Wie mich Das ärgern thut!
Ist nicht ersprießlich,
Ist nicht nach meinem Sinn,
Weil ich verdrüßlich bin —
Ach, so verdrüßlich!

Wo ich auch geh' und steh',
Ich meinen Schatten seh',
Immer verfolgt er mich;
Ist das nicht ärgerlich?

Und wenn der Himmel trüb',
Ist es mir auch nicht lieb.
Winter ist mir zu kalt,
Frühling kommt mir zu bald,
Sommer ist mir zu warm,
Herbst bringt den Mückenschwarm:
Mücken auf jeder Hand,
Mücken auf jeder Wand —
O wie mich das verstimmt!
O wie mich das ergrimmt!
Wie das in's Herz mich brennt!
Himmelkreuzelement!

Bin ganz verdrüßlich!
Weil nichts nach meinem Sinn,
Weil ich verdrüßlich bin,
Ach, wie verdrüßlich!

Bechstein.

Zweiter Abschnitt.

Epische oder Erzählungs-Poesie.

§ 16. Erklärung.

1) Epische Poesie ist die mittels der Erzählung hervorgebrachte poetische Darstellung des Vergangenen, geschehener Thaten, vorgefallener Ereignisse und Begebenheiten, und schließt in ihre Erzählung des Vorgefallenen auch die Beschreibung der Zustände, Dinge und Verhältnisse mit ein, von denen sie handelt.

a) Es ist gleichviel, ob der Inhalt eines epischen Gedichtes wirklich vorgefallen, oder nur von der Phantasie des Dichters erfunden worden ist, wenn er nur innere Wahrheit hat, d. h. wenn er nur so wahrscheinlich dargestellt ist, daß er auch in der Wirklichkeit hätte so vorfallen können (vgl. § 1, 7). Wer von dem Dichter mehr, als einen interessanten Stoff und Wahrscheinlichkeit in der Darstellung desselben verlangt, verwechselt und vermischt die Poesie, die es mit dem Idealen zu thun hat und also die gemeine Wirklichkeit des Lebens oft verlassen muß, mit dieser Wirklichkeit, in der es, sei sie eben nur eine gemeine, oder eine erhabene, immer auf historische Treue ankommt.

b) Der Fortgang einer Begebenheit muß auf eine natürliche, gleichsam organische Weise entwickelt werden, so daß jede Veränderung der Dinge aus den gegebenen Charakteren und Verhältnissen selbst mit innerer Nothwendigkeit, als Folge vorhergegangener Ursachen, hervorgeht. Auch wo eine genetische Entwickelung nicht gerade nothwendig ist (wie in der Ballade und Novelle), muß die Darstellung doch immer dem Zusammenhange zwischen Ursache und Wirkung gemäß erscheinen. Man nennt es einen deus ex machina, wenn auf unerwartete, innerlich nicht begründete Weise von außen her eine Aenderung der Verhältnisse bewerkstelligt wird, z. B. wenn ein ursprünglich hartherziger Mensch sich plötzlich gerührt und weich zeigt ohne hinreichende Ursache; oder ein bisher ungekannter Oheim stirbt, dessen Vermögen plötzlich aller Noth ein Ende macht; oder wenn ein Fürst durch sein unerwartetes Dazwischentreten die Verwirrung der Verhältnisse mit einem Machtspruche löst.

Eine Ausnahme von den Forderungen an den wahrscheinlichen Inhalt und den naturgemäßen Fortgang der Begebenheiten machen mehr oder weniger die sagenhaften Dichtungen und Mährchen, welche etwas Wunderbares enthalten dürfen oder sollen.

2) Objektivität.

Die epische Poesie ist ihrem Inhalte nach durchaus objektiver Art, denn sie beschreibt und erzählt das außerhalb des Menschen Vorhandene und Geschehene.

Manchmal ist jedoch auch das Innere, das Gefühl eines Menschen, ein Gegenstand der epischen Poesie: dann erzählt oder beschreibt dasselbe Jemand, der dieses Gefühl nicht, wenigstens jetzt nicht, selbst hat, sondern der es nur als etwas außer ihm Befindliches oder als etwas Vergangenes schildert, z. B.

Sie las in meinem Beisein,
Und dann und wann entrollt' ein schwerer Tropfen
Der zarten Wange; sie war Königin
Des eig'nen Leids, das höchst rebellengleich
Ihr König wollte sein. Es stritt Geduld und Gram,
Wer sie am schönsten malt. Ihr sah't zugleich
Regen und Sonnenschein. Ihr Lächeln unter Thränen
Glich einem schönen Tag. Dies sel'ge Lächeln
Spielt' um die reifen Lippen, als ahnt' es nicht,
Was in dem Aug' für Gäste, die dort scheidend
Gleich Perlen von Demanten träuften. Kurz,
Der Gram wär' als ein Kleinod höchst geschätzt,
Ständ' Allen er, wie ihr.

Aus König Lear, von Shakespeare.

Indeß die Liebe nun mit ihren reinsten Freuden
In's Herz der Glücklichen vom Himmel niederstieg,
Und jeder fremde Wunsch in ihrem Busen schwieg,
Bekämpfte Folko's Sohn mit starkem Sinn die Leiden
Der hoffnungslosen Brust. Wohl trübte Wort und Blick
Sich oft vom bittern Schmerz, der sein Gefühl entzweite,
Wohl drängt' er mühsam nur nach langem Widerstreite
Die laute Klag' ins tiefe Herz zurück!

Doch wenn er dann empor zu seiner Heil'gen schaute,
Die stark durch Gott mit ernster Freudigkeit
Auf sich, auf ihn und auf den Herrn vertraute,
In Liebe schön und groß im stillen Leid;
Wenn sie so mild die düst're Ferne
Der Zukunft ihm mit heiter'm Schmuck umwand
Und freundlich ernst, gleich einem Sterne,
Im nächtlichen Gewölk des rauhen Lebens stand:

Dann fühlt' er hoch sein Herz von edlem Muth erhoben,
Zerrissen sank der Schleier dann hinab,
Ein göttlich Licht erschien ihm dann von oben,
Ein gold'ner Blüthenkranz umleuchtete sein Grab;
Dann zürnt' er still dem unbeständ'gen Zagen,
Das ihm so lange schon den köstlichen Gewinn
Der großen That entzog, und schwur mit festem Sinn,
Den siegreich kühnen Kampf mit Schmerz und Tod zu wagen.

Aus Cäcilie, v. E. Schulze, 6. Gef.

Oder wenn dennoch etwas Subjektives, ein gegenwärtiges Gefühl dargestellt werden soll, wie es der Gegenstand der lyrischen Poesie ist, so drückt es die epische Poesie nicht unmittelbar aus (§ 6, 1), sondern mittelbar, indem sie von einem ganz anderen Gegenstande etwas erzählt, was auf jenes Gefühl hindeutet, also indem sie sinnbildlich wird, wie in „Adler und Taube" (S. 38).

Die Einsamen.

Ein Fichtenbaum steht einsam 1
Im Norden auf kahler Höh';

Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

2 Er träumt von einer Palme,
Die, fern im Morgenland,
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

H. Heine.

In diesem Gedichte ist die dunkle Sehnsucht eines von seinen Umgebungen nicht verstandenen Herzens nach Befriedigung innersten Verlangens, und die Ahnung der Möglichkeit solcher Befriedigung unter anderen Verhältnissen, sinnbildlich ausgesprochen. Fast dasselbe Gefühl ist episch angedeutetet in:

Der Traum.

1 Im schönsten Garten wallten
Zwei Buhlen Hand in Hand,
Zwei bleiche, kranke Gestalten;
Sie saßen in's Blumenland.

2 Sie küßten sich auf die Wangen,
Sie küßten sich auf den Mund,
Sie hielten sich fest umfangen,
Sie wurden jung und gesund.

3 Zwei Glöcklein klangen helle,
Der Traum entschwand zur Stund';
Sie lag in der Klosterzelle,
Er fern in Thurmes Grund.

Uhland.

Oder auch ohne gradezu sinnbildlich zu werden, erzählt die epische Poesie auf eine so sprechende Weise, daß aus der erzählten That sich das Gefühl des Menschen, welcher gemeint ist, errathen läßt, wie in dem Gedichte: „Der König in Thule" (S. 42), und wer würde in dem Gedichte: „Der Stein der Mutter" (S. 30), nicht die tiefste Mutterliebe aus dem Erzählten herausfühlen, ohne daß sie unmittelbar ausgesprochen ist? Die epische Poesie behandelt also Alles objektiv.

Es müssen aber die gewählten Bilder und Erzählungen auch immer den Charakter deutlich an sich tragen, der ihnen ihrer eigenen Natur nach zukommt: es muß der Greis nicht wie ein Jüngling, das Mädchen nicht fest wie ein Mann, der Soldat nicht wie sein Feldherr sprechen, der Adler nicht wie eine Taube handeln u. s. w. Also nicht bloß die epische Poesie, sondern auch der epische Dichter muß objektiv sein und darf den Gegenständen seiner Darstellungen nicht das Gepräge seiner eigenen Individualität ausdrücken, sonst ist er subjektiv. Kommen aber in einer epischen Dichtung, wie es namentlich in den umfassenderen derselben unvermeidlich ist, dennoch unmittelbare Ausbrüche des Gefühls vor, so sind das lyrische Stellen im epischen Gedichte.

Man betrachte z. B. die Stelle aus der Aeneide, wo Nisus den Tod des Euryalus beklagt (9. Ges. 403), oder wo Anna über den Tod der Dido jammert (nach Schiller's Uebertragung, Strophe 124), oder in der Ilias, wo (im 18. Ges. 324) Achilles, vom Tode des Patroklos erschüttert, also anhebt:

Götter, wie eitele Red' ist jenes Tags mir entfallen,
Als ich Trost im Palaste dem Held Menötios zusprach!
Heim verhieß ich gen Opus den rühmlichen Sohn ihm zu bringen,
Wann er Troja verheert und köstliche Beute geloset.
Aber der Mensch entwirft und Zeus vollendet es anders!
Uns ward Beiden bestimmt, dieselbe Erde zu röthen
Hier im troischen Land! Auch mich Heimkehrenden wird er

Nimmer empfah'n im Palaste, der graue, reisige Peleus,
Noch auch Thetis, die Mutter; u. s. w.

c) Aus der Nothwendigkeit der Objektivität erhellt die Schwierigkeit namentlich solcher epischen Dichtungen, worin mehrere Charaktere sich nebeneinander bewegen, denn keiner derselben soll dem andern gleich sein. Kann der Dichter sich seiner selbst nicht genug entäußern, so werden die Charaktere den Stempel seiner eigenen Subjektivität tragen und einander ähnlich sein, also natürlich auch an Interesse verlieren. Goethe steht als Meister in der Objektivität da, bei ihm behält Alles den naturgemäßen, eigenen Charakter. — Da es die epische Poesie mit der Vergangenheit zu thun hat, so muß der Dichter sich hüten, Gegenstände und Begriffe, die erst einer späteren Zeit angehören, in eine frühere hereinzutragen, damit ihm nicht widerfahre, was auf jenem alten Gemälde zu sehen ist, wo Pharao die Israeliten mit Kanonen verfolgt. Man nennt solche Vermischung der Zeiten einen Anachronismus.

§ 17. Eintheilung der epischen Dichtungsarten.

Die epischen Gedichte lassen sich nach ihrem Inhalte eintheilen in solche,

A. die ihn aus der Sagenwelt schöpfen;
B. die ihn aus dem wirklichen Leben schöpfen, oder ihn demselben anpassen;
C. die ihn zum Symbol subjektiver Gefühle und Gedanken gestalten.

Es ist bei einigen dieser Dichtungsarten immer, bei andern nicht selten der Fall, daß sie in der Sprache der Prosa erscheinen (vgl. § 2).

Uebersicht:

Sagenartig:	Der Wirklichkeit gemäß, wahrscheinlich:	Symbolisch:
1. Sage.	1. Erzählung.	1. Fabel.
2. Ballade.	2. Poetische Erzählung.	2. Parabel.
3. Legende.	3. Roman.	3. Paramythie.
4. Mythe.	4. Novelle.	4. Sinnbild.
5. Epos.	5. Idylle.	
6. Romanze.	6. Beschreibendes Gedicht.	
7. Märchen.		

A. Erklärung der epischen Dichtungsarten, welche ihren Stoff aus der Sage schöpfen.

§ 18. Die Sage.

1) Unter Sagen (zuweilen auch Volksmärchen genannt) versteht man Erzählungen aus der Vorzeit, deren Inhalt nicht verbürgt ist. Die Geschichte ist die Erzählung beglaubigter Thatsachen und steht insofern der Sage gegenüber, welche aber das mit ihr gemein hat, daß sie sich, wie sie, auf etwas wirklich Vorgefallenes gründet, was aber, von Mund zu Munde fortgepflanzt,

durch die Phantasie des Volkes eine wunderbare oder wenigstens unwahrscheinliche Gestalt bekommen hat; denn das Volk neigt sich mit Vorliebe zum Wunderbaren hin und prägt einer Begebenheit leicht einen solchen Charakter auf. Es gibt ernste und scherzhafte Sagen, von den letzteren z. B. die von den sieben Schwaben.

a) Das Unverbürgte braucht nicht immer wunderbar zu sein. Können Wundersagen begreiflicherweise nur der Vorzeit angehören, so kann eine unverbürgte Erzählung doch auch noch in der Gegenwart entstehen und fortgepflanzt von Mund zu Mund — denn dadurch wird sie erst zur Sage — sich weithin verbreiten, wenn der Gegenstand nur von allgemeinem Interesse ist. Man sieht das noch heut an der Vergrößerung, welche eine Sache durch das Gerücht erhält; ein Gerücht aber ist nichts Anderes, als eine unverbürgte Erzählung der Gegenwart. Dem Volke kommt das allgemein Ansprechende einer Sage selten zum Bewußtsein, aber es fühlt es doch dunkel; denn Erzählungen, welche diesen Anklang im Herzen des Volkes nicht finden, werden von ihm vergessen. Vom Dichter bekommt eine Sage nur ihre Gestaltung, Niemand aber kennt ihren ersten Urheber; aus der Menge und Beschaffenheit der Sagen läßt sich daher auf eines Volkes poetischen Sinn schließen.

2) Es gibt unbedeutende und bedeutende Sagen, d. h. solche, die bloß eine Thatsache erzählen, und solche, denen eine höhere Wahrheit zum Grunde liegt. Es ist nun ein Unterschied zwischen dem Wiedererzählen solcher Sagen in ihrer kunstlosen Gestalt, wie sie im Munde des Volkes leben (die Brüder Grimm haben solche Sagen gesammelt), und der poetischen Bearbeitung derselben. Das Erstere verlangt keinen Dichter, wohl aber das Letztere (Natur- und Kunstpoesie, § 4, 2). Die Sprache solcher Dichtungen ist natürlich einfach, dem volksthümlichen Charakter gemäß.

Nicht alle Sagen eignen sich gleichmäßig zu einer poetischen Bearbeitung, hauptsächlich aber solche, denen ein tieferer Sinn, eine Idee zum Grunde liegt. Diese muß der Dichter aus ihnen herausfinden. Mit treuer Benutzung des durch die Sage selbst gegebenen Stoffes kann er, natürlich nur im Geiste der betreffenden Sage, neue Verhältnisse dazu erfinden, so daß die Idee oder die höhere Bedeutung der Sage anschaulicher wird, ohne daß ihr doch der Charakter des Unverbürgten und Unzuverbürgenden genommen würde. Daher ist die poetische Bearbeitung, welche eine Sage durch den einen Dichter erhalten hat, der durch einen andern vorzuziehen. So ist z. B. „Das Riesenspielzeug" von Chamisso, nicht das Gedicht von Rückert über denselben Gegenstand hier aufgenommen worden, weil ersteres besser als das letztere die Idee ausdrückt, welche der Sage zum Grunde liegt (vgl. S. 114).

b) Solche bedeutende Sagen sind z. B. die von dem ewigen Juden Ahasverus, der die höhere Wahrheit zum Grunde liegt: wer Christum von sich weist, findet keinen Frieden und keine Ruhe! Die Geschichte dieses Einen Juden stellt symbolisch die des ganzen, in alle Welt zerstreuten, unverwüstlichen, mit seinen steinalten Formen in die neue Zeit nicht passenden Volkes dar. Diese höchst fruchtbare Sage hat schon mehrere Bearbeitungen in Gedichten, Erzählungen, Dramen gefunden, z. B. von Schubart, Franz Horn, W. Jemand, Carl Witte, Schreiber, Theremin (in den Abendstunden, 2ter Bd.), Nikolaus Lenau, Wittich, v. Schenk, Julius Mosen, W. Müller. Man vergleiche

dazu: G. T. Gräße: Die Sage vom ewigen Juden, historisch entwickelt. Dresd. bei Arnold. 1844. — Eine andere bedentende Sage ist die von Doktor Faust's Höllenfahrt, welche die höhere Wahrheit enthält, daß man, ohne die freiwillige Beschränkung durch frommen Glauben, auch bei allem Wissen und allen Geistesgaben nur der Unseligkeit entgegengeht. Von Vielen ist diese Sage bearbeitet worden, doch erst Goethe hat sie in ihrer tiefen Bedeutsamkeit erkannt und dargestellt. Neuere Bearbeitungen derselben erschienen von Bechstein, Hoffmann, B. v. Braunthal, Nikolaus Lenau, Marlow, Grabbe; von den früheren ist die bedeutendste das Bruchstück von Lessing.

Eine der schönsten Sagen des Auslandes ist die Frithjoffage, von Tegnér, aus dem Schwedischen. Inhalt und Darstellung derselben sind gleich ausgezeichnet und der darin liegenden Idee würdig, daß das von Thaten der Leidenschaft beschwerte Gewissen durch Leiden, Reue und Veredlung seinen Frieden wiederfindet.

c) Gesammelt und bearbeitet sind Sagen von: Musäus, Gustav Schwab, Reumont, Bechstein, Simrock u. A. Man macht aus ihnen Erzählungen, die zum Theil sehr groß sind, z. B. der böhmische Mägdekrieg von v. d. Velde, Balladen, Romanzen, Legenden, Mythen, Epopöen und selbst dramatische Gedichte, wie Faust, von Goethe; Merlin, von Immermann. Als Sagen von tiefer begründetem psychologischen Interesse mögen folgende Beispiele hier ihren Platz finden:

Die Jungfrau von Stubbenkammer.

1 Ich trank in schnellen Zügen
Das Leben und den Tod,
Beim Königsstuhl auf Rügen,
Am Strand im Morgenroth.

2 Ich kam am frühen Tage
Nachsinnend einsam her,
Und lauschte dem Wellenschlage,
Und schaute über's Meer.

3 Wie schweifend aus der Weite
Mein Blick sich wieder neigt,
Da hat sich mir zur Seite
Ein Feenweib gezeigt.

4 An Schönheit sondergleichen,
Wie nimmer Augen sah'n,
Mit gold'ner Kron' und reichen
Gewändern angethan.

5 Sie kniet' auf Felsensteinen,
Umbrandet von der Fluth,
Und wusch, mit vielem Weinen,
Ein Tuch, befleckt mit Blut.

6 Umsonst war ihr Beginnen.
Sie wusch und wusch mit Fleiß:
Der böse Fleck im Linnen
Erschien doch nimmer weiß.

7 Da sah sie unter Thränen
Mich an, und bittend fast;
Da hat ein heißes Sehnen
Mich namenlos erfaßt.

8 „Gegrüßet mir, du blendend,
Du wundersames Bild!“ — —
Sie aber, ab sich wendend,
Sprach schluchzend, aber mild

9 „Ich weine trüb' und trüber
Die Augen mir und blind;
Gar viele zieh'n vorüber,
Und nicht ein Sonntagskind.

10 Nach langem, bangem Hoffen
Erreichst auch du den Ort —
O hättest du getroffen
Zum Gruß das rechte Wort!

11 Hätt'st du Gott helf'! gesprochen,
Ich war erlöst und dein;
Die Hoffnung ist gebrochen,
Es muß geschieden sein!“

12 Da stand sie auf, zu gehen,
Das Tuch in ihrer Hand,
Und, wo die Pfeiler stehen,
Versank sie und verschwand.

Chamisso.

Es liegt in dieser Sage der Gedanke: Ein böses Gewissen wird nur durch Gottes Hülfe gesühnt.

Roland Schildträger.

1 Der König Karl saß einst zu Tisch
Zu Aachen mit den Fürsten,
Man stellte Wildpret auf und Fisch
Und ließ auch keinen dürsten.
Viel Goldgeschirr von klarem Schein,
Manch' rothen grünen Edelstein
Sah man im Saale leuchten.

2 Da sprach Herr Karl, der starke Held:
„Was soll der eitle Schimmer?
Das beste Kleinod dieser Welt,
Das fehlet uns noch immer.
Dies Kleinod, hell wie Sonnenschein,
Ein Riese trägt's im Schilde sein,
Tief im Ardennenwalde."

3 Graf Richard, Erzbischof Turpin,
Herr Haimon, Naims von Baiern,
Milon von Anglant, Graf Garin,
Die wollten da nicht feiern.
Sie haben Stahlgewand begehrt,
Und hießen satteln ihre Pferd',
Zu reiten nach dem Riesen.

4 Jung Roland, Sohn des Milon, sprach:
„Lieb Vater! hört, ich bitte!
Vermeint ihr mich zu jung und schwach,
Daß ich mit Riesen stritte,
Doch bin ich nicht zu winzig mehr,
Euch nachzutragen Euern Speer
Sammt Eurem guten Schilde."

5 Die sechs Genossen ritten bald
Vereint nach den Ardennen,
Doch als sie kamen in den Wald,
Da thäten sie sich trennen.
Roland ritt hinter'm Vater her;
Wie wohl ihm war, des Helden Speer,
Des Helden Schild zu tragen!

Bei Sonnenschein und Mondenlicht 6
Streiften die kühnen Degen,
Doch fanden sie den Riesen nicht
In Felsen noch Gehegen.
Zur Mittagsstund' am vierten Tag
Der Herzog Milon schlafen lag
In einer Eiche Schatten.

Roland sah in der Ferne bald 7
Ein Blitzen und ein Leuchten,
Davon die Strahlen in dem Wald
Die Hirsch' und Reh' aufscheuchten;
Er sah, es kam von einem Schild,
Den trug ein Riese, groß und wild,
Vom Berge niedersteigend.

Roland gedacht' im Herzen sein: 8
„Was ist das für ein Schrecken!
Soll ich den lieben Vater mein
Im besten Schlaf erwecken?
Es wachet ja sein gutes Pferd,
Es wacht sein Speer, sein Schild und Schwert,
Es wacht Roland, der junge."

Roland das Schwert zur Seite band, 9
Herrn Milons starkes Waffen,
Die Lanze nahm er in die Hand
Und thät den Schild aufraffen,
Herrn Milons Roß bestieg er dann
Und ritt erst sachte durch den Tann,
Den Vater nicht zu wecken.

Und als er kam zur Felsenwand, 10
Da sprach der Ries' mit Lachen:
„Was will doch dieser kleine Fant
Auf solchem Rosse machen?
Sein Schwert ist zwier so lang als er,
Vom Rosse zieht ihn schier der Speer,
Der Schild will ihn erdrücken."

Jung Roland rief: „Wohlauf zum Streit! 11
Dich reuet noch dein Necken.
Hab' ich die Tartsche lang und breit,
Kann sie mich besser decken;

Ein kleiner Mann, ein großes Pferd,
Ein kurzer Arm, ein langes Schwert,
Muß eins dem andern helfen."

12 Der Riese mit der Stange schlug,
Auslangend in die Weite:
Jung Roland schwenkte schnell genug
Sein Roß noch auf die Seite.
Die Lanz' er auf den Riesen schwang,
Doch von dem Wunderschilde sprang
Auf Roland sie zurücke.

13 Jung Roland nahm in großer Hast
Das Schwert in seine Hände,
Der Riese nach dem seinen faßt',
Er war zu unbehende;
Mit flinkem Hiebe schlug Roland
Ihm unterm Schild die linke Hand,
Daß Hand und Schild entrollten.

14 Dem Riesen schwand der Muth dahin,
Nun ihm der Schild entrissen,
Das Kleinod, das ihm Kraft verlieh'n,
Mußt' er mit Schmerzen missen.
Zwar lief er gleich dem Schilde nach,
Doch Roland in das Knie ihn stach,
Daß er zu Boden stürzte.

15 Roland ihn bei den Haaren griff,
Hieb ihm das Haupt herunter;
Ein großer Strom von Blute lief
In's tiefe Thal hinunter;
Und aus des Todten Schild hernach
Roland das lichte Kleinod brach,
Und freute sich am Glanze.

16 Dann barg er's unterm Kleide gut
Und ging zu einem Quelle,
Da wusch er sich von Staub und Blut
Gewand und Waffen helle.
Zurücke ritt der jung' Roland,
Dahin, wo er den Vater fand,
Noch schlafend bei der Eiche.

17 Er legt sich an des Vaters Seit',
Vom Schlafe selbst bezwungen,
Bis in der kühlen Abendzeit
Herr Milon aufgesprungen:
„Wach' auf, wach' auf, mein Sohn Roland!
Nimm Schild und Lanze schnell zur Hand,
Daß wir den Riesen suchen!"

Sie stiegen auf und eilten sehr, 18
Zu schweifen in der Wilde;
Roland ritt hinter'm Vater her
Mit dessen Speer und Schilde.
Sie kamen bald zu jener Stätt',
Wo Roland jüngst gestritten hätt',
Der Riese lag im Blute.

Roland kaum seinen Augen glaubt, 19
Als nicht mehr war zu schauen
Die linke Hand, dazu das Haupt,
So er ihm abgehauen,
Nicht mehr des Riesen Schwert und Speer,
Auch nicht sein Schild und Harnisch mehr,
Nur Rumpf und blut'ge Glieder.

Milon besah den großen Rumpf: 20
„Was ist das für 'ne Leiche?
Man sieht noch am zerhau'nen Stumpf,
Wie mächtig war die Eiche.
Das ist der Riese! frag' ich mehr?
Verschlafen hab' ich Sieg und Ehr',
Drum muß ich ewig trauern." —

Zu Aachen vor dem Schlosse stund 21
Der König Karl gar bange;
„Sind meine Helden wohl gesund?
Sie weilen allzulange;
Doch seh' ich recht, auf Königswort!
So reitet Herzog Haimon dort,
Des Riesen Haupt am Speere."

Herr Haimon ritt in trübem Muth, 22
Und mit gesenktem Spieße
Legt er das Haupt, besprengt mit Blut,
Dem König vor die Füße:
„Ich fand den Kopf im wilden Hag,
Und fünfzig Schritte weiter lag
Des Riesen Rumpf am Boden."

Bald auch der Erzbischof Turpin 23
Den Riesenhandschuh brachte,
Die ungefüge Hand noch drin,
Er zog sie aus und lachte:

„Das ist ein schön Reliquienstück,
Ich bring' es aus dem Wald zurück,
Fand es schon zugehauen."

24 Der Herzog Naims von Baierland
Kam mit des Riesen Stange:
„Schaut an, was ich im Walde fand!
Ein Waffen stark und lange.
Wohl schwitz' ich von dem schweren Druck;
Hei! bairisch Bier ein guter Schluck
Sollt' mir gar köstlich munden!"

25 Graf Richard kam zu Fuß daher,
Ging neben seinem Pferde,
Das trug des Riesen schwere Wehr,
Den Harnisch sammt dem Schwerte:
„Wer suchen will im wilden Tann,
Manch Waffenstück noch finden kann,
Ist mir zu viel gewesen."

26 Der Graf Garin thät ferne schon
Den Schild des Riesen schwingen.
„Der hat den Schild, deß ist die Kron',
Der wird das Kleinod bringen!"
„Den Schild, den hab' ich, liebe Herr'n!
Das Kleinod hätt' ich gar zu gern,
Doch das ist ausgebrochen."

27 Zuletzt thät man Herrn Milon seh'n,
Der nach dem Schlosse lenkte:
Er ließ das Rößlein langsam geh'n,
Das Haupt er traurig senkte.

Roland ritt hinter'm Vater her
Und trug ihm seinen starken Speer
Zusammt dem festen Schilde.

Doch wie sie kamen vor das Schloß 28
Und zu den Herrn geritten:
Macht er von Vaters Schilde los
Den Zierrath in der Mitten;
Das Riesenkleinod setzt' er ein,
Das gab so wunderklaren Schein
Als wie die liebe Sonne.

Und als nun diese helle Gluth 29
Im Schilde Milons brannte,
Da rief der König frohgemuth:
„Heil Milon von Anglante!
Der hat den Riesen übermannt,
Ihm abgeschlagen Haupt und Hand,
Das Kleinod ihm entrissen."

Herr Milon hatte sich gewandt, 30
Sah staunend an die Helle:
„Roland, sag' an, du junger Fant!
Wer gab dir das, Geselle?"
„Um Gott, Herr Vater! zürnt mir nicht,
Daß ich erschlug den groben Wicht,
Derweil ihr eben schliefet!"

Uhland.

Es liegt in dieser Sage der Gedanke: Früh zeigt sich schon, was künftig groß sein wird.

Das Riesenspielzeug.*)

1 Burg Nideck ist im Elsaß der Sage wohlbekannt,
Die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Riesen stand;
Sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüst und leer,
Du fragest nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

2 Einst kam das Riesen-Fräulein aus jener Burg hervor,
Erging sich sonder Wartung und spielend vor dem Thor,
Und stieg hinab den Abhang bis in das Thal hinein,
Neugierig zu erkunden, wie's unten möchte sein.

*) Dieselbe Sage ist auch noch von Arthur von Nordstern, Rückert (die Riesen und die Zwerge) und Langbein bearbeitet worden.

Mit wenigen raschen Schritten durchkreuzte sie den Wald, 3
Erreichte gegen Haslach das Land der Menschen bald,
Und Städte dort und Dörfer und das bestellte Feld
Erschienen ihren Augen gar eine fremde Welt.

Wie jetzt zu ihren Füßen sie spähend niederschaut, 4
Bemerkt sie einen Bauer, der seinen Acker baut;
Es kriecht das kleine Wesen einher so sonderbar,
Es glitzert in der Sonne der Pflug so blank und klar.

Ei! artig Spielding! ruft sie, das nehm' ich mit nach Haus. 5
Sie knieet nieder, spreitet behend ihr Tüchlein aus
Und feget mit den Händen, was da sich alles regt,
Zu Haufen in das Tüchlein, das sie zusammenschlägt;

Und eilt mit freud'gen Sprüngen — man weiß, wie Kinder sind — 6
Zur Burg hinan und suchet den Vater auf geschwind:
Ei Vater, lieber Vater, ein Spielding wunderschön!
So Allerliebstes sah ich noch nie auf unsern Höh'n.

Der Alte saß am Tische und trank den kühlen Wein, 7
Er schaut sie an behaglich, er fragt das Töchterlein:
Was Zappeliges bringst du in deinem Tuch herbei?
Du hüpfest ja vor Freuden; laß sehen, was es sei.

Sie spreitet aus das Tüchlein und fängt behutsam an, 8
Den Bauer aufzustellen, den Pflug und das Gespann;
Wie Alles auf dem Tische sie zierlich aufgebaut,
So klatscht sie in die Hände und springt und jubelt laut.

Der Alte wird gar ernsthaft und wiegt sein Haupt und spricht: 9
Was hast du angerichtet? das ist kein Spielzeug nicht;
Wo du es hergenommen, da trag' es wieder hin,
Der Bauer ist kein Spielzeug, was kommt dir in den Sinn!

Sollst gleich und ohne Murren erfüllen mein Gebot; 10
Denn wäre nicht der Bauer, so hättest du kein Brot;
Es sprießt der Stamm der Riesen aus Bauernmark hervor,
Der Bauer ist kein Spielzeug, da sei uns Gott davor!

A. v. Chamisso.

Es liegt in dieser Sage der Gedanke: Die Großen der Erde sollen die niederen Stände achten und schützen.

Der schlummernde Friedrich.*)

1 Seht ihr die Felsenkrone hoch in der goldnen Aū,
Einst wie der goldne Morgen, jetzt wie die Dämm'rung grau?
Sonst war's die Burg Kyffhausen, jetzt nur ein Trümmermeer,
Drin schleicht im grauen Mantel die Sage hin und her.

2 O Schloß, in alten Tagen vom Finkler aufgebaut,
Du glichest in der Jugend wohl der geschmückten Braut!
Doch als die Freier kamen, das Wetter und der Sturm,
Verblich dein schimmernd Leuchten an Mauer und an Thurm.

3 Die Zeit mit ehernem Fittig schlug an die Felsenwand
Und brach nach langem Kampfe der Mauer steinern Band,
Die Zinne sank zerbrochen bis an das Thal zerstreut —
Aus den zersprengten Rissen höhnt die Vergänglichkeit.

4 Und um die Riesenbrocken rankt Epheu sich empor,
Die Ulme zwängt die Wurzel in das gespaltne Thor
Und ragt von hoher Warte, ein grüner Riesenarm,
D'rauf sitzt mit schwarzen Schwingen ein scheuer Rabenschwarm.

5 Dort in des Berges Tiefe wölbt sich ein hoher Saal,
Der dehnt die weiten Hallen bis in das goldne Thal,
Und stützt auf hohe Säulen der Bogen schwere Macht,
Und fernher glänzt die Wölbung als wie der Dom der Nacht.

6 Drin sitzt auf stolzem Throne, das Scepter in der Hand,
Die Krone auf dem Haupte, im purpurnen Gewand,
Der Kaiser Barbarossa, ein herrliches Gebild
Voll Majestät und Würde, so ernst und doch so mild.

7 Der Bart in dunkeln Wellen fließt üppig niederwärts
Und wärmt im kalten Busen das starre Heldenherz,
Die Augen sind geschlossen, das edle Haupt gesenkt,
Wie Eines, der versunken an große Thaten denkt.

8 Er ist durch Merlins Zauber gebannet und verflucht,
Zu schlummern und zu träumen in dieser Bergesschlucht,
Bis einst den Schwarm der Raben ein kühner Aar verscheucht,
Der sausend mit den Schwingen aus Deutschlands Norden steigt.

9 Dann soll er wiederkehren, der kaiserliche Held,
Und Deutschland wieder heben zum ersten Reich der Welt,
Und Deutschland wieder einen. — O du gelobte Zeit,
Du Paradies voll Palmen! sag' an, bist du noch weit? —

*) Diese Sage ist noch poetisch bearbeitet von Rückert (Barbarossa), Wetzel (der Spielmann) und Geibel: Friedrich Rothbart.

Einst trieb ein Hirtenbube die Geißen durch das Thal, 10
Und vor sich niederträumend fand er den Zaubersaal,
Und wie er von dem Schimmer geblendet um sich sah,
Saß schlummernd wie im Bilde ein greiser König da.

Da rauschten süße Töne, wie ferner Harfenklang, 11
Daß es dem zarten Knaben tief in die Seele drang,
Und wie die letzten Klänge im weiten Raum verschallt,
Erhob sich auf dem Throne die schlummernde Gestalt,

Und öffnete die Augen und frug im Geisterton: 12
Umkreisen noch die Raben des Berges Felsenkron'?
Sprich, oder sitzt ein Adler hoch oben auf der Wart'?
Drauf winkt er mit dem Haupte und schüttelt mit dem Bart.

Herr, sprach der Hirt, die Raben umkreisen noch die Höh'n, 13
Den Aar, den konnt' ich nimmer, wie weit ich sah, erspäh'n.
Da seufzte Rothbart düster: dann sind's noch hundert Jahr,
Schlaf ein, du müde Seele, noch schläft des Nordens Aar. —

Kann mir denn Keiner sagen, wann jener Hirt gelebt? 14
Ich dächte, ein Jahrhundert sei wahrlich schon entschwebt.
Entrollt, entrollt Jahrzehnten, fahrt wie ein Sturm dahin!
Noch schlummert Barbarossa. Wann, Adler, weckst du ihn?

Otto Weber.

Es liegt in dieser Sage der Gedanke: der Deutsche sehnt sich, sein Vaterland wieder groß und stark zu sehen, wie es zu Barbarossa's Zeiten war.*)

Das Christusbild zu Wien.**)

1 Ist euch vom Christusbild zu Wien
Die Sage nicht bekannt,
Das immer zollbreit größer schien,
Als der da vor ihm stand?
Und war der Mann auch noch so klein,
Es ließ sich zu ihm nieder,
Und hatt' er riesenhaft Gebein,
Doch überragt' es seine Glieder.

Ich weiß nicht, ob das Christusbild 2
Sich dort noch schauen läßt,
Doch daß von Christus selber gilt
Die Sage, glaub' ich fest:
Dem Kleinen naht er als ein Kind,
Daß er ihn nicht erschrecke,
Doch Seiner Glieder Maaß gewinnt
Der Größte nicht, wie er sich strecke.

So spricht auch sein verkündend Wort 3
Schlicht zu dem schlichten Mann,

*) Schön ist dies Letztere in ein poetisches Licht gestellt durch Grabbe's: Kaiser Friedrich Barbarossa. Eine Tragödie in 5 Akten. Vgl. auch: Dietlieb, v. Immermann. Dieses Gedicht stellt symbolisch den träumerischen Deutschen dar, welcher heldenmäßig aus seiner Lethargie aufwacht, da man sein Vaterland gar zu arg beschimpft.

**) Dieselbe Sage ist von Wetzel bearbeitet: Das Christusbild zu Wittenberg. (Vgl. auch Ps. 18, 26. 27.) Auch Immermann spricht davon im Nachgesang zu Tristan und Isolde:

Es gab ein Heil'genbild, das überm Maaße
Jedwedes war, der zu ihm mochte gehen.

Das aller Erdenweisheit Hort
Doch nicht erreichen kann.
Wähnt Einer jetzt, er komm' ihm gleich,
Schon ist's emporgeschossen:
So zieht's zu ew'ger Wahrheit Reich
Die Geister aufwärts unverdrossen.

Simrock.

§ 19. Ballade.

1) Die Ballade ist ebenfalls eine Sage, aber nicht sowohl eine erzählte, als vielmehr eine gesungene, eine Sage als Lied; zu ihrem Begriffe gehört also zugleich die Form des Liedes mit gleichmäßigen Strophen und Reimen. Man sieht hieraus, daß die Ballade dem erzählenden Liede sehr verwandt ist (S. 53); wenn aber jede Ballade ein erzählendes Lied genannt werden könnte, so kann man doch nicht jedes erzählende Lied eine Ballade nennen. Zum Charakter des Unverbürgten (Sagenhaften) gesellt sich bei der Ballade gern noch etwas Dunkles, Nebelhaftes, Ahnungsvolles, so daß sie dadurch die Phantasie sehr erregt und etwas tief Ergreifendes, also echt Poetisches erhält. Demgemäß ist auch die Sprache der Ballade nicht immer klar, leicht und fließend, sondern gewichtig, zuweilen auch abgebrochen, und läßt den klaren Zusammenhang oft nur errathen. Da sie eine Sage, also eine Volksdichtung ist, so herrscht eben die Einfachheit und das Ungekünstelte in ihr vor, das sich in der Anlage der Erzählung und besonders in der Sprache der Ballade ausdrückt; nur so behält sie den Charakter des Volksthümlichen, der sie, auch wenn sie in kunstgemäßerer Bearbeitung auftritt, dem einfach kräftigen Sinne des Volkes nicht entfremdet, sondern sie leicht wieder in's Volk übergehen läßt (wie Bürgers „Lenore"). — Innere Tiefe, Bedeutsamkeit des Erzählten bei Einfachheit der Darstellung, das ist ihr Wesen, das erst durch Gesang recht hervortritt, ja der Gesang gehört so wesentlich zur Ballade, daß sie erst durch ihn den rechten Ausdruck erhält; denn das Wort deutet bei ihr, wie bei Volksliedern, den Inhalt nur an, den die Musik vollkommener ausspricht. Dieses ihres musikalischen Charakters wegen hat auch keine epische Dichtungsart so viel Lyrisches, als die Ballade. — Ihr Vaterland ist Skandinavien und Schottland, wo des Normanns Schiff durch die Wogen rauschte und der Sturm das schäumende Meer an die Klippen treibt: daher wohl ihr ursprünglich düsterer, melancholischer und rauher Charakter und ihre Hinneigung zum Schauerlichen, Nebelhaften. Denn wer will es leugnen, daß zwischen den Eindrücken, welche die umgebende Natur und die Beschäftigung auf das Gemüth des Menschen machen, und den Gebilden seiner Phantasie ein Zusammenhang bestehe?

Nicht alle Gedichte, welche Balladen genannt worden sind und genannt werden, tragen diesen Namen mit Recht; erst in der neueren Zeit hat man das Wesen dieser Dichtungsart recht erkannt (Bürger, Stolberg, Goethe, Uhland, Gustav Schwab, Vogl u. A.). Nicht alle Balladen sind daher in dem eigenthümlichen Tone der Ballade geschrieben, in jener schlichten, gesangartigen, schmucklosen Sprache, die auch das Tiefste und Aufregendste nicht mit Sorgfalt und Deutlichkeit ausspricht, sondern auf das Gewichtvolle ihres Inhaltes vertrauend, es nur andeutet. Nicht von gebildeten Dichtern, sondern aus der Mitte des Volkes selbst ist die Ballade ausgegangen, daher ist in ihr die Form vernachlässigt, nur das Wesentliche, der Inhalt, beachtet, die Resultate der Bildung aber fern gehalten. Der sagenhafte und der Volkscharakter entschuldigen und motiviren auch das Wunderbare in manchen Balladen.

a) Erst durch Herders Idee, die Volksdichtung in ihrer poetischen Urkraft zur Anerkennung zu bringen, ist die Ballade in Deutschland eingeführt worden. Dem ersten selbstständigen Balladendichter Bürger (1748—1794) stellte sie sich in der Form schottischer Volkslieder dar (Percy: Reliques of ancient english poetry 1765, durch Herder theilweise übersetzt); die deutschen Volkslieder dagegen tragen nur selten den ausgeprägten Balladen-Charakter an sich. Eine Balladensammlung würde daher nur wenig ursprünglich deutsche Volkslieder, vorzüglich aber Dichtungen gebildeter Dichter enthalten, welche einen dazu geeigneten Stoff volksthümlich und zwar nach der oben beschriebenen besondern volksthümlichen Art behandeln, oder ihn noch dazu durch eine kunstvolle Darstellung, welche eine Idee herausblicken läßt, zur Kunstpoesie erheben. Weder durch diese kunstvolle Behandlung, noch durch die besondere Volksthümlichkeit, welche jenen schottischen Balladen eigen war, dürfen diese Dichtungen den allgemeinen volksthümlichen Charakter verlieren, welcher sie überall dem Volke zugänglich und lieb machen wird. Herüber zu uns ist also die Ballade aus Schottland verpflanzt worden, aber bei uns hat man sie zur Kunstpoesie erhoben. So ist sie heut eine der preiswürdigsten Dichtungsarten, an welcher sich die Gemüther der Ungebildeten und der Gebildetsten ergötzen, die Einen ahnend, die Anderen verstehend, was darin liegt, ohne ausgesprochen zu sein. — Der Name der Ballade stammt aus dem Altbrittischen, Wallisischen (gwaelawd, sprich: wal-ad), worin es so viel als Lied in der Volkssprache bedeutet (siehe deutsche Dichter, erläutert von Götzinger. Erster Theil. Zweite Auflage. 1844. S. 67), und hängt also nicht mit dem italienischen ballata (Tanzlied) zusammen. Dönniges: Altschottische und altenglische Volksballaden. München 1852. — Deutschlands Balladen- und Romanzendichter. Von Bürger bis auf die neueste Zeit. Von Ignaz Hub. 2te Abtheilung. 2te Auflage. Karlsruhe. (Ueber jeden Dichter Urtheile und Biogr.) — Heldenbilder und Sagen, von Herm. Rollet. St. Gallen 1854.

Edward.

(Altschottisch.)

Dein Schwert, wie ist's von Blut so roth? 1
Edward, Edward!
Dein Schwert, wie ist's von Blut so roth,
Und gehst so traurig her? — O!
O ich hab' geschlagen meinen Geier todt,
Mutter, Mutter!
O ich hab' geschlagen meinen Geier todt,
Und keinen hab' ich wie Er — O!

Dein's Geiers Blut ist nicht so roth, 2
Edward, Edward!
Dein's Geiers Blut ist nicht so roth,
Mein Sohn bekenn' mir frei — O!
O ich hab' geschlagen mein Rothroß todt,
Mutter, Mutter!
O ich hab' geschlagen mein Rothroß todt,
Und's war so stolz und treu — O!

Dein Roß war alt und hast's nicht noth, 3
Edward, Edward!
Dein Roß war alt und hast's nicht noth,
Dich drückt ein andrer Schmerz — O!
O ich hab' geschlagen meinen Vater todt,
Mutter, Mutter!
O ich hab geschlagen meinen Vater todt,
Und weh, weh ist mein Herz — O!

Und was für Buße willt du nun thun? 4
Edward, Edward!
Und was für Buße willt du nun thun?
Mein Sohn bekenn' mir mehr — O!
Auf Erden soll mein Fuß nicht ruhn,
Mutter, Mutter!
Auf Erden soll mein Fuß nicht ruhn,
Will geh'n fern übers Meer — O!

5 Und was soll werden dein Hof und Hall',
Edward, Edward!
Und was soll werden dein Hof und Hall'?
So herrlich sonst und schön — O!
Ich laß es steh'n, bis es sink' und fall',
Mutter, Mutter!
Ich laß es steh'n, bis es sink' und fall',
Mag nie es wieder seh'n — O!

6 Und was soll werden dein Weib und Kind?
Edward, Edward!
Und was soll werden dein Weib und Kind,
Wenn du gehst über's Meer — O!
Die Welt ist groß, laß sie betteln drin,
Mutter, Mutter!
Die Welt ist groß, laß sie betteln drin,
Ich such' sie nimmermehr — O!

7 Und was willt du lassen deiner Mutter theu'r?
Edward, Edward!
Und was willt du lassen deiner Mutter theu'r?
Mein Sohn, das sage mir — O!
Fluch will ich Euch lassen und höllisch Feu'r,
Mutter, Mutter!
Fluch will ich Euch lassen und höllisch Feu'r,
Denn Ihr, Ihr riethet's mir — O!

Herder.

Der Wirthin Töchterlein.

(Vgl. Bd. 2. S. 94.)

1 Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein,
Bei einer Frau Wirthin, da kehrten sie ein.

2 „Frau Wirthin! hat sie gut Bier und Wein?
Wo hat sie ihr schönes Töchterlein?"

3 „Mein Bier und Wein ist frisch und klar,
Mein Töchterlein liegt auf der Todtenbahr."

4 Und als sie traten zur Kammer hinein,
Da lag sie in einem schwarzen Schrein.

5 Der erste, der schlug den Schleier zurück,
Und schaute sie an mit traurigem Blick:

6 „Ach lebtest du noch, du schöne Maid!
Ich würde dich lieben von dieser Zeit."

Der zweite deckte den Schleier zu, 7
Und kehrte sich ab und weinte dazu:

„Ach! daß du liegst auf der Todtenbahr! 8
Ich hab' dich geliebet so manches Jahr."

Der dritte hub ihn wieder sogleich, 9
Und küßte sie an den Mund so bleich:

„Dich liebt' ich immer, dich lieb' ich noch heut, 10
Und werde dich lieben in Ewigkeit!"

Uhland.

Die Glocken zu Speier.

Zu Lüttich, im letzten Häuselein, 1
Da liegt ein Greis in Todespein;
Sein Kleid ist schlecht, sein Lager hart,
Viel Thränen rinnen in seinen Bart.

Es hilft ihm Keiner in seiner Noth, 2
Es hilft ihm nur der bittre Tod;
Und als der Tod an's Herze kam,
Da tönt's in Speier wundersam.*)

Die Kaiserglocke, die lange verstummt, 3
Von selber dumpf und langsam summt,
Und alle Glocken groß und klein
Mit vollem Klange fallen ein.

Da heißt's in Speier und weit und breit: 4
Der Kaiser ist gestorben heut;
Der Kaiser starb, der Kaiser starb!
Weiß Keiner, wo der Kaiser starb?

Zu Speier, der alten Kaiserstadt, 5
Da liegt auf goldner Lagerstatt
Mit mattem Aug' und matter Hand
Der Kaiser Heinrich, der Fünfte genannt.

Die Diener laufen hin und her, 6
Der Kaiser röchelt tief und schwer,
Und als der Tod an's Herze kam,
Da tönt's auf einmal wundersam.

*) Zu Speier war die Kaisergruft. Heinrich IV. ist gemeint, der, von seinem Sohne entthront und verfolgt, 1106 starb.

7 Die kleine Glocke, die lange verstummt,
Die Armesünderglocke summt,
Und keine Glocke stimmt mit ein,
Sie summt so fort und fort allein.

8 Da heißt's in Speier und weit und breit:
Wer wird denn wohl gerichtet heut?
Wer mag der arme Sünder sein?
Sagt an, wo ist der Rabenstein?

Max v. Oer.

Die nächtliche Heerschau.

(Nibelungenzeilen, ohne Grund gebrochen.)

1 Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour sein Grab,
Macht mit der Trommel die Runde,
Geht wirbelnd auf und ab.

2 Mit seinen entfleischten Armen
Rührt er die Schlägel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel,
Reveill' und Zapfenstreich.

3 Die Trommel klinget seltsam,
Hat gar einen starken Ton;
Die alten todten Soldaten
Erwachen im Grab davon.

4 Und die im tiefen Norden
Erstarrt in Schnee und Eis,
Und die in Welschland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß,

5 Und die der Nilschlamm decket
Und der arabische Sand:
Sie steigen aus ihren Gräbern
Und nehmen's Gewehr zur Hand.

6 Und um die letzte Stunde
Verläßt der Trompeter sein Grab,
Und schmettert in die Trompete
Und reitet auf und ab.

7 Da kommen auf luftigen Pferden
Die todten Reiter herbei,
Die blutigen, alten Schwadronen,
In Waffen mancherlei.

Es grinsen die weißen Schädel 8
Wohl unter dem Helm hervor,
Es halten die Knochenhände
Die langen Schwerter empor.

Und um die zwölfte Stunde 9
Verläßt der Feldherr sein Grab,
Kommt langsam hergeritten,
Umgeben von seinem Stab.

Er trägt ein kleines Hütchen, 10
Er trägt ein einfach Kleid,
Und einen kleinen Degen
Trägt er an seiner Seit'.

Der Mond mit gelbem Lichte 11
Erhellt den weiten Plan:
Der Mann im kleinen Hütchen
Sieht sich die Truppen an.

Die Reihen präsentiren 12
Und schultern das Gewehr,
Dann zieht mit klingendem Spiele
Vorüber das ganze Heer.

Die Marschäll' und Generale 13
Schließen um ihn einen Kreis;
Der Feldherr sagt dem Nächsten
In's Ohr ein Wörtchen leis.

Das Wort geht in die Runde, 14
Klingt wieder fern und nah:
„Frankreich“ ist die Parole,
Die Losung: „Sanct Helena!“

Dies ist die große Parade 15
Im elisäischen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der todte Cäsar hält.

J. Chr. v. Zedlitz.

---

2) Für den Dichter ist es noch immer eine interessante Aufgabe, Balladen zu dichten und sie durch tieferen Sinn zum Kunstwerke zu bilden, ohne ihren volksthümlichen Charakter zu verwischen. Das bloß stoffartige Interesse ist namentlich in solchen Balladen, die wirklich auf einer

Sage beruhen, oft gar zu unbedeutend; der Dichter sucht daher dem Stoffe eine allgemeine Beziehung, eine Idee abzugewinnen: deshalb giebt es auch **bedeutungsvolle Balladen**, die nicht bloß etwas erzählen oder beschreiben, sondern noch einen tieferen Sinn ausdrücken. So haben wir auch schon unter den Sagen (§ 18) solche gefunden, die nur einen mehr oder weniger sagenhaften Stoff erzählen, und solche, die, weil die Dichtkunst nun einmal so gern symbolisch ist, eine allgemeinere Bedeutung haben. Da jedoch der Ballade der Charakter des einfach Volksthümlichen eigen ist, so wird sich auch, wenn der Dichter den Inhalt schon als Sage vorfindet, die demselben abgewonnene Idee oder sinnvolle, allgemeine Beziehung stets in den Schranken des Volksverstandes erhalten und also entweder ein aus der Betrachtung des menschlichen Lebens fließender **Erfahrungssatz**, oder die Hinweisung auf eine **Naturkraft** sein, die Allen nahe liegt. Dies ist dann auch eine Norm für Dichter, welche sich den Balladenstoff selbst erfinden: sie werden nur einfache, dem Volke nahe liegende Gedanken versinnbildlichen dürfen und die Resultate höherer Kultur nicht in Balladen niederlegen.

Auch in dieser bedeutungsvolleren, sinnbildlichen Gestalt wird die Ballade den ihr eigenthümlichen, mystischen Charakter festhalten, der die inwohnende Idee in einem gewissen ahnungsvollen Dunkel hält und sie nicht aus dem Gebiete der Phantasie und des Gefühles allzuweit in das des klaren Verstandes hinüberträgt, sondern sie nur andeutet und ahnen läßt. [Anders ist es in der Fabel, wo die Lehre deutlich ausgedrückt wird.] So ist in den Balladen vom Erlkönig und seinen Töchtern auf ganz poetische Weise die tödtende Kraft feuchter Nachtluft im Bilde angedeutet, wie die tödtliche Kraft des Blumenduftes in: der Blumen Rache, v. Freiligrath; in Goethe's Fischer ist nicht bloß von einem Jünglinge eine zufällige Geschichte erzählt, sondern es ist die poetische Darstellung der verlockenden Schönheit des verschlingenden Elementes, das die Menschen gern hinabzieht, ein Stoff, der als Sage von den Wassernixen im Munde des Volkes lebt*); im schwarzen Ritter, von Uhland, ist die Erfahrung ausgesprochen, daß der Tod oft die Jugend in der Fülle ihrer Kraft ereilt, während er am Greise vorübergeht; im Spielmann, von Rückert, ist es die Idee der Vergänglichkeit aller Dinge, die, an die mittelalterliche Vorstellung vom Todtentanze sich anlehnend, in einer Ballade ausgesprochen ist; im Veilchen, von Goethe, sehen wir das Loos bescheidener Liebe; im Glücke von Edenhall, von Uhland, liegt der Gedanke, daß frevelhafter Uebermuth das Verderben herbeiführt.

Erlkönig.

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind? 1
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht? — 2
Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif? —
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif. —

„Du liebes Kind, komm', geh' mit mir! 3
„Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;
„Manch bunte Blumen sind an dem Strand;
„Meine Mutter hat manch gülden Gewand." —

*) Wagner sagt in seiner Dichterschule, S. 20 (zweite Auflage 1850): So muß die Lust des gesunden physischen Wohlseins als Sirene aus dem Wasser heraus zu der kranken Kultur, die Erwerb suchend dem Fischlein nachstellt, herausreden.

4 Mein Vater, mein Vater, und hörest du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht? —
Sei ruhig, bleibe ruhig mein Kind;
In dürren Blättern säuselt der Wind. —

5 „Willst, feiner Knabe, du mit mir geh'n?
„Meine Töchter sollen dich warten schön;
„Meine Töchter führen den nächtlichen Reih'n,
„Und wiegen und tanzen und singen dich ein." —

6 Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau:
Es scheinen die alten Weiden so grau. —

7 „Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt,
„Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt." —
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an:
Erlkönig hat mir ein Leids gethan! —

8 Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Noth;
In seinen Armen das Kind war todt.

Goethe.

Erlkönigs Tochter.

1 Herr Oluf reitet spät und weit,
Zu bieten auf seine Hochzeitleut'.

2 Da tanzen die Elfen auf grünem Land,
Erlkönigs Tochter reicht ihm die Hand.

3 „Willkommen, Herr Oluf, was eilst von hier?
„Tritt hier in den Reihen und tanz' mit mir."

4 Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag,
Frühmorgen ist mein Hochzeittag.

5 „Hör' an, Herr Oluf, tritt tanzen mit mir,
„Zwei güldne Sporen schenk' ich dir;
„Ein Hemd von Seide, so weiß und fein, 6
„Meine Mutter bleicht's mit Mondenschein."

Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag, 7
Frühmorgen ist mein Hochzeittag.

„Hör' an, Herr Oluf, tritt tanzen mit mir, 8
„Einen Haufen Goldes schenk' ich dir."

Einen Haufen Goldes nähm' ich wohl, 9
Doch tanzen ich nicht darf noch soll.

„Und willt, Herr Oluf, nicht tanzen mit mir, 10
„Soll Seuch' und Krankheit folgen dir."

Sie thät einen Schlag ihm auf sein Herz, 11
Noch nimmer fühlt' er solchen Schmerz.

Sie hob ihn bleichend auf sein Pferd: 12
„Reit' heim nun zu deinem Fräulein werth."

Und als er kam vor Hauses Thür, 13
Seine Mutter zitternd stand dafür.

„Hör' an, mein Sohn, sag' an mir gleich, 14
„Wie ist dein' Farbe blaß und bleich?"

Und sollt' sie nicht sein blaß und bleich? 15
Ich trat in Erlenkönigs Reich.

„Hör' an, mein Sohn, so lieb und traut, 16
„Was soll ich nun sagen deiner Braut?"

Sagt ihr, ich sei im Wald zur Stund', 17
Zu proben da mein Pferd und Hund.

Frühmorgen und als es Tag kaum war, 18
Da kam die Braut mit der Hochzeitschaar.

Sie schenkten Meth, sie schenkten Wein. 19
„Wo ist Herr Oluf, der Bräut'gam mein?"

„Herr Oluf, er ritt zum Wald zur Stund', 20
„Er probt allda sein Pferd und Hund."

Die Braut hob auf den Scharlach roth, 21
Da lag Herr Oluf und er war todt.

Herder, aus dem Dänischen.

Der Fischer.

1 Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis an's Herz hinan.
Und wie er sitzt und wie er lauscht,
Theilt sich die Fluth empor:
Aus dem bewegten Wasser rauscht
Ein feuchtes Weib hervor.

2 Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
Was lockst du meine Brut
Mit Menschenwitz und Menschenlist
Hinauf in Todesgluth?
Ach wüßtest du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst herunter wie du bist
Und würdest erst gesund.

3 Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gen Thau?

4 Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Netzt' ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll,
Wie bei der Liebsten Gruß.
Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm;
Da war's um ihn gescheh'n:
Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
Und ward nicht mehr geseh'n.

Goethe.

Der schwarze Ritter.

1 Pfingsten war, das Fest der Freude,
Das da feiern Wald und Haide.
Hub der König an zu sprechen:
„Auch aus den Hallen
Der alten Hofburg allen
Soll ein reicher Frühling brechen!"

Trommeln und Trommeten schallen, 2
Rothe Fahnen festlich wallen.
Sah der König vom Balkone:
In Lanzenspielen
Die Ritter alle fielen
Vor des Königs starkem Sohne.

Aber vor des Kampfes Gitter 3
Ritt zuletzt ein schwarzer Ritter.
„Herr! wie ist Eu'r Nam' und Zeichen?" —
„Würd' ich es sagen,
Ihr möchtet zittern und zagen,
Bin ein Fürst von großen Reichen."

Als er in die Bahn gezogen, 4
Dunkel ward des Himmels Bogen
Und das Schloß begann zu beben.
Beim ersten Stoße
Der Jüngling sank vom Rosse,
Konnte kaum sich wieder heben.

Pfeif' und Geige ruft zu Tänzen, 5
Fackeln durch die Säle glänzen;
Wankt ein großer Schatten drinnen.
Er that mit Sitten
Des Königs Tochter bitten,
That den Tanz mit ihr beginnen.

Tanzt im schwarzen Kleid von Eisen, 6
Tanzet schauerliche Weisen,
Schlingt sich kalt um ihre Glieder.
Von Brust und Haaren
Entfallen ihr die klaren
Blümlein welk zur Erde nieder.

Und zur reichen Tafel kamen 7
Alle Ritter, alle Damen.
Zwischen Sohn und Tochter innen
Mit bangem Muthe
Der alte König ruhte,
Sah sie an mit stillem Sinnen.

Bleich die Kinder beide schienen. 8
Bot der Gast den Becher ihnen:
„Goldner Wein macht euch genesen."
Die Kinder tranken,
Sie thaten höflich danken:
„Kühl ist dieser Trank gewesen."

9 An des Vaters Brust sich schlangen
Sohn und Tochter; ihre Wangen
Thaten völlig sich entfärben.
Wohin der graue,
Erschrockne Vater schaue,
Sieht er eins der Kinder sterben.

10 „Weh! die holden Kinder beide
Nahmst du hin in Jugendfreude:
Nimm auch mich, den Freudelosen!“
Da sprach der Grimme
Mit hohler, dumpfer Stimme:
„Greis! im Frühling brech' ich Rosen.“

Uhland.

Die Pilgrim vor St. Just.

1 Nacht ist's und Stürme sausen für und für.
„Hispan'sche Mönche, schließt mir auf die Thür!

2 Laßt hier mich ruh'n, bis Glockenton mich weckt,
Der zum Gebet euch in die Kirche schreckt.

3 Bereitet mir, was euer Haus vermag:
Ein Ordenskleid und einen Sarkophag!

4 Gönnt mir die kleine Zelle, weiht mich ein!
Mehr als die Hälfte dieser Welt war mein.

5 Das Haupt, das nun der Scheere sich bequemt,
Mit einer Krone war's bediademt.

6 Die Schulter, die der Kutte nun sich bückt,
Hat kaiserlicher Hermelin geschmückt.

7 Nun bin ich vor dem Tod den Todten gleich
Und fall' in Trümmer, wie das alte Reich.

v. Platen.

3) Es ist schon oben gesagt worden, daß nicht alle Gedichte, welche Balladen genannt sind, diesen Namen mit vollem Rechte tragen. Wir finden vielmehr Gedichte, die zwar an und für sich schön und vortrefflich sind, aber doch nicht hätten Balladen genannt werden sollen. Ja wir sehen selbst berühmte Dichter im Unklaren darüber, und dürfen uns daher, wenn es einmal darauf ankommt, die Gattung zu bestimmen, durch große Namen nicht irre machen lassen. Viel einzelne Gedichte stehen auf der Grenze zwischen zwei verwandten Dichtungsarten und tragen weder den Charakter der einen, noch den der andern bestimmt ausgeprägt an sich; sie sind als Dichtungen schön, aber reine Formen sind sie nicht — ein Umstand, der ihnen in Beziehung auf die Kunst immer zum Nachtheile gereicht (vgl. mehrere der Schillerschen Balladen). Wie wir dies Her- über- und Hinüberspielen bei allen Dichtungsarten sehen, welche mit einer andern verwandt sind, so ist es nun auch mit der Ballade der Fall, die theils mit der bloßen Sage (§ 18), theils mit der Romanze (§ 24), theils mit der poetischen Erzählung (§ 27), auch wohl mit dem Volksliede (§ 8) verwandt ist. Bald finden wir nämlich einen Inhalt, der sich zu einer Ballade ganz wohl geeignet hätte, in einer Form, die den Charakter der Ballade verwischt hat, weil sie zu deutlich ausmalt und sich zu sehr an moderne Darstellung und Ausdrucksweise anschließt: mehrere Balladen von Platen, und der Blumen Rache, von Freiligrath; bald finden wir wieder eine Form, welche ganz balladenartig ist, aber ohne den charakteristischen Inhalt dieser Dichtungsart, wie der weiße Hirsch, von Uhland, der eher ein Volkslied, als eine Ballade genannt werden kann; bald endlich finden wir unter den Balladen Gedichte, bei denen weder Form, noch Inhalt unsern Forderungen an eine Ballade entspricht, sondern sie sind bloße Erzählung in Liedesform, von welcher ganz verfehlten Art wir nicht erst ein Beispiel geben. Ueber die Verwechselung mit der Romanze vergleiche § 24, 2.

Anmerkung: Von Schiller würde ich den Ring des Polykrates, die Kraniche des Ibykus, Hero und Leander, die Bürgschaft — für poetische Erzählungen erklären, denen zum Theil wohl balladisches Element innewohnt, das aber gar nicht volksthümlich, sondern ideal und mit moderner Bildung behandelt ist. Im Taucher ist romantisches und balladisches Element vermischt: schauerliche Naturgewalt und ritterliche Schwärmerei. Der Kampf mit dem Drachen ist eine Romanze, in welche zu ausführlich die Beschreibung eintritt. Der Gang nach dem Eisenhammer und der Graf von Habsburg sind Romanzen. — Von Goethe ist der Sänger mehr eine Romanze, als eine Ballade: im ritterlichen Kreise heitere Begeisterung; das Blümlein Wunderschön ist eine Romanze; Ritter Kurts Brautfahrt eine komische Romanze; das Hochzeitlied gehört keiner Gattung mit Bestimmtheit an: die sagenhaften Zwerge sind balladenartig, aber die Behandlungsweise des Stoffes nicht; der Edelknabe und die Müllerin ist keine Ballade. — Von Uhland halte ich für Balladen: die Nonne, der Kranz, der Schäfer, die Vätergruft, die sterbenden Helden, der blinde König, das Schloß am Meere, vom treuen Walther, Abschied, des Knaben Tod, der Traum, drei Fräulein, der schwarze Ritter, der Rosengarten, Jungfrau Sieglinde, die Jagd von Winchester, die Elfen, von den sieben Zechbrüdern, Junker Rechberger, der Graf von Greiers, Graf Eberstein, die Rache, das Schwert, Siegfrieds Schwert, das Nothhemd, das Glück von Edenhall, der Königssohn, des Sängers Fluch, die versunkene Krone, die Glockenhöhle, das versunkene Kloster. Für Lieder, welche unter den anderen Liedern des Dichters einen richtigeren Platz fänden, halte ich: der Pilger, die Lieder der Vorzeit, der Leitstern, des Sängers Wiederkehr, das Schifflein, Sängers Vorüberziehn, Traum, der gute Kamerad, der weiße Hirsch. Poetische Erzählungen mehr als Balladen oder Romanzen sind: Merlin der Wilde, die Bildsäule, die Geisterkelter, ver sacrum, Tells Tod, die deutsche Poesie (Allegorie). Die anderen Gedichte dieser Abtheilung von Uhlands Gedichten sind Romanzen. — Von Platen sind unter der Sammlung, welche er „Lieder und Romanzen“ nennt, nur folgende Gedichte eigentliche Romanzen: der letzte Gast, des Mädchens Nachruf, Vergiß mein nicht, Irrender Ritter, Romanze. Unter den Gedichten aber, welche er „Balladen“ nennt, sind Romanzen: Wittekind, Harmosan, der alte Gondolier. Für wirkliche Balladen kann ich nur halten: Heimkehr, König Odo, das Todtenhemd, der Pilgrim vor St. Just, das Grab im Busento, der Tod des Carus, Luca Signorelli. Schneiderburg — ist eine komische Ballade, besser gesagt: ein gemachtes Volkslied. Endymion ist eine Mythe, nicht eine Romanze, und zwar in Liedesform. Die Vision ist ein erzählendes Lied, wie Colombo's Geist; Alexius, Klagelied Kaiser Otto des dritten. Poetische Erzählungen in spanischer Romanzenform (Tetrameter mit der Assonanz oder dem Reime) sind Gambacorti und Gualandi, so wie die Gründung Karthago's, nur daß ganz ohne Ursache die Tetrameter gebrochen erscheinen; auch Zobir ist eine poetische Erzählung.

Der Blumen Rache.

(Tetrameter, bald wegen der Assonanz, bald wegen des Reimes gebrochen.)

Auf des Lagers weichem Kissen 1
Ruht die Jungfrau, schlafbefangen,
Tiefgesenkt die braune Wimper,
Purpur auf den heißen Wangen.

Schimmernd auf dem Binsenstuhle 2
Steht der Kelch, der reichgeschmückte,
Und im Kelche prangen Blumen,
Duft'ge, bunte, frischgepflückte.

Brütend hat sich dumpfe Schwüle 3
Durch das Kämmerlein ergossen,
Denn der Sommer scheucht die Kühle,
Und die Fenster sind verschlossen.

Stille rings und tiefes Schweigen! 4
Plötzlich, horch! ein leises Flüstern!
In den Blumen, in den Zweigen
Lispelt es und rauscht es lüstern.

5 Aus dem Blüthenkelchen schweben
Geistergleiche Duftgebilde;
Ihre Kleider zarte Nebel,
Kronen tragen sie und Schilde.

6 Aus dem Purpurschoß der Rose
Hebt sich eine schlanke Frau;
Ihre Locken flattern lose,
Perlen blitzen drin, wie Thau.

7 Aus dem Helm des Eisenhutes
Mit dem dunkelgrünen Laube
Tritt ein Ritter kecken Muthes:
Schwert erglänzt und Pickelhaube;

8 Auf der Haube nickt die Feder
Von dem silbergrauen Reiher.
Aus der Lilie schwankt ein Mädchen;
Dünn, wie Spinnweb', ist ihr Schleier.

9 Aus dem Kelch des Türkenbundes
Kommt ein Neger stolz gezogen;
Licht auf seinem grünen Turban
Glüht des Halbmonds goldner Bogen.

10 Prangend aus der Kaiserkrone
Schreitet kühn ein Scepterträger;
Aus der blauen Iris folgen
Schwertbewaffnet seine Jäger.

11 Aus den Blättern der Narcisse
Schwebt ein Knab' mit düstern Blicken,
Tritt an's Bett, um heiße Küsse
Auf des Mädchens Mund zu drücken.

12 Doch um's Lager dreh'n und schwingen
Sich die andern wild im Kreise;
Dreh'n und schwingen sich, und singen
Der Entschlafnen diese Weise:

„Mädchen, Mädchen! von der Erde 13
Hast du grausam uns gerissen,
Daß wir in der bunten Scherbe
Schmachten, welken, sterben müssen!

O, wie ruhten wir so selig 14
An der Erde Mutterbrüsten,
Wo, durch grüne Wipfel brechend,
Sonnenstrahlen heiß uns küßten;

Wo uns Lenzeslüfte kühlten, 15
Unsre schwanken Stengel beugend;
Wo wir Nachts als Elfen spielten,
Unserm Blätterhaus entsteigend.

Hell umfloß uns Thau und Regen; 16
Jetzt umfließt uns trübe Lache;
Wir verblüh'n, doch eh' wir sterben,
Mädchen! trifft dich unsre Rache!“

Der Gesang verstummt; sie neigen 17
Sich zu der Entschlafnen nieder,
Mit dem alten dumpfen Schweigen
Kehrt das leise Flüstern wieder.

Welch ein Rauschen, welch ein Raunen! 18
Wie des Mädchens Wangen glühen!
Wie die Geister es anhauchen!
Wie die Düfte wallend ziehen! —

Da begrüßt der Sonne Funkeln 19
Das Gemach; die Geister weichen.
Auf des Lagers Kissen schlummert
Kalt die lieblichste der Leichen.

Eine welke Blume selber, 20
Noch die Wange sanft geröthet,
Ruht sie bei den bleichen Schwestern —
Blumenduft hat sie getödtet!

Freiligrath.

Das Grab im Busento.

Nächtlich am Busento lispeln bei Cosenza dumpfe Lieder; 1
Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder.

Und den Fluß hinan, hinunter zieh'n die Schatten tapfrer Gothen, 2
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Todten.

3 Allzufrüh und fern der Heimat mußten hier sie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Schultern blond umgaben.

4 Und am Ufer des Busento reih'ten sie sich um die Wette;
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.

5 In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam, mit der Rüstung, auf dem Pferde.

6 Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.

7 Abgelenkt zum zweitenmale, ward der Fluß herbeigezogen:
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.

8 Und es sang ein Chor von Männern: Schlaf' in deinen Heldenehren!
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je das Grab versehren!

9 Sangen's, und die Lobgesänge tönten fort im Gothenheere.
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere!

v. Platen.

Der weiße Hirsch.

1 Es gingen drei Jäger wohl auf die Birsch,
Sie wollten erjagen den weißen Hirsch.

2 Sie legten sich unter den Tannenbaum,
Da hatten die drei einen seltsamen Traum.

Der Erste.

3 Mir hat geträumt, ich klopf' auf den Busch,
Da rauschte der Hirsch heraus, husch husch!

Der Zweite.

4 Und als er sprang mit der Hunde Geklaff,
Da brannt' ich ihn auf das Fell, piff paff!

Der Dritte.

5 Und als ich den Hirsch an der Erde sah,
Da stieß ich lustig in's Horn, trara!

6 So lagen sie da und sprachen die Drei,
Da rannte der weiße Hirsch vorbei.

7 Und eh' die drei Jäger ihn recht geseh'n,
So war er davon über Tiefen und Höh'n.
Husch husch! piff paff! trara!

Uhland.

Inhalt: Wer sich behaglich hinstreckt und Heldenthaten bloß träumt, der erjagt freilich den weißen Hirsch nicht (= seltnes Glück).

§ 20. Legende.

Bewegt sich eine Sage im Gebiete der Andacht und Frömmigkeit und handelt von frommen Männern oder Frauen, namentlich, aber nicht ausschließlich, aus der Vorzeit des Christenthums: so heißt sie eine Legende. Sie berichtet gern von den Wundern, die der fromme Glaube hervorgebracht hat, oder von den merkwürdigen Wirkungen frommer Gesinnung. Herrscht darin ein gewisser, der Religion so eigenthümlicher, edler Zug von Schwärmerei, so erhält die Legende oft eine Verwandtschaft mit der Romanze (§ 24). Dann bedient sie sich lieber einer kunstvolleren Form und Sprache, als sie bei der volksthümlichen Legende gebräuchlich

ist. Hans Sachs. Herder. Goethe. Kosegarten. Gustav Schwab. Cunz: christliche Legenden &c. 1840.

Man hat auch jüdische Legenden (von Veit, in den Dioskuren, 2. Bd.; am besten sind von diesen 8 Legenden: „Moses als Kind“ und „die Sendung Moses“, S. 203 f. Vergleiche dazu von Krafft: Jüdische Sagen und Dichtungen nach den Talmuden und Midraschen, 1839), indische Legenden (der Gott und die Bajadere, von Goethe). Eine heidnische Legende ist Kleobis und Biton (Fr. Horn: Die erhörte Bitte).

Das Brot des heiligen Jodocus.

Zu prüfen seines Dieners Lauterkeit,
Kam einst der Herr vor Sankt Jodocus Thüre
In ärmlicher Gestalt und bat um Brot.
Gib, sprach Jodocus, gib ihm, guter Schaffner!

Herr, sprach der Schaffner, nur ein Brot ist übrig,
Was bleibt denn dir und mir und unserm Hunde?
Gib immer, sprach der Abt, der Herr wird sorgen.

Der Schaffner nahm das Messer, zirkelte
Mit Fleiß, und schnitt genau das eine Brot
In vier ganz gleiche Stücke, reichte eins
Dem Bettler hin und sprach, nicht allzufreundlich:
Eins dir, eins mir, dem Abt eins, eins dem Hunde!
Jodocus lächelt' und der Bettler ging.

Nicht lang', und in noch ärmlicher Gestalt
Kam abermals der Herr und bat um Brot.
Gib, sprach Jodocus, gib mein Stücklein ihm!
Der Herr wird sorgen. Und der Schaffner gab's.

Nicht lang', und noch verhungerter erschien
Zum drittenmal der Herr und bat um Brot.
Gib, sprach Jodocus, gib dein Stücklein ihm!
Der Herr wird sorgen. Und der Schaffner gab's.

Nicht lang', und lahm, blind, nackt und bloß, erschien
Zum viertenmal der Herr und fleht' um Brot.
Jodocus sprach: Gib ihm des Hundes Stücklein!
Der Herr wird sorgen, der die Raben speis't.

Der Schaffner gab das Stück. Der Arme ging.
Und eine Stimm' erscholl: „Groß ist dein Glaube,
„Du echter Jünger deines Meisters, groß!
„Und wie du glaubtest, so soll dir gescheh'n!“

Der Schaffner trat an's Fenster. Schau,
Da landeten im nahen Fluß vier Schifflein,
Mit Brot und Obst, und Oel und Wein befrachtet.

Der Schaffner eilte freudig an den Strand.
Von Menschen fand er keinen, fand dafür
Am Ufer eine weiße Flagge weh'n,
Woran in Goldschrift diese Worte flammten:

„Vier Schifflein sendet, der die Raben speis't,
„Dem Abt, der heute viermal ihn gespeiset;
„Ihm eins, dem Schaffner eins, und eins dem Hunde.
„Das vierte bleibt des Senders armer Sippschaft.“

Kosegarten.

Der gerettete Jüngling.

Eine schöne Menschenseele finden,
Ist Gewinn; ein schönerer Gewinn ist,
Sie erhalten, und der schönst' und schwerste,
Sie, die schon verloren, zu retten.

Sankt Johannes, aus dem öden Pathmos*)
Wiederkehrend, war, was er gewesen,
Seiner Heerden Hirt. Er ordnet' ihnen
Wächter, auf ihr Innerstes aufmerksam.

In der Menge sah er einen schönen
Jüngling; fröhliche Gesundheit glänzte
Vom Gesicht ihm, und aus seinen Augen
Sprach die liebevollste Feuerseele.

„Diesen Jüngling," sprach er zu dem Bischof,
„Nimm in deine Hut. Mit deiner Treue
Stehst du mir für ihn! — Hierüber zeuge
Mir und dir vor Christo die Gemeine."

Und der Bischof nahm den Jüngling zu sich,
Unterwies ihn, sah die schönsten Früchte
In ihm blüh'n, und weil er ihm vertraute,
Ließ er nach von seiner strengen Aufsicht.

Und die Freiheit ward ein Netz dem Jüngling;
Angelockt von süßen Schmeicheleien,
Ward er müßig, kostete die Wollust,
Dann den Reiz des fröhlichen Betruges,
Dann der Herrschaft Reiz: er sammelt um sich
Seine Spießgesellen, und mit ihnen
Zog er in den Wald, ein Haupt der Räuber.

Als Johannes in die Gegend wieder
Kam, die erste Frag' an ihren Bischof
War: „Wo ist mein Sohn?" — „Er ist gestorben!"
Sprach der Greis und schlug die Augen nieder.

*) Pathmos (Palmosa), eine Insel, auf welche der Evangelist und Apostel Johannes verbannt gewesen.

„Wann und wie?" — „Er ist Gott abgestorben,
Ist, mit Thränen sag' ich es, ein Räuber."

„Dieses Jünglings Seele," sprach Johannes,
„Fordr' ich einst von dir! Jedoch wo ist er?" —
„Auf dem Berge dort!"
— „Ich muß ihn sehen!"

Und Johannes, kaum dem Walde nahend,
Ward ergriffen (eben dieses wollt' er).
„Führet," sprach er, „mich zu eurem Führer."
Vor ihn trat er! Und der schöne Jüngling
Wandte sich; er konnte diesen Anblick
Nicht ertragen. „Fliehe nicht, o Jüngling,
Nicht, o Sohn, den waffenlosen Vater,
Einen Greis. Ich habe dich gelobet
Meinem Herrn und muß für dich antworten.
Gerne geb' ich, willst du es, mein Leben
Für dich hin; nur dich fortan verlassen
Kann ich nicht! Ich habe dir vertrauet,
Dich mit meiner Seele Gott verpfändet."

Weinend schlang der Jüngling seine Arme
Um den Greis, bedeckete sein Antlitz,
Stumm und starr; dann stürzte statt der Antwort
Aus den Augen ihm ein Strom von Thränen.

Auf die Kniee sank Johannes nieder,
Küßte seine Hand und seine Wange,
Nahm ihn neugeschenket vom Gebirge,
Läuterte sein Herz mit süßer Flamme.

Jahre lebten sie jetzt unzertrennet
Mit einander; in den schönen Jüngling
Goß sich ganz Johannes schöne Seele.

* * *

Sagt, was war es, was das Herz des Jünglings
Also tief erkannt' und innig festhielt?

Und es wiederfand, und unbezwingbar
Rettete? Ein Sankt Johannes-Glaube,
Zutrau'n, Festigkeit und Lieb' und Wahrheit.

Herder.

Der Gast.

Der Herr Jesus vom Himmelszelt
Einmal niederschaut auf die Welt,
Wie Alles mag so schön bestehen;
Und sieht herfür die Sternlein gehen,
Blickt auch herab zur geliebten Erden,
Wo's eben Nacht begunnte zu werden.
Da sieht er die Leut' um die Tische treten,
Die Hände falten, sich neigen und beten:
„Komm, Herr Jesu, sei unser Gast
Und segn' uns, was du bescheret hast!"
Da fühlt er gerührtes Neigen, ein Mal
Wieder unten zu sein im Erdenthal
Und selber an den Menschen zu spüren,
Ob sie's auch redlich mit ihm führen.

Also aus einer Ecken am Wald
Tritt er herfür in Bettlergestalt,
Geht sacht' an seinem Stabe fort
Nach dem, fast nah geleg'nen, Ort
Und kommt an eines Reichen Haus
(War grad' ein Fest und großer Schmaus);
Dort stellt er still sich vor den Saal.
Nach ihm fragt Niemand allzumal.
Er hört d'rin lachen, klingen und schwatzen,
Als sei im Haus eine Heerde Spatzen,
Hört reden, was Keines Gemüthe bessert,
Noch eines Menschen Nutz vergrößert;
Und haben's gered't, es gemahnet ihn so,
Als dröschen die Drescher nur leeres Stroh.

Als d'rob verwundert er lang' gestanden,
Spricht er zu Einem, ihm bei Handen:
„Ihr habt den Herrn Jesum zu Tisch gebeten;
Nun komm' ich armer Bettler getreten
Und führ' euch seine Worte an:
„Was ihr mir thut, habt ihr ihm gethan!"
Da scheint's, sie werden ihn erst gewahr;
Es fährt auf ihn ein der Diener Schaar:
„Hinaus mit dir, du schlimmer Geselle!"
Und treiben ihn aus von Flur und Schwelle.
Ja Einer thät' die Hund' auf ihn hetzen;
Doch die den Herren nicht verletzen.

Nun sinnt er nach, wie ihm geschehen,
Und sinnt bei sich im Fürbaßgehen:
Soll er das Haus mit Feuer strafen,
Soll er die Bösen lassen schlafen?
Man kann dem Bösen nichts Aerger's thun,
Als ihn im Bösen lassen beruh'n;
Doch setzt er ihnen noch Gnade aus.
Dann kömmt er an eines Armen Haus,
Das steht gar klein und freundlich aus:
Aeltern und Kinder um einen Tisch,
Die essen einen gesott'nen Fisch,
Der heut dem Vater in's Netz gegangen,
Und haben's so gut nicht gehabt seit Langen;
Ein kleines Hündlein hebet ein Bein,
Das Hündlein will auch gespeiset sein.

Wie da der Herr hinzugetreten
Und sanft um eine Gabe gebeten,
Das junge Weib aufsteht gewandt
Und führt den Bettler an ihrer Hand
Zu ihrem Tisch, heißt ihn sich setzen,
Weil sie sich heut an was Selt'nem letzen.
Und Aeltern und Kinder wurden satt,
Weil's ihnen der Herr gesegnet hatt',
Und sprachen: „Hab' Dank, Herr Jesu Christ,
Daß du unser Gast gewesen bist!" —
Die Krumen streut sie hinaus zur Linde,
Damit auch das Vögelein Speise finde.

Drauf setzt sich der Vater an's Kamin;
Sein junges Weib kniet zu ihm hin,
Stellt ihm sein Kleinstes auf den Schooß
Und läßt ihm zeigen: „Wie groß?" — „So groß!"
Und lehrt's liebhaben den guten Mann,
Und hat gar herzliche Freude daran.
Der Herr sitzt still und sanft darneben,
Er fühlt das Herz sich heilig heben;
Der Menschen Leben und ihre Lust
Ueberwältigt mit Wonne seine Brust.

Es wird ihm wohler, es wird ihm trüber,
Dem Göttlichen gehen die Augen über,
Er wendet in's Dunkle sein Angesicht
Und wehret den quellenden Thränen nicht.

Die Knaben bringen das Quem Pastores
Und zeigen auf seinen Knie'n ihm vor es:
Die Hirten und Engel Nachts auf dem Feld';
Dann, wie ihm das Kind in der Krippen gefällt?
Die heil'gen drei König' mit ihrem Stern,
Gold, Weihrauch und Myrrhen sie bringen dem Herrn;
Den jungen Tobias mit seinem Hündlein,
Zuletzt Knecht Ruprecht und Christkindlein.

Nun legt die Mutter ihr Kind zu Bett',
Das Vaterunser ihm lehren thät;
Da schläft es ein mit nachbetendem Mund';
Die Mutter spricht: „Mein Kind, schlaf' gesund!"
Dann schafft sie dem Bettler ein Lager herzu,
Die Leutchen wünschen ihm gute Ruh'
Und, vor der kalten Nacht geborgen,
In der Hütte zu schlafen bis zum Morgen.
Da ruht der Herr nun gern allein;
Es scheint der Mond ihm hell herein.

Und als der Morgen begunnte zu tagen,
Steht er auf, sich hinweg zu tragen,
Dieweil verlöschen der Sterne Kerzen,
Und scheidet, sie segnend in seinem Herzen:
„Bleibt immer arm, ihr guten Leut'!
Den Armen ist Gott nimmer weit.
Stets weich und menschlich fühlt ihr Gemüth,
Wie selten das Herz auch dem Reichen glüht.
Und dulden sie Manches auf Erden gleich;
Den Armen ist das Himmelreich."

L. Scheter.

Der heilige Lukas.

(Romanzenartig.)

Sankt Lukas sah ein Traumgesicht: 1
Geh! mach' dich auf und zög're nicht,
Das schönste Bild zu malen.
Von deinen Händen aufgestellt,
Soll einst der ganzen Christenwelt
Die Mutter Gottes strahlen.

Er fährt vom Morgenschlaf empor, 2
Noch tönt die Stimm' in seinem Ohr;
Er rafft sich aus dem Bette,
Nimmt seinen Mantel um und geht,
Mit Farbenkasten und Geräth,
Und Pinsel und Palette.

So wandert er mit stillem Tritt; 3
Nun sieht er schon Mariens Hütt',
Und klopfet an die Pforte.
Er grüßt im Namen unsers Herrn,
Sie öffnet und empfängt ihn gern
Mit manchem holden Worte.

„O Jungfrau, wende deine Gunst 4
Auf mein bescheid'nes Theil der Kunst,
Die Gott mich üben lassen!
Wie hoch gesegnet wär' sie nicht,
Wenn ich dein heil'ges Angesicht
Im Bildniß dürfte fassen!" —

Sie sprach darauf demüthiglich: 5
Ja, deine Hand erquickte mich
Mit meines Sohnes Bilde.
Er lächelt mir noch immer zu,
Obschon erhöht zur Wonn' und Ruh'
Der himmlischen Gefilde.

Ich aber bin in Magdgestalt, 6
Die Erdenhülle sinkt nun bald,
Die ich auch jung verachtet.
Das Auge, welches Alles sieht,
Weiß, daß ich nie, um Schmuck bemüht,
Im Spiegel mich betrachtet. —

„Die Blüthe, die dem Herrn gefiel, 7
Ward nicht der flücht'gen Jahre Spiel,
Holdseligste der Frauen!

Du siehst allein der Schönheit Licht
Auf deinem reinen Antlitz nicht;
Doch laß es And're schauen.

8 Bedenke nur der Gläub'gen Trost:
Wenn du der Erde lang entflohst,
Vor deinem Bild zu beten.
Einst tönt dir aller Zungen Preis,
Dir lallt das Kind, dir fleht der Greis,
Sie droben zu vertreten.“ —

9 Wie ziemte mir so hoher Lohn?
Vermocht' ich doch den theuren Sohn
Vom Kreuz nicht zu entladen.
Ich beuge selber spät und früh
In brünstigem Gebet die Knie
Dem Vater aller Gnaden.

10 „O Jungfrau! weig're länger nicht:
Er sandte mir ein Traumgesicht,
Und hieß mir, dich zu malen.
Von diesen Händen aufgestellt,
Soll vor der weiten Christenwelt
Die Mutter Gottes strahlen.“ —

11 Wohlan denn! sieh bereit mich hier,
Doch kannst du, so erneue mir
Die Freuden, die ich fühlte;
So rufe jene Zeit zurück,
Als einst das Kind, mein süßes Glück,
Im Schooß der Mutter spielte. —

12 Sankt Lukas legt an's Werk die Hand;
Vor seiner Tafel unverwandt
Lauscht er nach allen Zügen.
Die Kammer füllt ein klarer Schein,
Da gaukeln Engel aus und ein
In wunderbaren Flügen.

13 Ihm dient die junge Himmelsschaar:
Der reicht ihm sorgsam Pinsel dar,
Der rieb die zarten Farben.
Marien lieh zum zweiten Mal
Ein Jesus-Kind des Malers Wahl,
Um die sie Alle warben.

14 Er hatte den Entwurf vollbracht;
Nun hemmte seinen Fleiß die Nacht,
Er legt den Pinsel nieder.
Zu der Vollendung brauch' ich Frist,
Bis Alles wohl getrocknet ist,
Dann, spricht er, kehr' ich wieder.

Nur wenig Tage sind entfloh'n, 15
Da klopft von neuem Lukas schon
An ihre Hüttenpforte;
Doch statt der Stimme, die so süß
Ihn jüngst noch dort willkommen hieß,
Vernimmt er fremde Worte.

Entschlummert war die Gottesbraut, 16
Wie Blumen, wenn der Abend thaut.
Sie wollten sie begraben:
Da ward sie in verklärtem Licht
Vor der Apostel Angesicht
Gen Himmel aufgehaben.

Erstaunt und froh schaut er umher, 17
Die Blick' erreichen sie nicht mehr,
Die er nach droben sendet.
Obschon im Geist von ihr erfüllt,
Wagt er die Hand nicht an ihr Bild:
So blieb es unvollendet,

Und war auch so der Frommen Lust, 18
Und regt auch so in jeder Brust
Ein heiliges Beginnen.
Es kamen Pilger fern und nah,
Und wer die Demuthsvolle sah,
Ward hoher Segnung innen.

Viel tausendfältig konterfeyt, 19
Erschien sie aller Christenheit
Mit eben diesen Zügen.
Es mußte manch' Jahrhundert lang
Der Andacht und dem Liebesdrang
Ein schwacher Umriß g'nügen.

Doch endlich kam Sankt Raphael; 20
In seinen Augen glänzten hell
Die himmlischen Gestalten.
Herabgesandt von sel'gen Höh'n,
Hatt' er die Hehre selbst geseh'n
An Gottes Throne walten.

Der stellt ihr Bildniß, groß und klar, 21
Mit seinem keuschen Pinsel dar,
Vollendet, ohne Mängel.

Zufrieden, als er das gethan,
Schwang er sich wieder himmelan,
Ein jugendlicher Engel.

A. W. Schlegel.

§ 21. Mythus.

Bezieht sich eine Sage auf göttliche Personen, so bekommt sie den Namen Mythe oder Mythus; Mythologie ist also die Lehre von den Göttersagen. — Viele Mythen sind von Dichtern einzeln bearbeitet worden, bald dramatisch (Semele, von Schiller), bald lyrisch (Kassandra, Klage der Ceres, von Demselben; Ino, von Ramler, S. 80), bald episch-lyrisch (das Siegesfest, von Schiller) und romanzenartig (Pygmalion, von A. W. Schlegel). Denn da Mythe nur eine gewisse Beschaffenheit des sagenhaften Stoffes, nicht aber eine bestimmte Form desselben bezeichnet, so kann er in jede Form gebracht werden, während bei Ballade und Legende die Form schon bestimmter vorgezeichnet ist: lyrisch-episch die eine, rein episch die andere. — Herder's Paramythien sind keine Mythen, sondern nur symbolische Dichtungen in mythischem Charakter. — Daxenberger: mythische Dichtungen. Siehe auch: Schriftproben, von F. G. Wetzel (besonders nordische Mythen); Antik-Moderne Dichtungen, von Winterling; die nordische Mythe von Thors Hammer in den Gedichten von Chamisso; dramatische Bearbeitungen nordischer Mythen in Oehlenschlägers Werken. Uebers. der Edda, von Simrock. Ein morgenländischer Mythus ist in Geibels Juniusliedern, S. 267—286. — Auch Anahild, von Gerhard. (Persisch.) — Psyche, ep. Ged. in 3 Ges., von Ad. Schütt. Mannh. 1836. — Der Tod des Phaeton, von Ed. Groschvetter. 1836. — Danae, in: Gedichte von Sternau. 1851. S. 164—170.

Narcissus.

Abgehärmt und gramversunken
Saß die Echo in den Bergen;
Hoffnungslos liebt sie Narcyssus,
Einer Nymphe, wie sie selber,
Liriopens schönen Knaben.
Ihre sehnsuchtsvolle Liebe,
Nicht erhört, macht sie zum Schatten:
Und der Sterblichen Erscheinung
Schwand, bis von der holden Echo
Nichts mehr übrigt', als die Stimme.
Diese ruft die letzten Worte,
Die ein Wand'rer im Gebirge,
Die ein Jäger in dem Walde,
Oder die Narcissus selbst spricht.
Als er diese Töne hörte,
Und der Echo helle Stimme
Durch die Felsenkluft erkannte,
Da ergriff es ihn im Herzen,
Und die Sehnsucht, die er früher
Ungestüm zurückgewiesen,
Fing er an jetzt selbst zu fühlen.
Ueber Berge, durch die Thäler,
Trieb sie ihn, und Flammen schlugen
— Also schien's ihm — aus dem Boden
Hinter seinem leicht bewegten
Schritt empor, um ihn zu jagen.
„Echo", rief er, „o Geliebte!
„Wo verweilst du?" und es hallten
Immer seine Worte wieder,
Mocht' er sich in dem Gebirge
Gegen Abend, gegen Morgen,
Oder gegen Mittag wenden.
Stets begehrt der Mensch Verlor'nes,
Oder was ihm unerreichbar;
Nicht was nah, was sein, genügt ihm,
Nicht was aus dem Schooß des Glückes
Mühelos ihm wird geboten,
Denn er liebt die ird'sche Fessel
An Deukalions Geschlechte.*)
Nimmer ruhet aus Narcissus.
Seh'n die Unsichtbare wollt' er,
Die ihn floh, wie er gefloh'n sie,
Da sie in dem warmen Herzen

*) Der Mensch liebt am Menschen das, was schwer zu erringen ist; je leichter der Sieg, desto geringer das Interesse.

Trug nach seiner Liebe Sehnsucht.
Nimmer ruht' er, bis die Götter
Seines Leids zuletzt erbarmte,
Bis sie ihm den Ort der Ruhe,
Ach, zugleich die Stätte zeigten,
Wo das Schicksal ihn ereilte.
An den Spiegel eines Baches
Führten sie den armen Flüchtling,
Wo er in der silberklaren
Fluth sein eigen Bild erkannte.
Seine schönen, sanften Züge
Fesselten ihn selbst, wie jeden
Andern, der sie sah. Verhängt war's.
Darum sprach ein weiser Seher
Schon bei der Geburt des Kindes:
„Vor sich selbst mag sich Narcissus
„Hüten, daß er nie sich schaue;
„Klagend würd' er sonst vergehen
„In der Jugend ersten Zeiten."
Jetzt, da er sich selbst gesehen,
Nimmer konnt' er sich entfernen
Von dem zauberischen Anblick;
Selbst der Echo Ruf vergaß er,
Ganz versunken in sein Anschau'n.
Freudelos, doch ohne Kummer,
Ohne Nahrung saß der Arme
Tagelang am Rand des Baches.
Wie die Nymphe schwand er selber,
Abgehärmt und gramversunken,
Schnell zur Leiche, schnell zum Schatten,
Und sein Leib verging zu Staube.
Seine Seele sank hinunter,
Wo die Abgeschied'nen trauern,
Und noch an des Styx Gestaden
Weilet sie, ihr Bild zu schauen,
Ob auch dunkel sind die Wogen.
Aber aus dem Staube blühet
Eine Blum' empor: Narzisse
Nannten Liebende die weiße,
Lenzvermählte Schattenblume.

Dazenberger.

Baldurs Tod.

(Nordisch.)

1 Auch die hohen Götter müssen fallen!
Odin selber sinkt dereinst vom Thron.
Baldur war der schönste Gott von allen,
Baldur, Odins des Allmächt'gen Sohn;
Ruft ein Mensch im Schmerz,
Bricht sein treues Herz,
Naht der gute Gott mit Hülfe schon.

Und der Jüngling fuhr aus bösen Träumen, 2
Wie sein süßes Leben in Gefahr,
Und er sagt's der Mutter ohne Säumen,
Die den holden Morgenstern gebar,
Die, was lebt und liebt,
Allem Flügel gibt,
Frigga, Königin der Götterschaar.

Und so weit nur Mond und Sonne scheinen, 3
Frigga streift durch Berg und Thal und Flur,
Nimmt von Thieren, Kräutern, Erz und Steinen,
Vögeln, Fischen einen theuren Schwur:
Daß bei Nacht und Tag
Keins ihm schaden mag!
Und es schwöret alle Kreatur.

Wie die Götter nun den Schwur vernommen, 4
Feiern sie ein Mahl bei Sang und Spiel;
Pfeil und Bogen wird zur Hand genommen,
Scherzend wählen sie den Gott zum Ziel,
Und der Jüngling steht
Hold in Majestät,
Unverwundbar mitten im Gewühl.

Aber Lokens Herz verdroß es lange, 5
Daß die Götter Baldur so geehrt;
Neidisch regt sich tief die alte Schlange,
Wie er ferne den Triumph gehört.
„Schöner Knabe du!
Sieh', o siehe zu,
Ob kein Pfeil auf Erden dich versehrt."

Und er eilt nach Frigga's gold'nem Hause, 6
In ein fremd unkenntlich Weib verstellt:
Hörst auch du den Lärm vom Göterschmause,
Und wie ihr Geschoß auf Baldur schnellt?

Und er lächelt noch?
Wissen möcht' ich doch,
Welcher Zauber ihn so heil erhält!

7 Frigga spricht darauf: Aus gutem Grunde
Freu'n wir Götter uns am schönen Spiel.
Eine alte, dunkle Seherkunde
Weissagt uns den Fall, wenn Baldur fiel;
Nun da mehr kein Tod
Unserm Liebling droht,
Fürchten wir das alte Wort nicht viel.

8 Thier' und Bäume haben mir verheißen,
Feu'r und Wasser, ja des Eisens Macht,
Meinen Baldur wird mir keins entreißen,
Gift und Seuche ward zum Eid gebracht;
Ein zart Kräutlein nur,
Noch zu jung zum Schwur,
Mystelthiere, ließ ich außer Acht.

9 „Mystelthiere!" und der Feind verschwindet
Mit dem Wort und sucht durch See und Land,
Bis er fern das Kraut in Westen findet,
Und er bricht's vom Boden, da es stand;
Manchen schwarzen Spruch,
Bann und Zauberfluch
Spricht der Arge drüber, giftentbrannt.

10 Und nun eilt der Feind zum gold'nen Saale,
In der Götter unvergänglich Schloß.
Aufgestanden waren sie vom Mahle,
Greifen nach dem leuchtenden Geschoß.
Und zum Ziele stellt
Baldur sich, der Held,
Und ein Schwarm von Pfeilen sich ergoß.

11 Und der Feind mischt sich in ihre Chöre.
Einen Blinden sieht er ferne steh'n.
„Warum thust du Baldur keine Ehre,
Ihn mit gold'nen Pfeilen anzugeh'n?"
Und der Blinde spricht:
Gib dem Auge Licht,
Waffen gib der Hand, so mag's gescheh'n.

Licht und Auge kann ich dir nicht schenken, 12
Aber Waffen bring' ich, blinder Mann!
Nimm dies Kraut; den Arm will ich dir lenken,
Wo der Jüngling steht, leg' auf ihn an!
Und er drückt's gewandt
Jenem in die Hand,
Und der Blinde nimmt's in seinem Wahn.

Und nun fliegt die bitt're Todesruthe, — 13
Baldur, ach, die süße Blume fällt!
Baldur, Baldur liegt in seinem Blute,
Und sein Geist sinkt in die Schattenwelt!
Da faßt Aller Herz
Unnennbarer Schmerz,
Und kein Aug' der Thräne sich enthält.

Aller Kraft und Aller Herzen brechen, 14
Denn ihr Licht war Baldur wunderbar,
Und doch durften sie die That nicht rächen,
Weil die Stätte also heilig war.
Aus dem Meere bricht
Einer Flamme Licht
Und verzehrt den heil'gen Leichnam gar.

Und es brach der Mutter Herz vor Sehnen; 15
Wenn die Sonne auf- und niederging,
Rief sie, ach, den Sohn mit tausend Thränen,
Den ihr Schooß vom höchsten Gott empfing,
Ach an dessen Brust
Alles hing mit Lust,
Dessen Herz an Allem liebend hing.

Und die Götter senden ihren Boten, 16
Daß er niederstieg' in Hela's Reich
Und ihn wiederbrächte von den Todten,
Und der Himmelsbot' enteilt sogleich.
Nach neun Tag und Nacht
War der Weg vollbracht,
Und der Gott betritt das düst're Reich.

17 Und den Bruder findet er in Jammer
Um der Jugend früh verlor'nes Gut,
Und er bleibt die Nacht in seiner Kammer,
Tröstet ihn auf neue Lebensgluth;
Früh macht er sich auf,
Und nach kurzem Lauf
Kömmt er hin zum Thron, da Hela ruht.

18 Und er fleht die Königin der Schatten:
Dieses Lösegeld, verwirf es nicht!
Wollest ihm die Wiederkunft gestatten
In der Sonne freudenreiches Licht!
Alle Kreatur
Sehnt nach ihm sich nur,
Und das Herz der ew'gen Mutter bricht.

19 Hela spricht: Wo deinem Wort zu glauben, —
Baldur der Lebend'gen höchste Lust:
Will ich wohl die Heimkehr ihm erlauben
An des Vaters, an der Mutter Brust;
Führt aus meinem Reich
Keine Straße gleich,
Wie dir, Sohn des Odin, wohl bewußt.

20 Wenn mit Thränen rings in Land und Meeren,
Was da lebt und athmet, Klein und Groß,
Alle seine Wiederkunft begehren,
Geb' ich ihn aus meinen Banden los;
Doch wo nur ein Feind
Nicht um Baldur weint,
Hält auf ewig ihn mein finst'rer Schooß.

21 Hermodur enteilt mit diesem Worte,
Sieht im Geist den Bruder schon befreit,
Und bis an die fest verschloss'ne Pforte
Gibt ihm Baldur traurig das Geleit:
Unserm Vater bring'
Diesen gold'nen Ring,
Und Er denke mein in Ewigkeit!

22 Und er gibt den Ring in Bruders Hände:
Dieser Reif, du weißt es, hat die Kraft,
Daß er alle neunte Nacht ohn' Ende
Acht ihm völlig gleiche Ringe schafft:
Ew'ger Jugend Pfand
In des Vaters Hand,
Weil ein früher Tod mich hingerafft.

Wie den Göttern Hela's Wort verkündet, 23
Schnelle Boten werden ausgesandt;
Wo der Tag hier seine Fackel zündet,
Flehen sie, was lebt in Meer und Land,
Baldur, der so hold,
Der so treu wie Gold,
Loszuweinen aus des Todes-Hand.

Da erhob sich allgemeines Weinen. 24
Wie viel tausend Ding' auf Erden sind,
Auch das Herz bricht harten Felsensteinen,
Alles weinet, Mann und Weib und Kind.
Da aus Himmels Blau
Weint ein gold'ner Thau,
Der bis tief zu Hela's Schooße rinnt.

Und die Boten wollen heimwärts gehen, 25
Meinen trefflich ihr Geschäft vollbracht,
Da in einer schwarzen Höhle sehen
Sie ein altes Weib, schwarz wie die Nacht.
Liebe, wein' auch du!
Sprechen sie ihr zu,
Daß uns Baldurs Antlitz wieder lacht.

Trock'nen Aug's wein' ich um Baldurs 26 Leiche,
Spricht die böse Alte ungerührt.
Bleib' er immerdar in Hela's Reiche,
Und behalt' der Tod, was ihm gebührt!
Und die Boten sah'n
Starr einander an;
Loke ist's, der solche Sprache führt.

Schönster Jüngling voller Huld und 27 Güte!
Weil ein einzig Weib, ob Alles klagt,
Nicht geweint um deine zarte Blüthe,
Bleibt die Rückkehr ewig dir versagt!
Ach, die Erde weint
Noch um ihren Freund,
Bis dereinst dein ew'ger Morgen tagt.

F. G. Wetzel.

Der Gedanke dieser Mythe, daß durch Uebermuth und Sicherheit der Fall selbst der Götter herbeigeführt wird, oder daß die Götter nur so lange leben, als das Gute lebt, tritt aus dieser Darstellung nicht klar genug hervor.

§ 22. Das Epos.

1) Erklärung.

Hat man eine Sage, die eine großartige Begebenheit erzählt, welche sich mit ausgezeichneten Personen zugetragen, ja welche sogar in das Leben mehrerer Völkerstämme eingegriffen hat und in deren Verlaufe daher viel Zeit und ungemeine Heldenkräfte aufgewendet worden sind, künstlerisch zu einer Dichtung voll Einheit verarbeitet: so heißt eine solche Dichtung Epos, Epopöe, manchmal auch Heldengedicht. — Natürlich kann eine solche Begebenheit nur kriegerischer Art sein, denn Völkerschaften werden durch keine andere Angelegenheit zu einer gemeinschaftlichen Unternehmung verbunden. Das Epos erzählt uns also einen großartigen Kampf, der die verschiedenartigsten Kräfte in Bewegung setzt und die entgegengesetztesten Interessen auf einen und denselben Schauplatz zusammendrängt. — Gewöhnlich ist das große Epos aus der Aneinanderreihung verwandter Sagen, sogar aus verschiedenen Zeiten, entstanden; deshalb führt es oft Menschen aus verschiedenen Jahrhunderten zusammen (Anachronismus), wie in der Aeneide den Aeneas mit der Königin Dido von Karthago, und im Nibelungenliede den Bischof von Passau mit den Nibelungen. — Der Zweck des Epos ist entweder die Erzählung der inhaltschweren Sage, worin mehrere Personen gleichbedeutend auftreten können, oder die Verherrlichung eines einzelnen Helden, der unter seinen Genossen entschieden der Erste ist, in welchem letzteren Falle man das Epos ein Heldengedicht nennt, wie die Odyssee und Aeneide. Da der Stoff solcher großartigen, sagenhaften Dichtungen immer dem frühen Heldenalter der Nationen angehört, wo Kampflust die vorherrschende Neigung ist, so nennt man sie heroische Epopöen.

a) So besitzen die Griechen die sagenhafte Geschichte der Belagerung von Troja in dem heroischen Epos, welches die Iliade heißt; die der Rückkehr des Odysseus in der Odyssee (Heldengedicht), welche beide dem Homer zugeschrieben werden, während andere ähnliche Sagenstoffe, z. B. der Zug der Sieben gegen Theben, nicht zu Epen verarbeitet worden sind; — die Römer haben in der Aeneide, von Virgil, die Sage von der Gründung Latiums durch Aeneas; — die Deutschen besitzen die Sagen von Dietrich von Bern und seinen Freunden in mehreren großen epischen Gedichten, vorzüglich aber im Nibelungenliede die Sage vom Untergange der tapfern Burgunder.

2) Eigenthümliches der Begebenheit und der Helden.

Solch ein heroisches Epos verleugnet seinen sagenhaften Charakter auch darin nicht, daß es Wunderbares mit aufnimmt, ja es scheint oft, als müßten höhere Mächte sichtbar in die Begebenheiten mit eingreifen, weil sie zu groß für Menschenkräfte sind. Dieser Erhabenheit des Epos wegen erscheint auch in keiner anderen Dichtungsart der Mensch so großartig als in ihm: ein Mann, der unbeugsam und fest gegen alle Stürme des Lebens dasteht, der mitten in Bedrängnissen besonnen und weise die Macht und List der Feinde besiegt, und allen

Widerwärtigkeiten zum Trotze seinen Plan ebenso klug als tapfer zu Ende führt. Die Anforderung an sittliche Größe ist in den Zeiten der Entstehung des Epos nicht an die Helden gemacht worden, daher man sie nicht nachträglich aufstellen kann, sondern sich mit der natürlichen Heldenkraft ihres Geistes und Körpers begnügen muß.

b) Der Styl des Epos ist erhaben, aber einfach, dem großartigen und doch volksthümlichen Gegenstande angemessen. — Die Versart für das Epos ist verschieden je nach dem Volke, dem es angehört. Bei den Griechen und Römern tritt es im Hexameter auf, bei den Deutschen in der Nibelungenstrophe, bei den Italienern in der achtzeiligen Stanze. Uebrigens ist es naturgemäß, daß man zu so langathmigen Dichtungen überall auch ein langes Versmaaß gewählt hat. (Bei den Deutschen ist zu bemerken, daß ihre Verse immer länger wurden, wie die Dichtungen selbst sich durch Aneinanderreihung oder durch größere Darstellungsfähigkeit der Dichter vergrößerten: Anfangs zwei, dann vier, endlich sechs Hebungen). — Moderne Gedanken und Gefühlsweise würden sich fremdartig in jener Zeit, in welche die Begebenheit fällt, ausnehmen: daher darf man bei der Beurtheilung heroischer Epen und ihrer roh-kräftigen Züge nicht subjektiv verfahren. Je nöthiger es ist, daß so fern liegende Gegenstände und Verhältnisse recht anschaulich geschildert werden, desto mehr muß man dem Epos eine gewisse Breite der Darstellung nachsehen, die auch außerdem noch durch die Einfachheit und Natürlichkeit der im Epos sprechenden Personen motivirt ist. — Um dem Reichthume des vorhandenen Sagenstoffes sein Recht widerfahren zu lassen und zugleich die Charaktere, die sich neben der Hauptperson bewegen, in's rechte Licht zu stellen, wird von ihnen mancher Zug erzählt, welcher nicht mit in die Entwickelung der Hauptbegebenheit gehört und welchen man deshalb eine, die Einheit des Gedichts unterbrechende, Episode nennt (Zwischengesang, Zwischenhandlung). Episoden tragen viel zur Erhöhung des Interesses an einem sonst wegen seiner Länge leicht ermüdenden Gedichte bei. Wenn sie auch nicht immer zur Entwickelung des Ganzen innerlich nothwendig sind, so finden sie doch ihre Begründung in demselben, da sie dem Stoffe des Epos selbst angehören müssen, gleichsam Nebenzweige seines Hauptstammes.

3) Forderungen an den Dichter des Epos.

Es gehört viel Lebens- und Menschenkenntniß und viel künstlerische Bildung dazu, eine so großartige Begebenheit naturgemäß vor unsern Augen Zug für Zug zu entwickeln; so viel Charaktere naturgetreu darzustellen und sie von Anfang bis zu Ende sich treu bleiben zu lassen; so vielerlei Gegenstände gleichsam vor unsere Augen hinzumalen, und seine eigenen Gedanken und Gefühle nicht mit hinein zu tragen, sondern immer im Geiste einer andern Zeit und aus andern Charakteren heraus zu denken und zu empfinden. Es gehört zugleich viel Ausdauer dazu, ein so umfassendes Gedicht, das gewöhnlich in mehrere große Gesänge (Rhapsodieen) getheilt ist, zu vollenden.

c) Epopöen gehören in jeder Hinsicht zu den schwierigsten Dichtungen; doch ist das nicht der Grund, warum unsere Zeit kein gutes Epos mehr hervorbringt, sondern dies kommt wohl von dem Mangel an hinlänglich geeignetem Stoffe her, welcher, indem er uns ein großes, erreichtes Ziel zeigte, zugleich sagenhaft und

auch interessant genug wäre. Auch ist ein echtes Epos immer aus Naturpoesie entstanden, welche später erst künstlerisch behandelt worden ist. Diese künstlerische Behandlung steht indeß immer noch mit ihrem Fuße mitten im Volke, wogegen seit Opitz sich die Kunstpoesie so sehr dem Volksverständnisse entfremdet hat, daß es unmöglich scheint, durch geschickte Behandlung eines Stoffes (etwa der Freiheitskriege) es dem Volke und den Gebildeten zugleich recht zu machen. Ein echtes Epos aber muß dem ganzen Volke angehören, weil es seine Thaten, seine Leiden, seine Lieblinge besingt und gewissermaßen aus des ganzen Volkes Herzblute erwachsen ist. Vielleicht kommt die Zeit des Epos wieder, wenn die Gebildeten wieder volksthümlicher fühlen und denken, und wenn irgend ein gemeinschaftliches Interesse die verschiedenen Stände inniger mit einander verbindet.

§ 23. Nebenarten des Epos.

1) Das romantische Epos.

Als im Mittelalter mit dem Christenthume allmählich ganz neue Ansichten über das Leben und seine Bestimmung für ein Jenseits sich der Gemüther bemächtigten: erwachten auch ganz neue Bedürfnisse in den nach Versöhnung mit Gott sich sehnenden Herzen der Menschen. Die rohe Kampflust, die die germanischen Völkerstämme beseelte, milderte sich allmählich und wurde durch fromme Antriebe und liebreiche Zwecke veredelt und geheiligt, z. B. durch Bekämpfung der Heiden, Beschützung der Unschuld, Gottesurtheile im Zweikampfe, Eroberung des heiligen Grabes. So tief schlug in den kräftigen Gemüthern die neue Botschaft vom Glauben und der Liebe ihre Wurzeln, daß in jener Zeit fast bei allen christlichen Völkern des Abendlandes eine nicht bloß aufrichtige, sondern sogar schwärmerische Begeisterung für Thaten einer idealen Frömmigkeit und Liebe entstand, und diese Begeisterung war es, welche endlich jenes Ritterthum in's Leben rief, das die Grundlage für die sogenannte Romantik wurde. Romantisch heißt seitdem 1) Alles, was geschichtlich der Schwärmerei jener Zeiten angehört, die das Uebersinnliche mit so warmer Liebe umfaßte, daß sie es in's Reich der Sinne zog, und das sinnlich Schöne wiederum mit so reinem und begeistertem Auge anschaute, daß es vergeistigt wurde und übersinnliche Deutung erhielt; ja die ihren Gegenstand, selbst wenn er dem natürlichen Auge nicht dazu geeignet scheint, mit einer Verehrung und Innigkeit betrachtet, welche zur Andacht wird und wenigstens von einer vollkommenen Hingebung an denselben zeugt. Romantisch ist also Alles, was damals in dem charakteristischen Geiste des Ritterthums geschah. — Romantisch heißt aber auch 2) Alles, was nur in dem Charakter jener Zeit begründet ist und durch That, Gesinnung oder Gefühl an dieselbe erinnert, wenn es auch nicht geschichtliche Wirklichkeit enthält, sondern einer späteren Zeit angehört. Fromme und kühne Begeisterung für ritterliche Thaten, schwärmerische Liebe zu Gott, Christus und Maria, auch auf die Dame des Herzens übertragen, und eine daraus hervorgehende Sehnsucht, Andacht und Hingebung — das sind Grundzüge der mittelalterlichen Romantik. Aus der Verehrung Christi ging die Verehrung seiner Mutter, der Jungfrau Maria, hervor, die man als Schutzpatronin der Kreuzzüge betrachtete — die Mutter half für den Sohn kämpfen. Da nun poetisch gestimmte Gemüther die Verehrung der unsicht-

baren Jungfrau und Mutter auf die sichtbare Frauenwelt übertrugen, so entstand daraus allmählich jene romantische Verehrung des weiblichen Geschlechtes, wie sie sich in den Minneliedern zeigt und welche sich gern die Galanterie des Betragens aneignete, die aus Frankreich herübergekommen war. Da ein solches Betragen nur bei den höheren Ständen gefunden wird, nennt man es auch höfisch, die romantische Poesie auch die höfische. — Wenn man den Begriff der Romantik auch auf andere Gegenstände überträgt und z. B. auch eine Gegend romantisch nennt, so kann man damit nur sagen wollen, daß sie uns in eine angenehme Schwärmerei versenke, worin nicht der Verstand, sondern nur das Gefühl thätig ist.

In jener romantischen Zeit des Mittelalters gestaltete sich auch die aus der alten Heidenzeit des Volkes stammende oder diesem alten Geiste wenigstens noch angehörende Sage voll roher, zum Theil barbarischer Kraft und Natürlichkeit, das heroische Epos — zum romantischen Epos, das den Stempel des christlichen Geistes trägt, also nicht mehr die natürliche Kraft des von natürlichen Motiven getriebenen Menschen, sondern den von Andacht, Liebe, frommer Tapferkeit bewegten christlichen Ritter und seine Thaten verherrlicht. In einem solchen Epos werden an den Helden allerdings auch hohe sittliche Forderungen gemacht. Der Inhalt eines romantischen Epos wird aus solchen Begebenheiten bestehen, wie sie naturgemäß aus so schwärmerischen Trieben und Ansichten hervorgehen müssen. Die Schwärmerei, der romantische Sinn, der den klaren Verstand flieht und sich lieber dem Gefühl ausschließlich überläßt, wird sich immer solche Gegenstände wählen, die sich der rein verständigen Erkenntniß entziehen, über die ein gewisser Schleier, ein magisches Dunkel verbreitet ist. Daher fühlte man das Bedürfniß, sich in ferne Gegenden zu versetzen, die der Phantasie, welche eine Welt voll Wunder und Pracht dorthin zauberte, freien Spielraum darboten, und darum spielt in den romantischen Epopöen auch das Morgenland eine so große Rolle. Statt der mitwirkenden Götter, Riesen und Zwerge der Heidenzeit finden wir im romantischen Epos Engel und Teufel (statt dieser letzteren auch wohl die griechischen Götter), Zauberer, Feen u. s. w., und die Mitwirkung dieser guten und bösen Geister nennt man die Maschinerie des Epos.

a) Hierher sind zu rechnen: die epischen Gedichte von Karl des Großen und seiner Helden Abenteuern, abgeschlossen mit dem rasenden Roland, von Ariosto († 1533); Parcival, von Wolfram von Eschenbach (um 1200), aus der Sage vom heiligen Graal; Tristan und Isolde, von Gottfried von Straßburg, aus der Sage von König Artus und seiner Tafelrunde; das befreite Jerusalem, von Torquato Tasso († 1595). Es wären hier noch viele große epische Gedichte aus dem Mittelalter zu erwähnen, wenn man sie nicht vielmehr Romane oder Erzählungen in Versen, als Epopöen nennen müßte. Selbst in neuerer Zeit ist mehr als ein romantisches Epos entstanden: Oberon, von Wieland (1780); Cäcilie, von Ernst Schulze; die bezauberte Rose, von Demselben (1817); Corona, von Fouqué; Richard Löwenherz, von F. A. Müller; Bliomberis, von Alringer; Doolin von Mainz, von Demselben; der Zug der Normannen nach Jerusalem, von Grotsch.

2) Das religiöse Epos.

Seitdem, vielleicht von Dante's († 1321) göttlicher Comödie (ein Gang durch Hölle, Fegefeuer und Paradies) angeregt, der Engländer Milton († 1674) die biblische Erzählung von dem durch die Sünde der ersten Menschen verlorenen Paradiese in ein Epos gebracht, und Klopstock (1724—1803) in der Messiade die Erlösung der Menschen durch den Sohn Gottes besungen hat, giebt es auch ein religiöses Epos. Es ist jedoch immer daran gezweifelt worden, ob sich ein so heiliger Gegenstand dazu eigne, theils sagenhaft behandelt, theils durch die Phantasie des Dichters erweitert zu werden; denn das fromme Gefühl kann durch solche Erweiterungen eines religiösen Stoffes, worin der Dichter Gott und Christus das reden läßt, was er aus der eigenen Seele geschöpft hat, gar zu leicht verletzt werden: ist ja doch die poetische Behandlung des Glaubens eine andere, als die kirchliche. Es gehörte die ganze Erhabenheit eines Klopstock dazu, ein so gewagtes Werk mit so viel Würde zu Ende zu führen, denn sein Messias ist das erhabenste und an vielen Stellen ein unübertrefflich schönes Gedicht.

b) Von geringerem Werthe sind: Noah, von Bodmer; Moses, von Demselben; der geprüfte Abraham, von Wieland; der Messias, von Lavater; Moses, von Seidel; Donatoa, von Sonnenberg; Paulus, von Schramm, auch von Seidel.

3) Das komische Epos

hat zwar die äußere Form des Epos, ist aber meistens nur Satire oder Travestie (siehe § 50 und 51), ohne auf den Charakter des Epos oder auf poetischen Werth überhaupt tiefer begründete Ansprüche zu machen. Witz und meistens niedrige Komik sind sein Element, würden aber in einem Lustspiele besser angebracht sein, als in einem Epos.

c) Der Renommist, das Schnupftuch, Phaeton, von Zachariä; Wilhelmine, von Thümmel (in poetischer Prosa); die travestirte Aeneis, von Blumauer; die Jobsiade, von Kortüm; die Töffeliade; der kluge Göckelhahn, von Kummer; die Hanswurstiade, von Menk, 1840; der Aemsen-Immen-Krieg, von Bereslas, 1841; die Flaxiade, ein groteskkomisches Heldengedicht in 3 Theilen, von R. Dreyzehn.

d) Anders ist es mit dem Reineke Fuchs, von dem Niederländer Willam de Matoc im 13ten Jahrhundert umgearbeitet. Schon früher ist er durch lateinische, französische und deutsche Bearbeitungen an Gestalt, Inhalt und Tendenz mannigfach verändert worden. Anfangs vielleicht bloß eine harmlose Schilderung des Thierlebens, welches in so vielen Beziehungen dem menschlichen so ähnlich ist, wurde diese Dichtung später absichtlich zum Sinnbilde des Menschenlebens im Staate und in der Familie gemacht. Dabei erhielt sie wie von selbst den Charakter der Satire über gewisse Stände und Einrichtungen, wie man es im Kleinen noch immer an den Fabeln wahrnehmen kann, welche ebenfalls von Thieren sprechen und dennoch in steter Beziehung zum Menschenleben stehen. Diese Dichtung zeigt den Sieg der Klugheit über die Gewalt, zeigt ihn freilich auf unsittliche Weise und in niederen Situationen, dem thierischen Charakter gemäß, giebt sich aber nicht für ein komisches Epos aus, wozu sie nur durch die Länge gestempelt werden könnte, sondern will nichts weiter sein, als eine sagenhaft gewordene Erzählung, welche am Thierleben die Gebrechen des Menschenlebens darstellt und dadurch zugleich ergötzt und

belehrt. (Vgl. § 33, a. und Bd. 2, S. 122 f.)

§ 24. Die Romanze.

1) Erklärung.

Soll ein Gedicht den Namen einer Romanze mit vollem Rechte tragen, so muß es auch etwas Romantisches ausdrücken. Sein Inhalt muß also entweder aus der romantischen Zeit des Mittelalters herstammen und von jenem romantischen Geiste der christlichen Frömmigkeit, der unverletzten Ehre und der huldigungsvollsten Liebe durchdrungen sein, der das Ritterthum hervorgebracht und den dieses dann so schön gepflegt hat (§ 23, 1); oder er muß, wenn er einer andern Zeit angehört, wenigstens mit dem charakteristischen Geiste jener Zeit übereinstimmen, der ja auch vor und nach dem Mittelalter sich hier und da in einzelnen schönen Zügen offenbart hat. Das Sagengeschichtliche kann bei der Romanze unter allen sagenhaften Dichtungen am meisten zurücktreten; denn da reine Begeisterung und schwärmerischer Glaube zu allen Zeiten Wunder gewirkt haben, so wird in den Romanzen das Sagenhafte theils durch die wunderbaren Thaten jener romantischen Hingebung, theils durch das Helldunkel der Gefühle ersetzt, welches dem Romantischen, weil es nach etwas Unsichtbarem strebt, eigen ist. Romanzen können daher erdichtet werden, Sagen nicht; doch sind auch die meisten der guten Romanzen einer sagenhaften Geschichte entlehnt.

Man könnte die Romanzen in Romanzen der Frömmigkeit (der Waller, von Uhland), der ritterlichen Tapferkeit (Kampf mit dem Drachen), der Liebe (Ritter Toggenburg) eintheilen, wenn diese ursprünglichen Elemente des Romantischen nicht oft mit einander vereinigt wären und nicht auch andere verwandte Elemente dazuträten, z. B. Geschwisterliebe, Vaterlandsliebe, Freundschaft u. s. w.

Von den folgenden Beispielen bezeichnen die drei ersten die Hauptrichtungen des Romantischen; das vierte aber, obgleich einer ganz andern Zeit entlehnt, ist seinem Geiste nach eine Romanze zu nennen, sonst eine poetische Erzählung.

Die Wallfahrt nach Kevlaar.

(Abgekürzt.)

1.

Am Fenster stand die Mutter, 1
Im Bette lag der Sohn:
„Willst du nicht aufsteh'n, Wilhelm,
Zu schau'n die Prozession?"

„Ich bin so krank, o Mutter, 2
Daß ich nicht hör' und seh';
Ich denk' an das todte Gretchen,
Da thut das Herz mir weh."

„Steh' auf! wir wollen nach Kevlaar; 3
Nimm Buch und Rosenkranz:
Die Mutter Gottes heilt dir
Dein krankes Herze ganz."

Es flattern die Kirchenfahnen, 4
Es singt im Kirchenton;
Das ist zu Köln am Rheine,
Da geht die Prozession.

Die Mutter folgt der Menge, 5
Den Sohn, den führet sie;
Sie singen beide im Chore:
„Gelobt seist du, Marie!"

2.

Die Mutter Gottes zu Kevlaar 6
Trägt heut ihr bestes Kleid;
Heut hat sie viel zu schaffen:
Es kommen viel kranke Leut'.

Die kranken Leute bringen 7
Ihr dar als Opferspend'

Aus Wachs gebildete Glieder,
Viel wächserne Füß' und Händ'.

8 Und wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund';
Und wer einen Wachsfuß opfert,
Dem wird der Fuß gesund.

9 Die Mutter nahm ein Wachslicht
Und bildete d'raus ein Herz:
„Bring' das der Mutter Gottes,
Dann heilt sie deinen Schmerz."

10 Der Sohn nahm seufzend das Wachsherz,
Ging seufzend zum Heiligenbild;
Die Thräne quillt aus den Augen,
Das Wort aus dem Herzen quillt.

11 „Du Hochgebenedeite!
Du reine Gottesmagd!
Du Königin des Himmels —
Dir sei mein Leid geklagt:

12 Ich wohnte mit meiner Mutter
Zu Cöllen in der Stadt,
Der Stadt, die viele hundert
Kapellen und Kirchen hat.

13 Und neben uns wohnte Gretchen,
Doch die ist todt jetzund.
Marie, hier bring' ich ein Wachsherz:
Heil' du meine Herzenswund'!

14 Heil' du mein krankes Herze!
Ich will auch spät und früh
Inbrünstig beten und singen:
Gelobt sei'st du, Marie!"

3.

15 Der kranke Sohn und die Mutter,
Die schliefen im Kämmerlein;
Da kam die Mutter Gottes
Ganz leise geschritten herein.

16 Sie beugte sich über den Kranken,
Und legte ihre Hand
Ganz leise auf sein Herze,
Und lächelte mild und schwand.

Die Mutter schaut Alles im Traume 17
Und hat noch mehr geschaut;
Sie erwachte aus dem Schlummer,
Die Hunde bellten zu laut.

Da lag dahingestrecket 18
Ihr Sohn, und der war todt;
Es spielt auf den bleichen Wangen
Das lichte Morgenroth.

Die Mutter faltet die Hände, 19
Ihr war, sie wußte nicht wie;
Andächtig sang sie leise:
„Gelobt sei'st du, Marie!"

H. Heine.

Sängerliebe.

(Tetrameter, ohne Grund gebrochen.)

In den Thalen der Provence 1
Ist der Minnesang entsprossen,
Kind des Frühlings und der Minne,
Holder, inniger Genossen.
Blüthenglanz und süße Stimme 2
Konnt' an ihm den Vater zeigen,
Herzensglut und tiefes Schmachten
War ihm von der Mutter eigen.
Selige Provencer Thale, 3
Ueppig blühend war't ihr immer,
Aber eure reichste Blüthe
War des Minneliedes Schimmer.
Jene tapfern, schmucken Ritter, 4
Welch' ein edler Sängerorden!
Jene hochbeglückten Damen,
Wie sie schön gefeiert worden!
Vielgeehrt im Sängerchore 5
War Rudello's werther Name,
Vielgepriesen, vielbeneidet
Die von ihm besung'ne Dame.
Aber Niemand mocht' erkunden, 6
Wie sie hieße, wo sie lebte,
Die so herrlich, überirdisch
In Rudello's Liedern schwebte.
Denn nur in geheimen Nächten 7
Nahte sie dem Sänger leise,
Selbst den Boden nie berührend,
Spurlos, schwank, in Traumesweise.

8 Wollt' er sie mit Armen fassen,
Schwand sie in die Wolken wieder,
Und aus Seufzern und aus Thränen
Wurden dann ihm süße Lieder.
9 Schiffer, Pilger, Kreuzesritter
Brachten dazumal die Märe,
Daß von Tripolis die Gräfin
Aller Frauen Krone wäre;
10 Und so oft Rudell es hörte,
Fühlt' er sich's im Busen schlagen,
Und es trieb ihn nach dem Strande,
Wo die Schiffe fertig lagen.
11 Meer, unsichres, vielbewegtes,
Ohne Grund und ohne Schranken!
Wohl auf deiner regen Wüste
Mag die irre Sehnsucht schwanken.
12 Fern von Tripolis verschlagen,
Irrt die Barke mit dem Sänger;
Aeußrem Sturm und innrem Drange
Widersteht Rudell nicht länger.
13 Schwer erkranket liegt er nieder,
Aber ostwärts schaut er immer,
Bis sich hebt am letzten Rand
Ein Palast im Morgenschimmer.
14 Und der Himmel hat Erbarmen
Mit des kranken Sängers Flehen,
In den Port von Tripolis
Fliegt das Schiff mit günst'gem Wehen.
15 Kaum vernimmt die schöne Gräfin,
Daß so edler Gast gekommen,
Der allein um ihretwillen
Ueber's weite Meer geschwommen:
16 Alsobald mit ihren Frauen
Steigt sie nieder, unerbeten,
Als Rudello, schwanken Ganges,
Eben das Gestad' betreten.
17 Schon will sie die Hand ihm reichen,
Doch ihm dünkt, der Boden schwinde;
In des Führers Arme sinkt er,
Haucht sein Leben in die Winde.
18 Ihren Sänger ehrt die Herrin
Durch ein prächtiges Begängniß,
Und ein Grabmal von Porphyr
Lehrt sein trauriges Verhängniß.
19 Seine Lieder läßt sie schreiben
Allesammt mit goldnen Lettern,
Köstlich ausgezierte Decken
Giebt sie diesen theuern Blättern;
20 Liest darin so manche Stunde,
Ach! und oft mit heißen Thränen,
Bis auch sie ergriffen ist
Von dem unnennbaren Sehnen.
21 Von des Hofes lust'gem Glanze,
Aus der Freunde Kreis geschieden,
Suchet sie in Klostermauern
Ihrer armen Seele Frieden.

Uhland.

Bertran de Born.

(Tetrameter, ohne Grund gebrochen.)

1 Droben auf dem schroffen Steine
Raucht in Trümmern Autafort,
Und der Burgherr steht gefesselt
Vor des Königs Zelte dort:
„Kamst du, der mit Schwert und Liedern
Aufruhr trug von Ort zu Ort,
Der die Kinder aufgewiegelt
Gegen ihres Vaters Wort?

2 Steht vor mir, der sich gerühmet
In vermeßner Prahlerei,
Daß ihm nie mehr, als die Hälfte
Seines Geistes nöthig sei?
Nun der halbe dich nicht rettet,
Ruf den ganzen doch herbei,
Daß er neu dein Schloß dir baue,
Deine Ketten brech' entzwei!"

3 „„Wie du sagst, mein Herr und König!
Steht vor dir Bertran de Born,
Der mit einem Lied entflammte
Perigord und Ventadorn,
Der dem mächtigen Gebieter
Stets im Auge war ein Dorn,
Dem zu Liebe Königskinder
Trugen ihres Vaters Zorn.

4 Deine Tochter saß im Saale,
Festlich, eines Herzogs Braut,
Und da sang vor ihr mein Bote,
Dem ein Lied ich anvertraut,
Sang, was einst ihr Stolz gewesen,
Ihres Dichters Sehnsuchtlaut,
Bis ihr leuchtend Brautgeschmeide
Ganz von Thränen war bethaut.

5 Aus des Oelbaums Schlummerschatten
Fuhr dein bester Sohn empor,
Als mit zorn'gen Schlachtgesängen
Ich bestürmen ließ sein Ohr.
Schnell war ihm das Roß gegürtet
Und ich trug das Banner vor,
Jenem Todespfeil entgegen,
Der ihn traf vor Montforts Thor.

6 Blutend lag er mir im Arme;
Nicht der scharfe kalte Stahl —
Daß er sterb' in deinem Fluche,
Das war seines Sterbens Qual.
Strecken wollt' er dir die Rechte
Ueber Meer, Gebirg' und Thal;
Als er deine nicht erreichet,
Drückt' er meine noch einmal.

7 Da, wie Autafort dort oben,
Ward gebrochen meine Kraft;
Nicht die ganze, nicht die halbe
Blieb mir, Saite nicht, noch Schaft.
Leicht hast du den Arm gebunden,
Seit der Geist mir liegt in Haft;
Nur zu einem Trauerliede
Hatt' er noch sich aufgerafft.""

8 Und der König senkt die Stirne:
„Meinen Sohn hast du verführt,
Hast der Tochter Herz verzaubert,
Hast auch meines nun gerührt.
Nimm die Hand, du Freund des Todten,
Die, verzeihend, ihm gebührt!
Weg die Fesseln! Deines Geistes
Hab' ich einen Hauch verspürt."

Uhland.

Die leitende Idee des Gedichtes ist die Gewalt, die ein Genius auf die Menschen ausübt. Der Dichter zeigt dies an dem Einflusse Bertrans auf die ganze Königsfamilie, was an sich schon mehr zu bedeuten hat, als ein Einfluß auf seines Gleichen. Doch nur den schwersten Sieg stellt der Dichter in der Ballade selbst dar, nämlich den über den ergrimmten König, während die leichteren Siege über jugendlich empfängliche Gemüther nur aus der Vergangenheit als Erzählung hereintreten. — Des Königs Tochter hatte Bertran durch Liebe und Lied, d. h. durch die Poesie der körperlichen Schönheit und des Geistes, den Sohn des Königs aber durch Thatkraft und Lied, d. h. durch die Poesie des Heldensinnes und des Geistes gewonnen. Beide Königskinder hatte er dadurch in seine Bahn gerissen; da aber ihre Bahnen wegen der Verschiedenheit des Standes wesentlich auseinander gingen, so war die Vereinigung mit ihm eine, wenn auch von Natur edle, doch den Verhältnissen nach tadelnswerthe jugendliche Verirrung der Königskinder gewesen. Wie aber gelingt ihm der Sieg über den, einer Begeisterung für Bertrans poetische Persönlichkeit unzugänglichen älteren Mann? Wie siegt er über das Herz eines beleidigten Königs? Wie besänftigt er den auf's Tödtlichste verletzten Vater? — Imponiren, wie es sonst wohl seine Sache war, konnte Bertran dem kräftigen Manne nicht, der ihn so eben überwunden, der ihm seine Burg zerstört hat, der ihn gefesselt vor sich führen läßt, der noch überdies jenes kühnen Wortes des Selbstvertrauens, daß ihm zum Siege stets nur die Hälfte seines Geistes nöthig sei, soeben mit Hohn gedacht hat; imponiren konnte er ihm nicht. Es macht indessen immer einen Eindruck, wenn man von dem, was man erwartet hat, das gerade Gegentheil findet. Daß der König nun statt eines übermüthigen, in schmeicherischen Künsten geübten Ritters einen in sich selbst zusammengebrochenen, wehmüthig resignirenden Mann vor sich sieht, den statt des Trotzes Ergebung in sein Geschick, statt stolzen Selbstvertrauens die tiefste Klage erfüllt, das ergreift ihn, das entwaffnet ihn. Und diese Zerknirschung steht einer so vollendeten Männlichkeit, wie Bertrans, ganz anders als einem gewöhnlichen Menschen:

vor einem gebrochenen Stabe geht man vorüber, aber vor einer zerbrochenen Eiche bleibt man betroffen stehen. Der beleidigte Königsstolz hatte Rache gefordert: sie ist befriedigt; denn besiegt und gedemüthigt steht der Feind vor ihm — seine Burg ist ein Trümmerhaufen! Nun, wer in seinem Hauptverlangen befriedigt ist, läßt seine Gedanken leichter in eine neue Bahn lenken. So der König. Nachdem, der Königsstolz befriedigt ist, darf das Vaterherz wieder zur Sprache kommen. War Zorn das lauteste Gefühl gewesen, als er dem empörerischen Sohne entgegenzog, so wartete der Schmerz des Vaterherzens nur auf Gelegenheit, hervorzutreten; denn tiefer wurzeln Vatergefühle doch!, als die Königsehre, wenngleich auf kurze Zeit diese über jene siegen konnte. Und wie läßt Bertran den gefallenen Sohn vor des Vaters Seele aufsteigen? Blutend, sterbend läßt er ihn denselben erblicken; sehen muß der Vater im Geiste, wie der Sohn voll bitterer Reue, voll vergeblicher Sehnsucht nach des Vaters segnender Hand schmachtet — o, das ist eine zu schmerzlich selige Genugthuung für alle seine gekränkten Gefühle, als daß er widerstehen könnte! Weich und gerührt, ist er zur Vergebung geneigt, und was er dem eigenen Sohne nicht mehr thun kann, das thut er an dessen Schuldgenossen: er verzeiht ihm. — Daß die Begebenheit aber diese Wendung nehmen, daß Bertran so geknickt vor dem Könige auftreten kann, ist in dem Wesen Bertrans gegründet; denn poetisch wie er ist, sind seine Gefühle stets eben so natürlich als energisch. Sein Gefühl mußte nun wohl tief erschüttert sein, wenn er an des Freundes frühen Tod dachte, und sich dabei sagen mußte: du hast ihn herbeigeführt! Sein harmonisches Wesen, in welchem Gefühl, Gedanke und That stets übereinstimmte, konnte seitdem nicht anders, als gebrochen erscheinen; er mußte schwach an Thatkraft sein, so lange sein Gefühl nicht gesundete, wie ein Baum abstirbt, wenn ihm die Säfte vertrocknen. Diese Natürlichkeit, Wahrheit und Kraft des Gefühls, mit Einem Worte: daß dieser Mensch immer ganz ist, was er ist, das macht sein Leid so erschütternd, und darum wirkt es genugthuend und besänftigend auf den König. Der Genius in Bertran verleugnet sich also noch nicht im Unglücke, und dem Genius ist der Sieg über gesunde Naturen, wie der König ist, mit der Zeit stets gewiß. Von diesem Standpunkte der Betrachtung aus erscheint uns dies Gedicht als ein vorzügliches, tief gedacht und künstlerisch gearbeitet, nach Uhlands Weise alles mehr andeutend, als ausführend.

Vergl. zu dieser Romanze: Frauenliebe und Dichterleben, von Vogel, 1839, S. 15, und Deutsche Dichter. Erläutert v. Götzinger, erster Theil, S. 527.

Das Opfer.

(Nibelungenzeile, des Reimes wegen gebrochen.)

In einem Reich gen Morgen 1
Da glühte der Sonne Brand,
Da schaut' in schweren Sorgen
Der König auf sein Land:
„Es lechzen alle Felder,
Versiegen geht der Fluß,
Es dorren ab die Wälder:
Weh, daß ich es schauen muß!

Was hilft mir Scepter tragen? 2
Kann ich zum Strome: „Fleuß!“
Kann ich zur Wolke sagen:
„Die kühle Fluth ergeuß!?“
So hat er lang' in Kummer
Von Tag zu Tag gedacht;
So seufzt er ohne Schlummer
Von Nacht zu heißer Nacht.

3 Und als nun ohne Wolke
Sechs Monden glänzte die Luft,
Tritt er hinaus zum Volke,
Das zu den Göttern ruft.
Es schallten Trauerpsalme,
Davon kein Strauch genas,
Und welk stand jede Palme,
Als wäre sie junges Gras.

4 Die fetten Aecker darben,
Kein Dampf steigt aus dem Kraut;
Verblüht steh'n, ohne Farben,
Die Blumen, wohin er schaut.
Nicht weht ein Strom von Düften
Aus den Gewürzen mehr;
Nicht singt mehr in den Lüften
Der bunten Vögel Heer.

5 Und unter den Zelten lagen
Die Menschen krank und matt,
Von glühender Pest geschlagen
Auf schwüler Lagerstatt.
Und war die Sonne gesunken
Nach langem, heißem Lauf,
So sprühten die trüben Funken
Der Scheiterhaufen auf.

6 Da deckte mit beiden Händen
Der König sein Gesicht:
„Ihr Götter, kann ich wenden
Vom Volke den Jammer nicht?
Gebt mir ein gnädig Zeichen!
Vor keiner Last will ich,
Vor keiner Schmach erbleichen:
Nur, eherner Himmel, sprich!"

7 Da sprachen zu ihm die Götter
Durch seiner Priester Mund:
„Du wirst des Landes Retter
Und schleußt mit uns den Bund,
Wenn zu des Volkes Heile
Das Opfer du gestellt,
Das unter des Priesters Beile
Uns recht willkommen fällt."

8 Er läßt Altäre zieren:
Der Hundert führt man drei
Von Schafen, und von Stieren
Die stattlichsten herbei.
Kein Hauch vom Berge wehet,
Keine Wolk' am Himmel stand:
Mit lautem Schalle flehet
Der König und sein Land.

Doch als die Priester hoben 9
Den blanken Opferstahl,
Die Thiere begannen zu toben
Und starben in Wuth und Qual.
Es schaut auf das Getümmel
Und auf das Blut, das floß,
Mit blauem Auge der Himmel
Hernieder erbarmungslos.

Der König in tiefer Trauer 10
Ging wieder in sein Haus,
Durchwachte die Nacht in Schauer,
Und trat früh Morgens heraus.
„Ich weiß," sprach er mit Stöhnen,
„Nicht anders kommt uns Heil,
Eh' von des Landes Söhnen
Zween fallen von dem Beil."

Zween Knaben, widerstrebend, 11
Bringt man, der Jugend Licht.
„Weh!" ruft der König bebend:
„Der Himmel will sie nicht!
Die Opferflamme dunkelt,
Der Rauch verhüllt sie ganz;
Da droben aber funkelt
Die Sonn' in hellerem Glanz."

Den König faßt ein Grauen; 12
Doch spricht er aus das Wort:
„So bringt mir drei Jungfrauen!
Die Knaben führet fort!"
Drei Mägdlein, jung, unschuldig,
Führt man herbei, bekränzt;
Sie neigen sich geduldig,
Nur ihre Thräne glänzt.

„Laßt ab! laßt ab!" ruft wieder 13
Der König zagend aus:
„Die Flamme sinket nieder,
Erlischt in Dampf und Graus."
Und gräßlich tönt die Klage
Des Volkes in die Luft;
Der König schließt drei Tage
Sich in der Väter Gruft.

14 Und an dem vierten Morgen
Tritt er an's Tageslicht;
Gewichen sind die Sorgen
Von seinem Angesicht.
Dem Purpur und der Krone
Hat er den Glanz erlaubt;
Er sitzt auf seinem Throne
Mit hohem, frohem Haupt.

15 Er spricht: „Ich hab' ein Zeichen,
Ich weiß, was ich soll thun:
Mir sagten's der Väter Leichen,
Die in der Halle ruh'n.
Es liegt in Balsamdüften,
Jung, fröhlich von Gestalt,
Dort Mancher in den Grüften,
Und ich bin grau und alt."

16 Er stieg von seinem Throne,
Zu Boden warf er sich:
Bleich wurde da die Krone,
Der Sonne Schimmer wich;
Und wie er vor dem Volke
Inbrünstig betend fleht,
Da flog empor als Wolke
Sein heiliges Gebet.

17 Er sprach: „Ihr Götter, funden
Hab' ich das Opfer gut:
Man heilt des Volkes Wunden
Nicht mit des Volkes Blut;
Empfangt, empfangt mein Leben,
Und laßt von eurem Sitz
Die Wolken segnend beben,
Mir aber schickt den Blitz!"

18 Und als er aufstand, fertig,
Den Tod erfleh'nd als Gunst,
Umarmt allgegenwärtig
Den Himmel dunkler Dunst.
Kein Blitz zuckt ihm entgegen:
Es legt sich nur der Staub,
Es säuselt nur der Regen
Still durch der Bäume Laub.

19 Die Menge staunt und lauschet;
Der Wind kühlt ab die Gluth;
Der Regen strömt und rauschet,
Er wird zu Guß und Fluth.
Durch Bart und graue Locken
Der Strom dem König quillt;
Sein Auge bleibt nicht trocken,
Von sel'ger Thrän' es schwillt.

20 Die Vögel fangen zu singen,
Die Kräuter zu duften an,
Der Fluß sich zu schwellen, zu schlingen,
In seiner alten Bahn;
Es tönen der Priester Lieder,
Der Dichter Harfe klingt;
Das Volk, es wirft sich nieder,
Den Scepter der König schwingt.

Gust. Schwab.

2) Verwandtschaft der Romanze mit andern Dichtungsarten.

Wenn in einer Romanze das Gefühl der Frömmigkeit der Mittelpunkt der Erzählung ist, so wird sie auch leicht einer Legende ähnlich sein (§ 20). Man vergleiche z. B. die Legende von den heiligen drei Königen, in 12 Romanzen, von G. Schwab, und: Der Waller, von Uhland. — Die Romanze wird ferner oft mit der poetischen Erzählung (§ 27) verwechselt, sobald diese Erzählung in Liedesform gefaßt ist. Dies ist namentlich früher oft geschehen, als man das Wesen der Volksdichtungen, zu denen auch die Romanze gehört, noch nicht recht erkannt hatte. Wenn wir jedoch überhaupt einen Unterschied zwischen erzählenden Gedichten machen, so müssen wir auch die besondere poetische Erzählung genau von der Romanze unterscheiden und der letzteren ihre charakteristischen Merkmale lassen. — Noch öfter wird die Romanze mit der Ballade verwechselt, ja es wollen Manche gar keinen Unterschied zwischen diesen beiden Dichtungsarten gelten lassen. Dennoch scheint uns ein solcher da zu sein. Verwandt sind sie allerdings dadurch, daß die eine, wie die andere, erzählendes Volkslied sein kann; aber 1) braucht

die Romanze dies nicht immer zu sein; denn obgleich der Volksdialekt, welcher aus der Vermischung der Sprache germanischer Völker mit der römischen Sprache entstanden war, die lingua romanza hieß, Anfangs also unter einer Romanze ein Lied im Volksdialekte verstanden wurde, so hat sich doch später der Inbegriff des ritterlichen Lebens in dieses Wort gehüllt (romantisch), und dadurch ist die Romanze dem Volksleben ganz entrückt worden und hat viel Elemente der Bildung höherer Stände in sich aufgenommen; das Wort ist geblieben, der Begriff hat sich geändert. Wo man jedoch 2) unter dem Namen einer Romanze immer ein Volkslied verstanden hat, nämlich in Spanien, da hat der Kampf der Gläubigen gegen die Ungläubigen das ganze Volk interessirt, da waren christliche Frömmigkeit und Tapferkeit für das ganze Volk eine Wohlthat, nicht blos für den Ritter eine Ehre, und da verschwamm das Ritterliche und das Volksthümliche so in Eins, daß auch hier in der Romanze, ungeachtet sie Volkslied ist, ritterlicher Sinn lebt. Darum konnte Herder, als er spanische Volkslieder suchte, so viele über den Cid finden, der doch ein Ritter war, und darum handeln viel spanische Romanzen auch von maurischen Helden, weil der ritterliche Sinn des Volkes das Ritterliche auch da anerkannte, wo das Christliche fehlte. Wenn aber auch das Alles nicht wäre, sondern die Romanze nur Volkslied sein sollte, so würde doch ein bedeutender Unterschied zwischen der nordischen (Ballade) und der südlichen (Romanze) Natur des Volksliedes stattfinden. Den Romanzen fehlt 3) der musikalische Charakter der Balladen; sie sind mehr Sprechlieder mit Begleitung des Instrumentes, gleichen mehr einem Recitativ als einer Melodie, deuten auch nicht blos an, sondern schildern malerischer. — Daß aber auch die Romanze ganz lyrisch sein, auch förmell zum Liede, wenn auch nicht zum Volksliede in unserem Sinne, werden kann, mögen die folgenden Beispiele zeigen. — Bei solcher Verschiedenheit der Ansichten über Ballade und Romanze kann es nicht befremden, daß es Gedichte giebt, welche einen Balladenstoff romanzenartig, einen romantischen Stoff balladenartig behandeln. Das Gedicht kann allerdings auch in solch verfehlter Gestalt wahrhaft poetisch und hinreißend sein, aber eine vollendete Kunstform ist es dann nicht. Dies Schicksal trifft z. B. mehrere der Schillerschen Balladen, denn die Bürgschaft hätte sich besser zu einer Romanze geeignet (so gut wie Arion, v. Schlegel), und im Taucher konnte das romantische Element sehr wohl ausgelassen werden, um aus dem Gedichte eine Ballade zu machen. Toggenburg ist Ballade genannt, aber es ist eine Romanze, und was für eine schöne! — Durch die Schönheit des Gedichtes muß man sich also nicht irre machen lassen in Bestimmung der Dichtungsart. (Vgl. § 19, 3. Anm.)

(Lyrische Romanzen.)

Aus Don Alonso.

[Da erfüllte auf einmal eine helle und wohlklingende Frauenstimme das Thal mit melodischen Klängen, welche den dumpfen Donner des spanischen und französischen Geschützes weit übertönten. Die Unbekannte sang:]

„Söhne Altkastiliens, höret meine Romanze! Der Donner der Schlachten schüchtert nicht meinen Gesang ein. Das Gemüth der Frauen ist eine Laute, die drei Saiten hat: eine für die Liebe, eine andere für Gott, eine dritte für den Ruhm .... Söhne Altkastiliens, höret meine Romanze!"

„Wenn ich vom Kriege und seinen Wundern singen wollte, so könnte es mir nicht an

begeisterten Eingebungen fehlen. Um mich her drängen sich unsterbliche Erinnerungen, unsterbliche Vorbilder. Diese Berge, die wie Riesen sich aufzurichten scheinen, um mir zuzuhören, haben es gesehen, durch welche Wunder Don Pelayo, der Graf Gonzalez und Cid, diese stolze Zier Kastiliens, das Vaterland zu rächen und es wieder zu erobern wußten; diese Helden fordern mich auf, von Ruhm zu singen."

„Doch sanftere Stimmen rufen mich! Chimene ist's, ... vor allen bist du es, würdige Gemahlin des kastilianischen Grafen, edle Infantin von Navarra, die du in den Schlachten an Gonzalez's Seite einherschrittst, die du an seiner Seite wie ein Schutzengel wachtest, und die Gefahren von seinem Haupte abwendetest . . . Glückliches Ehepaar, ihr fordert die traurige Gitana auf, von Liebe zu singen."

„Doch nein! Nicht für den Cid und seine Chimene habe ich meine Guitarre gestimmt. Ich, die Enkelin der Isispriester, werde meinen Flug weit höher nehmen . . . . Stolze Kastilianer, zürnet nicht darüber! Ihr sehet dort den Himmel über euren Häuptern ausgebreitet; und zu diesem steigt mein Lobgesang nun empor. Mögen Andere die Größe der Menschen besingen; ich besinge die Größe Gottes."

„Vasallen des katholischen Königs, höret meine Romanze! Der Donner der Schlachten schüchtert nicht meinen Gesang ein. Das Gemüth der Frauen ist eine Laute, die drei Saiten hat: eine für Gott, die andere für den Ruhm, die dritte für die Liebe. Vasallen des katholischen Königs, höret meine Romanze!"

„Das Vaterland der Helden ist zugleich auch das Vaterland der Auserwählten des Himmels: Unsere Königreiche haben die heiligen Hallen Gottes bevölkert, überall erglänzen Mirakel, und diese Fluthen, deren Gemurmel mich aufrichtet und ermuthigt, haben eine heilsame Wunderkraft empfangen. Spanier, laßt eure Stimme in meine Accorde erschallen! Möchten meine Worte so rührend sein wie ein Gebet: meine Romanze ist eine Hymne der Liebe."

„Bewohner des himmlischen Jerusalems, Vincent und Casilda, ihr, die ihr diesen Seen euere Namen verliehen, ihr, die ihr ihnen ihre Heilkraft gegeben, sehet, wie das ganze Heer unter Thränen euern Ufern sich nahet. Wenn die Kunst der Menschen nicht mehr das Blut in der zersprengten Ader zurückzuhalten vermag, so vermag wenigstens eure Fluth den Blutstrom zu hemmen. Das ganze Kriegsheer bringt unter Thränen einen sterbenden Helden zu diesen Quellen des Lebens. Der Held verdient euere Hülfe und meinen Gesang: „er streitet für seinen Gott!"

„Laßt uns immer weinen! Es ist der jüngste unserer Feldherren, der weiseste, der tapferste, den so eben die Kugel des Götzendieners traf. Nur noch eine kleine Weile, und unser gefangener König verliert einen zweiten Rodrigo, Spanien einen Gonsalvo von Cordova, und die Heldin von Saragossa . . . . ach! was sie verliert! wer vermag euch das zu sagen? Es giebt Dinge, die wir allein zu fühlen vermögen, für die wir selber keine Sprache finden können. Wir verstehen uns auf den Ruhm und auf die Liebe; die Männer verstehen sich blos auf den Ruhm."

„Casilda, höre meine Romanze! Die Donner der Schlachten werden meinen Gesang nicht hindern, bis zu dir emporzusteigen. Da du selber eine Frau bist, so ist auch dein Gemüth eine Laute, die drei Saiten hat, eine für den Ruhm, die andere für die Liebe, die dritte für Gott. Casilda, ich weihe dir meine Romanze!"

„Gefährtin der Himmelskönigin, ich werde die Wunderthaten deines Lebens besingen, und ihr, o Christen, leihet mir euer Ohr."

Salvandy.

(Es folgt jetzt die Geschichte der heiligen Casilda, also der epische Theil der Romanze.)

Kriegers Abschied.

1 Der Ritter muß zum blut'gen Kampf hinaus,
Für Freiheit, Recht und Vaterland zu streiten;
Da zieht er noch vor seines Liebchens Haus,
Nicht ohne Abschied will er von ihr scheiden:
„O, weine nicht die Aeuglein roth,
Als ob nicht Trost und Hoffnung bliebe!
Bleib' ich doch treu bis in den Tod
Dem Vaterland und meiner Liebe."

2 Und als er ihr das Lebewohl gebracht,
Sprengt er zurück zum Haufen der Getreuen;
Er sammelt sich zu seines Kaisers Macht,
Und muthig blickt er auf der Feinde Reihen.
„Mich schreckt es nicht, was uns bedroht,
Und wenn ich auf der Wahlstatt bliebe!
Denn freudig geh' ich in den Tod
Für Vaterland und meine Liebe!"

3 Und furchtbar stürzt er in des Kampfes Gluth,
Und tausend fallen unter seinen Streichen;
Den Sieg verdankt man seinem Heldenmuth,
Doch auch den Sieger zählt man zu den Leichen.
„Ström' hin, mein Blut, so purpurroth!
Dich rächten meines Schwertes Hiebe;
Ich hielt den Schwur: treu bis zum Tod
Dem Vaterland und meiner Liebe!"

Th. Körner.

Gretchens Freude.

(Dem Volksliede ähnlich.)

1 Was soll doch dieses Trommeten sein,
Was deutet dies Geschrei?
Will treten an das Fensterlein,
Ich ahne, was es sei.

2 Da kehrt er ja, da kehrt er schon
Vom festlichen Turnei,
Der ritterliche Königssohn,
Mein Buhle wundertreu.

3 Wie steigt das Roß und schwebt daher!
Wie trutzlich sitzt der Mann!
Fürwahr, man dächt' es nimmermehr,
Wie sanft er spielen kann.

Wie schimmert so der Helm von Gold, 4
Des Ritterspieles Dank!
Ach, drunter glüh'n, vor Allem hold,
Die Augen blau und blank.

Wohl starrt um ihn des Panzers Erz, 5
Der Rittermantel rauscht:
Doch drunter schlägt ein mildes Herz,
Das Lieb' um Liebe tauscht.

Die Rechte läßt den Gruß ergeh'n, 6
Sein Helmgefieder wankt;
Da neigen sich die Damen schön,
Des Volkes Jubel dankt.

Was jubelt ihr und neigt euch so? 7
Der schöne Gruß ist mein!
Viel Dank, mein Lieb! Ich bin so froh,
Gewiß, ich bring' dir's ein.

Nun zieht er vor des Vaters Schloß, 8
Und knieet vor ihm hin,
Und schnallt den goldnen Helm sich los
Und reicht dem König ihn.

Dann Abends eilt zu Liebchens Thür 9
Sein leiser, loser Schritt;
Da bringt er frische Küsse mir
Und neue Liebe mit.

Uhland.

3) Spanische Romanzen.

Die spanische Romanze hat außer ihrem Inhalte noch ein charakteristisches Merkmal in ihrer Sprache und Form. Während nämlich bei uns die Romanze, wie die Ballade, in die Form des Liedes mit regelmäßiger Abtheilung in Strophen und Reime gefaßt wird, ist es grade die spanische Romanze, welche auf der Grenze zwischen Sprache und Gesang steht. Es fehlt ihr die Abtheilung in regelmäßige Strophen und der Schmuck des Reimes, statt dessen sie sich oft der Assonanz bedient. So schlicht aber und so einfach diese Sprache ist, so besitzt sie doch oft etwas Pompöses und Feierliches, zugleich

eine Zierlichkeit und Grandezza, wie sie dem spanischen Charakter eigen ist und wie man sie in keiner andern Dichtungsart wiederfindet. In der neuern Zeit hat man auch im Deutschen diesen Romanzenton nachgeahmt und ihn mit der Liedesform zu vereinigen gesucht (§ 73).

Aus dem Cid.

1. (10.)

Nie erscholl ein Ruhm gerechter,
Größer nie, als Don Rodrigo's:
Denn fünf Könige der Mauren,
Mauren aus der Moreria,
Waren ihm Gefangene.

Und nachdem er mit Vereidung
In Vasallenpflicht und Dienstpflicht
Sie genommen, sandt' er alle
Wieder in ihr Land zurück.
Als nach sieben langen Jahren
(Nie wär' er von ihr gewichen)
Don Fernando jetzt die feste
Stadt Coimbra, fest durch Mauern
Und durch Thürme, überwand:
Weihet' er der Mutter Gottes
Die prachtvollste der Moscheen.
Hier in diesem heil'gen Tempel
Hielt Rodrigo Ritterwacht.

Hier mit eignen Königshänden
Gürtet' ihm das Schwert der König,
Und die Königin, sie führet
Selber ihm den Zelter zu.

Die Infantin, Donna Uraka,
Schnallt' ihm an die goldnen Sporen:
„Mutter," sprach sie, „welch ein Ritter!
Einen schönern sah ich nie!"

„Glücklich ist das Bauermädchen,
Die ihn ohne Scheu des Vorwurfs
Unanständig niedrer Sitte
Lang' anschauen nach Gefallen,
Ohne Scheu ihn sehen darf.
Glücklicher ist die Gemahlin,
Die ihm zuführt seine Mutter,
Ihm, dem Schönsten, den ich sah."

Also sprach die Königstochter;
Doch nicht mit der Rosenlippe:
Tief nur im verschwiegnen Busen
Sprach also ihr stilles Herz.

---

2. (19.)

Lärm und Schlachten, Blut und Feuer
Kriegesstimmen allenthalben,
Trommeln, Pauken und Trommeten
Schallen in Kastilien laut.

Denn kaum hatte mit den Brüdern
Seines Vaters Sarg Don Sancho
Mitbegleitet an die Gruft;
Steigt er auf sein Roß, und blasen,
Blasen läßt er allenthalben
Gegen seine Brüder Krieg.

Die Vasallen seines Reiches
Bot er auf; nicht seine Rechte
An der Brüder Land zu prüfen:
In das Treffen sie zu führen,
Rief er sie bei Ehr' und Pflicht.

„Ach, Rodrigo," sprach Chimene,
„Also hast Du sie beschlossen
Meine Leiden;
Eins von beiden
Soll ich missen;
Eins aufgeben —
Wohl mein Leben,
Oder mindstens die Geduld."

„Meiner Treue mich zu rühmen
Stehet mir nicht an; der Liebe
Ist treu sein die schönste Pflicht.
Nur wie dürft Ihr mir, der Treuen,
Mir der Liebenden, Rodrigo,
Von so langem Abschied sagen?"

„Ach beschlossen ist's, beschlossen,
Eins von beiden

Soll ich meiden —
Eins aufgeben —
Wohl mein Leben,
Oder mind'stens die Geduld."

„Wenn ich Euch verehrend liebe,
Denkt Ihr nicht daran, Rodrigo,
Daß die Zeit ja Alles, Alles
Rückwärts führe? Daß im Herzen
Auch der tiefsten Liebe Wurzel
Sterbe, wenn man sie nicht pflegt?
Zwar ist dies Euch keine Drohung:
Denn in Worten, wie in Thaten,
Kann Chimene den Rodrigo
Nie beleid'gen. Eifersüchtig
Könnte sie als Kind nur — sterben."

„Ja, es ist, es ist beschlossen;
Eins von beiden aufzugeben,
Die Geduld oder mein Leben."

„Undankbare Männerherzen!
Euch entflammt der Weiber Leichtsinn;
Die Beständigkeit des Weibes
Tödtet eurer Liebe Gluth.
Kennten wir euch recht, ihr Männer,
Würden wir euch je vertrau'n?
Sprich mir auf Dein Herz, Rodrigo,
Denkst Du noch an jene Schwüre,
An die süßen Schmeicheleien,
An die Thränen und Gelübde,
Die Du einst mir treu gelobt?
Alles ist Dir aus der Seele,
Aus dem Herzen Dir verschwunden,
Wie ein Lüftchen über'm Sande
Hat die Zeit es fortgeweht."

Zärtlich küssete Chimenens
Angesicht der tapfre Feldherr,
Schwur ihr auf den Griff des Degens,
Schwur ihr, treu zurück zu kommen,
Sei's lebendig oder todt.

---

3. (28.)

Grad' einreiten in Zamora
Will der Cid; als ihn die Wache,
Ihn mit seinen fünfzehn Kriegern
Anhält, draußen vor dem Thor.
Laut und lauter wird der Lärmen,
Lauter das Geschrei der Straßen,
Bis er zur Infantin drang.

Und in ihren Trauerkleidern
Eilet schnell sie auf die Mauer,
Als — das Schrecken von Kastilien,
Sie den Cid da vor sich sieht.
Ihre schönen Augen netzen
Thränen, an die Mauer drücket
Sie die Brust, enthüllt ihr Antlitz,
Und vorbreitend ihre Arme,
Rufet sie ihm furchtbar zu:

„Da Du uns zu Feinden haben wolltest,
Warum klopftest Du an unsre Thore?
Du durch Dich wir hier im Jammer leben,
Warum kommst Du und was willst Du weiter?
Da, der Freundschaft Maske weggeworfen,
Du dem Unrecht Deinen Arm geliehen —

„Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!
Deine Ehre ist verloren!
Rückwärts, rückwärts, stolzer Cid!

„Seit er seinen Eid an mir gebrochen,
Den er zuschwur einer Königstochter,
Mich zu schirmen, mich, die einst ihn liebte
Und noch jetzt sein Bild in diesen Mauern
Ehrt, in Mauern, die er kömmt zu stürmen;
Seit, von einem neuen Glücke trunken,
Er vergaß die schönen Jugendtage,
Die an meines Vaters Hof er lebte —

„Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!
Deine Ehre ist verloren!
Rückwärts! rückwärts, stolzer Cid!

„Dem mein Vater Ritterwaffen reichte,
Meine Mutter selbst den Zelter zuführt',
Ich anschnallete die goldnen Sporen,
Knieend auf dem Marmor — Er bemerkte
Damals nicht, was jedes Mädchen merket —
Er vergisset, was er war, und denkt nur,
Was er ist. Auch ich, so manches dacht' ich,
Was der Himmel mir um meiner Fehler

Willen nicht vergönnte. Meine Eltern
Hoben ihn; er stürzte mich hernieder.
Weil ich denn um seinetwillen weine —

„Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!
Deine Ehre ist verloren!
Rückwärts, rückwärts, stolzer Cid!

„Ich, ein Weib, dazu noch jung und zärtlich,
Kann ihm zwar kein Leid vom Himmel wünschen;
Hat er mich mit seinem Stolz beleidigt,
Hat er innig mir das Herz verwundet,
Kommen von ihm alle meine Leiden:
So komm' auf ihn meine Güt' und Gnade;
Ich verzeih' ihm! Er darf mich beleid'gen
Ohne Strafe: denn des jungen Ritters,
Seiner, in der prächt'gen Kirche zu Coimbra,
Werd' ich stets gedenken, — Aber dennoch —

„Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!
Deine Ehre ist verloren!
Rückwärts, rückwärts, stolzer Cid!

„Daß er nicht den Bruch des Eids verhindert,
Den Don Sancho meinem Vater zuschwur,
Daß er seinem Raube nicht gewehret,
Der dem Don Garzia, Don Alfonso
Ihre Reiche nahm — der Eine schmachtet
Im Gefängnisse, der Andre mußte
Zu Ungläub'gen fliehen, zu den Heiden —
Daß Don Sancho meiner armen Schwester,
Die im Kloster jetzt von Milde lebet,
Toro, ihr rechtmäßig Erbtheil, raubte,
Und der Cid auch dieses ihm nicht wehrte;
Daß mein Bruder nicht, und auch der Cid nicht,
Tief erröthen, Mich hier zu bekämpfen,
Mich, die Schwester, mich ein schwaches Weib nur,
Die zu Waffen nichts sonst hat, als Thränen —
Deshalb —

„Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!
Deine Ehre ist verloren!
Rückwärts, rückwärts, stolzer Cid!“

Also sprach, gepreßt den Busen
An die Mauer, Donna Uraka;
So antwortet sie dem Cid.

Er, betroffen von der Antwort,
Hält verworren; dann auf einmal
Lenkt er um sein Roß Babieça:
„Rückwärts!“ höret man ihn murmeln,
„Rückwärts!“ zwischen seinen Lippen,
Reitend nach dem Lager stumm.
Und so kommt er von Zamora
Wohl von manchem Pfeil verwundet,
Der auch ohne Spitz' und Eisen
Tief im Herzen bohrend glüht.

Herder.

Montesinos bei Roncesvall.

(Tetrameter mit der Assonanz, keine Strophen-Abtheilung.)

Nach der Gegend, wo er schaute, daß am meisten floß das Blut,
Warf hinein sich Montesinos, ganz erfüllt von Angst und Wuth.
Wen er mit der Lanz' erreichte, streckt' er nieder auf den Grund;
Auch die Stute half ihm kämpfen, manchen Feind sie niederschlug.
Wie ein Stier scheucht' er die Menge überall, wohin er fuhr.
Um sich blickte Montesinos, überschaute rings die Flur,
Sah dort einen kühnen Mohren, welchem Niemand widerstund,
In der Hand den kurzen Säbel, rothgefärbt in Frankreichs Blut:

Das war jener Alban Zayde, weit und breit von hohem Ruf,
Rittersmann auf einer Stute, grau gefleckt, von schönem Wuchs.
Als ihn schaute Monteſinos, da, entbrannt von Zorn und Wuth,
Gab er ſeinem Roß die Sporen, ſtieß die Lanz' ihm durch die Bruſt;
Und der Stoß war ſo gewaltig, daß er gleich ihn niederſchlug,
Von dem Anprall auf dem Boden ſeine Lanz' in Stücke fuhr;
Unbewehrt iſt Monteſinos, ein Stück Schaft behielt er nur.
Da er alſo ſich erblickte, überſchaut' er rings die Flur,
Sah die Schlacht bereits gebrochen, ſeine Völker auf der Flucht,
Schaute, wie die goldnen Lilien Mohren ſchleiften auf dem Grund,
Sieht nicht Olivero's Streiche, hört nicht Herrn von Brania's Ruf.
Aus der Schlacht zog Monteſinos, ganz bedeckt mit Staub und Blut,
Auf der Fahrt zu Durandarte, den er ſpäht' im Hintergrund,
Der mit tiefen Todeswunden war entronnen aus dem Sturm.

Diez.
(Aus dem Spaniſchen überſetzt.)

Leonardo da Vinci.

(Tetrameter mit dem Reime, ohne Grund gebrochen.)

1 Florentiner! Florentiner!
Was muß euren Sinn verkehren,
Daß ihr eure großen Männer
Fremden überlaßt zu ehren?

2 Dante, welcher göttlich heißet,
Klagt, daß ihn ſein Land verſtoße;
Sein verbannter Leib ruht ferne
Von der harten Mutter Schooße.

3 Und der alte Leonardo
Weilte bei euch, bald vergeſſen,
Der an euren Kriegesthaten
Jung des Pinſels Kraft gemeſſen.

4 Zwar ein Stern, der hoch und herrlich
An der Künſte Himmel funkelt,
Michel Angel Buonaroti,
Hatte ſeinen Ruhm verdunkelt.

5 Dieſer ſtrebt in wildem Trotze
Die Natur zu unterjochen;
Jener bildet, ſinnig forſchend,
Was ſie leiſ' ihm ausgeſprochen.

6 Nicht den Stolzen duldend, muß er
Noch zu fremdem Volk und andern
Menſchen, aus Florenz, der ſchönen,
Ein bejahrter Pilger, wandern.

7 Ritter Franz, der edle König,
Rief den weiſeſten der Maler,
Gab ihm Raum, nach Luſt zu ſchaffen,
Hoch zu ehren ihn befahl er.

8 Zur Vollbringung der Entwürfe
Scheint ihn neuer Muth zu ſtärken;
Aber bald hört man ihn klagen
Ueber angefangnen Werken:

9 „Sieh, mein Leben iſt am Ziele,
Und die Kunſt noch kaum begonnen,
Haben gleich mir gute Parzen
Lang den Faden ausgeſponnen.

10 Weit in unentdeckte Fernen
Breiten Klarheit die Gedanken,
Doch das nächſte zu vollenden,
Fühl' ich meine Hand erkranken.“

11 Und er mußte wider Willen
Hin ſich ſtrecken auf das Lager;
Würdig ſchön in ſiechem Alter,
Weiß von Bart und ſtill und hager.

12 Als der König das vernommen,
Füllt es ihn mit bangen Schmerzen;

Denn er hielt ihn wie ein Kleinod
Seinem Reich und seinem Herzen.

13 Eilig, wie zu einem Vater,
Tritt er in des Kranken Zimmer,
Kommen sieht ihn Leonardo
Mit des Aug's erloschnem Schimmer.

14 Und er will empor sich richten,
Seinen jungen Freund zu segnen,
Dessen Arme, dessen Hände
Liebreich stützend ihm begegnen.

15 Heiter lächelt noch sein Antlitz,
Schon erblaßt, wie einem Todten:
Aber halb im Mund erstorben
Ist der Gruß, sein letzter Othem.

16 Lange harrt der König schweigend,
Ob er nicht erwachen werde. —
Ruh' der kunstbegabten Seele!
Und dem Leib sei leicht die Erde!

17 Keine Weisheit, keine Tugend
Kann das herbe Schicksal wenden.
Was der Tod ihm störte, wird es
Je ein geist'ger Sohn vollenden?

18 Darum, weil dies Leben dauert,
Laßt den Heldentrieb entbrennen.
Wie dein ernster Spruch mich lehrte:
„Was ich soll, das will ich können!" —

A. W. Schlegel.

4) Neuere Romantik.

Um 1800 erhoben sich einige Dichter (Tieck, die beiden Schlegel, Novalis, Wakkenroder) gegen die seichte Betrachtung solcher Dinge, welche in ihrem Wesen tief und ahnungsvoll sind, wie Religion und Natur und Kunst, vgl. Bd. 2. § 65. Zur tieferen, glaubensvollen Auffassung der Religion half ihnen das Studium des Mittelalters, dessen vergessene Literaturschätze sie heraufholten und bearbeiteten. Zur ahnungsvolleren Betrachtung der Natur wurden sie theils durch die Bekanntschaft mit der Poesie des Volkes, welches in seinem Aberglauben (an Nixen, das wilde Heer, Erlenkönig u. s. w.) mit unbewußter Phantasie die Natur belebt, theils durch die Naturphilosophie Schellings hingeleitet, welche die Natur zum Symbole des Geistes machte und seit welcher die Behandlung der Natur von Seiten der Dichter nicht mehr eine bloß beschreibende ist, wie bei Brockes und noch bei Matthisson, sondern eine sinnreiche, deutungsvolle wird; sie beleben sie mit bewußter Phantasie und philosophischer Ueberzeugung. Zu einer höheren Ansicht von der Kunst führte sie das Studium der Griechen nach Lessings Vorgange.

Den Namen der Romantiker tragen diese Dichter vom Mittelalter, welches sie heraufbeschwören, und von der schwärmerischen Geistesrichtung, in welcher sie mit gleich andächtiger Stimmung christlich-religiöse Gegenstände, heidnische Kunstsagen, Natur und Kunstwerke behandeln. In diesem Sinne erweitern sie also das Gebiet der Romantik, welches sich früher nur auf das Ritterliche beschränkt hatte und von fremdem Stoffe nur das ungläubige Morgenland hereinblicken ließ, weil die Ritter mit demselben zu kämpfen hatten. Nun konnte A. W. Schlegel auch ein Gedicht wie Pygmalion und das hier folgende eine Romanze nennen, obgleich der sagenhafte Stoff dem griechischen Alterthume angehört. Vergleiche hierzu auch das voranstehende Gedicht: Leonardo da Vinci, die romantische Legende: Der heilige Lucas S. 132, und: Die Sonne § 37.

(Romanze der Kunst.)

Arion. *)

1 Arion war der Töne Meister:
Die Zither lebt in seiner Hand;

*) Auch von Tieck ist diese Sage besungen; in dramatischer Form ist sie bearbeitet von Krutzsch 1855.

Damit ergötzt er alle Geister,
Und gern empfängt ihn jedes Land.
Er schiffte goldbeladen
Jetzt von Tarents Gestaden,
Zum schönen Hellas heimgewandt.

2 Zum Freunde zieht ihn sein Verlangen:
Ihn liebt der Herrscher von Korinth.
Eh' in die Fremd' er ausgegangen,
Bat der ihn, brüderlich gesinnt:
Laß dir's in meinen Hallen
Doch ruhig wohlgefallen!
Viel kann verlieren, wer gewinnt.

3 Arion sprach: „Ein wandernd Leben
Gefällt der freien Dichterbrust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie sei auch vieler Tausend Lust.
An wohl erworbnen Gaben
Wie werd' ich einst mich laben,
Des weiten Ruhmes froh bewußt!"

4 Er steht im Schiff am zweiten Morgen,
Die Lüfte wehen lind und warm.
„O Periander, eitle Sorgen!
Vergiß sie nun in meinem Arm!
Wir wollen mit Geschenken
Die Götter reich bedenken
Und jubeln in der Gäste Schwarm." —

5 Es bleiben Wind und See gewogen,
Auch nicht ein fernes Wölkchen graut.
Er hat nicht allzu viel den Wogen,
Den Menschen allzu viel vertraut.
Er hört die Schiffer flüstern,
Nach seinen Schätzen lüstern;
Doch bald umringen sie ihn laut.

6 „Du darfst, Arion, nicht mehr leben!
Begehrst du auf dem Land' ein Grab,
So mußt du hier den Tod dir geben;
Sonst wirf dich in das Meer hinab." —
So wollt ihr mich verderben?
Ihr mögt mein Gold erwerben,
Ich kaufe gern mein Blut euch ab. —

7 „Nein, nein, wir lassen dich nicht wandern,
Du wärst ein zu gefährlich Haupt.
Wo blieben wir vor Periandern,
Verriethst du, daß wir dich beraubt?
Uns kann dein Gold nicht frommen,
Wenn wieder heimzukommen
Uns nimmermehr die Furcht erlaubt." —

Gewährt mir denn noch eine Bitte, 8
Gilt, mich zu retten, kein Vertrag:
Daß ich nach Zitherspieler Sitte,
Wie ich gelebet, sterben mag.
Wenn ich mein Lied gesungen,
Die Saiten ausgeklungen,
Dann fahre hin des Lebens Tag.

Die Bitte kann sie nicht beschämen, 9
Sie denken nur an den Gewinn,
Doch solchen Sänger zu vernehmen,
Das reizet ihren wilden Sinn.
„Und wollt ihr ruhig lauschen,
Laßt mich die Kleider tauschen:
Im Schmuck nur reißt Apoll mich hin." —

Der Jüngling hüllt die schönen Glieder 10
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Zither ruht in seiner Linken, 11
Die Rechte hält das Elfenbein.
Er scheint erquickt die Luft zu trinken,
Er strahlt im Morgensonnenschein.
Es staunt der Schiffer Bande;
Er schreitet vor zum Rande
Und sieht in's blaue Meer hinein.

Er sang: „Gefährtin meiner Stimme! 12
Komm, folge mir in's Schattenreich!
Ob auch der Höllenhund ergrimme,
Die Macht der Töne zähmt ihn gleich.
Elysiums Heroen,
Dem dunkeln Strom entflohen,
Ihr friedlichen, schon grüß' ich euch!

Doch, könnt ihr mich des Grams entbinden? 13
Ich lasse meinen Freund zurück.
Du gingst, Eurydicen zu finden:
Der Hades barg dein süßes Glück.

Da wie ein Traum zerronnen,
Was dir dein Lied gewonnen,
Verfluchtest du der Sonne Blick. —

14 Ich muß hinab, ich will nicht zagen!
Die Götter schauen aus der Höh'.
Die ihr mich wehrlos habt erschlagen,
Erblasset, wenn ich untergeh'!
Den Gast, zu euch gebettet,
Ihr Nereïden, rettet!" —
So sprang er in die tiefe See.

15 Ihn decken alsobald die Wogen.
Die sichern Schiffer segeln fort.
Delphine waren nachgezogen,
Als lockte sie ein Zauberwort:
Eh' Fluthen ihn ersticken,
Beut einer ihm den Rücken
Und trägt ihn sorgsam hin zum Port.

16 Des Meers verworrenes Gebrause
Ward stummen Fischen nur verlieh'n;
Doch lockt Musik aus salz'gem Hause
Zu frohen Sprüngen den Delphin.
Sie konnt' ihn oft bestricken,
Mit sehnsuchtsvollen Blicken
Dem falschen Jäger nachzuzieh'n.

17 So trägt den Sänger mit Entzücken
Das menschenliebend sinn'ge Thier.
Er schwebt auf dem gewölbten Rücken,
Hält im Triumph der Leier Zier,
Und kleine Wellen springen
Wie nach der Saite Klingen
Rings in dem bläulichen Revier.

18 Wo der Delphin sich sein entladen,
Der ihn gerettet uferwärts,
Da ward dereinst an Felsgestaden
Das Wunder aufgestellt in Erz.
Jetzt, da sich jedes trennte
Zu seinem Elemente,
Grüßt ihn Arions volles Herz:

19 „Leb' wohl, und könnt' ich dich belohnen,
Du treuer, freundlicher Delphin!
Du kannst nur hier, ich dort nur wohnen,
Gemeinschaft ist uns nicht verlieh'n.
Dich wird auf feuchten Spiegeln
Noch Galatea zügeln,
Du wirst sie stolz und heilig zieh'n. —

Arion eilt nun leicht von hinnen, 20
Wie einst er in die Fremde fuhr.
Schon glänzen ihm Korinthus Zinnen,
Er wandelt singend durch die Flur.
Mit Lieb' und Lust geboren,
Vergißt er, was verloren,
Bleibt ihm der Freund, die Zither, nur.

Er tritt hinein: „Vom Wanderleben 21
Nun ruh' ich, Freund, an deiner Brust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie wurde vieler Tausend Lust.
Zwar falsche Räuber haben
Die wohlerworb'nen Gaben,
Doch bin ich mir des Ruhms bewußt."

Dann spricht er von den Wunderdingen, 22
Daß Periander staunend horcht.
„Soll Jenen solch' ein Raub gelingen?
Ich hätt' umsonst die Macht geborgt.
Die Thäter zu entdecken,
Mußt du dich hier verstecken,
So nah'n sie wohl sich unbesorgt." —

Und als im Hafen Schiffer kommen, 23
Bescheidet er sie zu sich her.
„Habt vom Arion ihr vernommen?
Mich kümmert seine Wiederkehr." —
Wir ließen recht im Glücke
Ihn zu Tarent zurücke. —
Da, siehe! tritt Arion her.

Gehüllt sind seine schönen Glieder 24
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Zither ruht in seiner Linken, 25
Die Rechte hält das Elfenbein;
Sie müssen ihm zu Füßen sinken,
Es trifft sie wie des Blitzes Schein.

„Ihn wollten wir ermorden:
Er ist zum Gotte worden;
O schläng' uns nur die Erd' hinein!" —

26 „Er lebet noch, der Töne Meister;
Der Sänger steht in heil'ger Hut.
Ich rufe nicht der Rache Geister,
Arion will nicht euer Blut.
Fern mög't ihr zu Barbaren,
Des Geizes Knechte, fahren;
Nie labe Schönes euren Muth!"

A. W. Schlegel.

§ 25. Das Märchen.

Das Märchen ist eine Erzählung, worin die Phantasie ihr regelloses Spiel treibt, wie in einem Traume, ohne sich an die Wahrheit des Lebens und der Natur zu halten, also phantastisch. Wenn ihm aber auch auf diese Weise die Wahrscheinlichkeit gebricht, ihm keine andere Bestimmung gegeben zu sein scheint, als die vorübergehende Unterhaltung derer, die dem kindlichen Alter noch nicht entwachsen sind: so wird es doch auch oft zur Kunstpoesie, insofern ihm eine Idee zum Grunde liegt. Diese muß dann freilich eine Wahrheit sein, welche mit den Gesetzen der Vernunft und den naturgemäßen Erscheinungen des Lebens übereinstimmt, und nur die Mittel, wodurch sie in's Leben tritt, sind unwahrscheinlich. Auch die künstlerische Einheit darf ihm, ungeachtet des freiesten Spielraums für die Phantasie, nicht fehlen. — Da auch das Märchen eine sagenhafte Dichtung ist, konnte Musäus die deutschen Volkssagen auch Volksmärchen nennen. Gleich andern Sagen stützt sich auch das Märchen gern auf einen geschichtlichen Grund. Diese Unterlage schmückt es, ähnlich dem romantischen Epos, mit Zauberern, Feen und andern Geistern aus, indem dieselben dazu dienen müssen, die Begebenheiten zu entwickeln. In seiner heutigen Erscheinung aus dem Oriente stammend, von wo es namentlich durch die Kreuzzüge zu uns kam, trägt es in der reichen Fülle und dem Glanze seiner Phantasie, sowie auch oft in seinem Gegenstande, noch heut den orientalischen Charakter. Meistens erscheint es in ungebundener Rede, selten in Versen, wie die Abassiden, von Platen; Tulifäntchen, von Immermann; Ein Märchen, von Prutz; König Rübezahl und seine Gnomen, von Schwarzschild. — Es ist also das Märchen eine Sage, welche phantastischer gehalten ist, als andere Sagen, und welche besonders den orientalischen Charakter an sich trägt. Wie die Sage kann es auch in allerlei dichterischen Formen erscheinen, selbst in dramatischer, wie Aladdin oder die Wunderlampe, von Oehlenschläger; auch Wolfgang Menzel und Otto v. d. Weiden haben dramatische Märchen geschrieben. Eins der schönsten jener Märchen, die als Kunstpoesie erscheinen, ist Undine, von Fouqué, dem die Idee zum Grunde liegt, daß Liebe die Natur beseelt, daß dem bloß lebensfrohen, natürlichen Menschen erst die Liebe die Tiefen seines Gemüthes öffnet. — Es folgt ein kleineres Märchen in metrischer Form als poetische Erzählung. (Ein Verzeichniß von neueren Märchenbüchern siehe in den Blättern f. lit. Unterhaltg. 1847. Dezbr.)

Abdallah.*)

Abdallah liegt behaglich am Quell der Wüste und ruht; 1
Es weiden um ihn die Kameele, die achtzig, sein ganzes Gut.
Er hatte mit Kaufmannswaaren Balsora glücklich erreicht,
Bagdad zurück zu gewinnen, wird ledig die Reise ihm leicht.

Da kommt zur selben Quelle, zu Fuß am Wanderstab, 2
Ein Derwisch ihm entgegen, den Weg von Bagdad herab.
Sie grüßen einander, sie setzen beisammen sich zum Mahl,
Und loben den Trunk der Quelle, und loben Allah zumal.

Sie haben um ihre Reise theilnehmend einander gefragt, 3
Was jeder verlanget zu wissen, willfährig einander gesagt,
Sie haben einander erzählet von dem und jenem Ort;
Da spricht zuletzt der Derwisch ein gar bedächtig Wort:

„Ich weiß in dieser Gegend, und kenne wohl den Platz, 4
„Und könnte dahin dich führen, den unermeßlichsten Schatz;
„Man könnte daraus belasten mit Gold und Edelgestein
„Wohl achtzig, wohl tausend Kameele, es würde zu merken nicht sein."

Abdallah lauschet betroffen, ihn blendet des Goldes Glanz. 5
Es rieselt ihm kalt durch die Adern, und Gier erfüllt ihn ganz.
„Mein Bruder, hör', mein Bruder, o führe dahin mich gleich!
„Dir kann der Schatz nichts nützen, du machst mich glücklich und reich!

„Laß dort mit Gold uns beladen die achtzig Kameele mein, 6
„Nur achtzig Kameeleslasten, es wird zu merken nicht sein.
„Und dir, mein Bruder, verheiß' ich, zu deines Dienstes Sold,
„Das beste von allen, das stärkste, mit seiner Last von Gold."

Darauf der Derwisch: „Mein Bruder, ich hab' es anders gemeint: 7
„Dir vierzig Kameele, mir vierzig, das ist, was billig mir scheint.
„Den Werth der vierzig Kameele empfängst du millionenfach!
„Und hätt' ich geschwiegen, mein Bruder, o denke, mein Bruder, doch nach."

„Wohlan, wohlan, mein Bruder, laß gleich uns ziehen dahin, 8
„Wir theilen gleich die Kameele, wir theilen gleich den Gewinn!"
Er sprach's, doch thaten ihm heimlich die vierzig Lasten leid,
Dem Geiz in seinem Herzen gesellte sich der Neid.

Und so erhoben die beiden vom Lager sich ohne Verzug, 9
Abdallah treibt die Kameele, der Derwisch leitet den Zug.
Sie kamen zu den Hügeln; dort öffnet, eng und schmal,
Sich eine Schlucht zum Eingang in ein geräumig Thal.

*) Dasselbe Märchen hat Rückert bearbeitet: Gesammelte Ged. 3. Bd. S. 75: Der Blinde.

10 Schroff, überhangend umschließet die Felswand rings den Raum;
Noch drang in diese Wildniß des Menschen Fuß wohl kaum.
Sie halten; bei den Thieren Abdallah sich verweilt,
Der sie, der Last gewärtig, in zwei Gefolge vertheilt.

11 Indessen häuft der Derwisch am Fuß der Felsenwand
Verdorrtes Gras und Reisig, und steckt den Haufen in Brand.
Er wirft, sowie die Flamme sich prasselnd erhebt, hinein,
Mit seltsamem Thun und Reden, viel kräftige Spezerei'n.

12 In Wirbeln wallt der Rauch auf, verfinstert schier den Tag,
Die Erde bebt, es dröhnet ein starker Donnerschlag,
Die Finsterniß entweichet, der Tag bricht neu hervor,
Es zeigt sich in dem Felsen ein weit geöffnet Thor.

13 Es führt in prächtige Hallen, wie nimmer ein Aug' sie geschaut,
Aus Edelgestein und Metallen von Geistern der Tiefen erbaut;
Es tragen gold'ne Pilaster ein hohes Gewölb' von Krystall,
Hellfunkelnde Karfunkel verbreiten Licht überall.

14 Es lieget zwischen den gold'nen Pilastern, unerhört,
Das Gold hoch aufgespeichert, deß Glanz den Menschen bethört;
Es wechseln mit den Haufen des Goldes, die Hallen entlang,
Demanten, Smaragden, Rubinen, dazwischen nur schmal der Gang.

15 Abdallah schaut betroffen, ihn blendet des Goldes Glanz,
Es rieselt ihm kalt durch die Adern, und Gier erfüllt ihn ganz.
Sie schreiten zum Werk, der Derwisch hat klug sich Demanten erwählt,
Abdallah wühlet im Golde, im Golde, das nur ihn beseelt.

16 Doch bald begreift er den Irrthum, und wechselt die Last und tauscht
Für Edelgestein und Demanten das Gold, deß Glanz ihn berauscht,
Und, was er fort zu tragen die Kraft hat, minder ihn freut,
Als, was er liegen muß lassen, ihn heimlich wurmt und reut.

17 Geladen sind die Kameele schier über ihre Kraft,
Abdallah sieht mit Staunen, was ferner der Derwisch schafft;
Der geht den Gang zu Ende und öffnet eine Truh',
Und nimmt daraus ein Büchslein und schlägt den Deckel zu.

18 Es ist von schlichtem Holze, und, was darin verwahrt,
Gleich werthlos, scheint nur Salbe, womit man salbt den Bart.
Er hat es prüfend betrachtet, das war das rechte Geschmeid',
Er steckt es wohlgefällig in sein gefaltet Kleid.

19 Drauf schritten hinaus die Beiden, und draußen auf dem Plan
Vollbringt der Derwisch die Bräuche, wie er's beim Eintritt gethan.
Der Schatz verschließt sich donnernd; ein jeder übernimmt
Die Hälfte der Kameele, die ihm das Loos bestimmt.

Sie brechen auf, und wallen zum Quell der Wüste vereint, 20
Wo sich die Straßen trennen, die jeder zu nehmen meint;
Dort scheiden sie und geben einander den Bruderkuß,
Abdallah zeigt sich erkenntlich mit tönender Worte Erguß.

Doch, wie er abwärts treibet, schwillt Neid in seiner Brust, 21
Die andern vierzig Lasten, sie dünken ihm eig'ner Verlust:
Ein Derwisch, solche Schätze, die eigenen Kameele, — das kränkt!
Und was bedarf der Schätze, wer nur an Allah denkt?

„Mein Bruder, hör', mein Bruder! — so folgt er seiner Spur — 22
„Nicht um den eigenen Vortheil, ich denke an deinen nur.
„Du weißt nicht, welche Sorgen, und weißt nicht, welche Last
„Du, Guter, an vierzig Kameelen dir aufgebürdet hast!

„Noch kennst du nicht die Tücke, die in den Thieren wohnt! 23
„O glaub' es mir: der Mühen von Jugend auf gewohnt,
„Versuch' ich's wohl mit achtzig, dir wird's mit vierzig zu schwer,
„Du führst vielleicht noch dreißig, doch vierzig nimmermehr."

Darauf der Derwisch: „Ich glaube, daß Recht du haben magst, 24
„Schon dacht' ich bei mir selber, was du, mein Bruder, mir sagst;
„Nimm, wie dein Herz begehret, von diesen Kameelen noch zehn,
„Du sollst von deinem Bruder nicht unbefriedigt geh'n."

Abdallah dankt und scheidet, und denkt in seiner Gier: 25
Und wenn ich zwanzig begehrte, der Thor, er gäbe sie mir!
Er kehrt zurück im Laufe, es muß versuchet sein,
Er ruft, ihn hört der Derwisch, und harret gelassen sein.

„Mein Bruder, hör', mein Bruder, o traue meinem Wort, 26
„Du kommst, unkundig der Wartung, mit dreißig Kameelen nicht fort,
„Die widerspenstigen Thiere sind störriger, denn du denkst,
„Du machst es dir bequemer, wenn du mir zehn noch schenkst."

Darauf der Derwisch: „Ich glaube, daß Recht du haben magst, 27
„Schon dacht' ich bei mir selber, was du, mein Bruder, mir sagst;
„Nimm, wie dein Herz begehret, von diesen Kameelen noch zehn,
„Du sollst von deinem Bruder nicht unbefriedigt geh'n."

Und, wie so leicht gewähret, was kaum er sich gedacht 28
Da ist in seinem Herzen erst recht die Gier erwacht.
Er hört nicht auf, er fordert, wohl ohne sich zu scheu'n,
Noch zehen von den zwanzig, und von den zehen neun.

Das eine nur, das letzte, dem Derwisch übrig bleibt, 29
Noch dies ihm abzufordern des Herzens Gier ihn treibt;
Er wirft sich ihm zu Füßen, umfasset seine Knie:
„Du wirst nicht Nein mir sagen, noch sagtest du Nein mir nie."

30 „So nimm das Thier, mein Bruder, wonach dein Herz begehrt,
„Es ist, daß traurig du scheidest von deinem Bruder, nicht werth;
„Sei fromm und weis' im Reichthum, und beuge vor Allah dein Haupt,
„Der, wie er Schätze spendet, auch Schätze wieder raubt."

31 Abdallah dankt und scheidet, und denkt in seinem Sinn:
Wie mochte der Thor verscherzen so leicht den reichen Gewinn?
Da fällt ihm ein das Büchschen: das ist das rechte Geschmeid'!
Wie barg er's wohlgefällig in sein gefaltet Kleid!

32 Er kehrt zurück: „Mein Bruder, mein Bruder! auf ein Wort,
„Was nimmst du doch das Büchschen, das schlechte, mit dir noch fort?
„Was soll dem frommen Derwisch der weltlich eitle Tand?" —
„So nimm es," spricht der Derwisch, und legt es in seine Hand.

33 Ein freudiges Erschrecken den Zitternden befällt,
Wie er auch noch das Büchschen, das räthselhafte, hält;
Er spricht, kaum dankend, weiter: „So lehre mich nun auch,
„Was hat denn diese Salbe für einen besondern Gebrauch?"

34 Der Derwisch: „Groß ist Allah, die Salbe wunderbar;
„Bestreichst du dein linkes Auge damit, durchschauest du klar
„Die Schätze, die schlummernden alle, die unter der Erde sind, —
„Bestreichst du dein rechtes Auge, so wirst du auf beiden blind."

35 Und selber zu versuchen die Tugend, die er kennt,
Der wunderbaren Salbe, Abdallah nun entbrennt:
„Mein Bruder, hör', mein Bruder, du machst es besser, traun!
„Bestreiche mein Auge, das linke, und laß die Schätze mich schau'n."

36 Willfährig thut's der Derwisch; da schaut er unterwärts
Das Gold in Kammern und Adern, das gleißende, schimmernde Erz;
Demanten, Smaragden, Rubinen, Metall und Edelgestein,
Sie schlummern unten und leuchten mit seltsam lockendem Schein.

37 Er schaut's und starrt betroffen, ihn blendet des Goldes Glanz,
Es rieselt ihm kalt durch die Adern, und Gier erfüllt ihn ganz,
Er denkt: würd' auch bestrichen mein rechtes Auge zugleich,
Vielleicht besäß' ich die Schätze und würd' unermeßlich reich.

38 „Mein Bruder, hör', mein Bruder, zum letztenmal mich an:
„Bestreiche mein rechtes Auge, wie du das linke gethan,
„Noch diese meine Bitte, die letzte, gewähre du mir,
„Dann scheiden unsere Wege, und Allah sei mit dir!"

39 Darauf der Derwisch: „Mein Bruder, nur Wahrheit sprach mein Mund.
„Ich machte dir die Kräfte von deiner Salbe kund,
„Ich will nach allem Guten, das ich dir schon erwies,
„Die strafende Hand nicht werden, die dich in's Elend stieß."

Nun hält er fest am Glauben, und brennt vor Ungeduld; 40
Den Neid, die Schuld des Herzens, gibt er dem Derwisch Schuld;
Daß dieser so sich weigert, das ist für ihn der Sporn;
Der Gier in seinem Herzen gesellet sich der Zorn.

Er spricht mit höhnischem Lachen: „Du hältst mich für ein Kind, — 41
„Was sehend auf einem Auge, macht nicht auf dem andern mich blind!
„Bestreiche mein rechtes Auge, wie du das linke gethan,
„Und wisse, daß, falls du mich reizest, Gewalt ich brauchen kann.“

Und wie er noch der Drohung die That hinzugefügt, 42
Da hat der Derwisch endlich stillschweigend ihm genügt;
Er nimmt zur Hand die Salbe, sein rechtes Aug' er bestreicht, —
Die Nacht ist angebrochen, die keinem Morgen weicht.

„O Derwisch, arger Derwisch, du doch die Wahrheit sprachst! 43
„Nun heile, Kenntnißreicher, was selber du verbrachst.“ —
„Ich habe nichts verbrochen, dir ward, was du gewollt,
„Du stehst in Allah's Händen, der alle Schulden zollt.“

Er fleht und schreit vergebens, und wälzt sich in dem Staub, 44
Der Derwisch, abgewendet, bleibt seinen Klagen taub;
Der sammelt die achtzig Kameele und gen Balsora treibt,
Derweil Abdallah verzweifelnd am Quell der Wüste verbleibt.

Die er nicht schaut — die Sonne, vollbringet ihren Lauf, 45
Sie ging am andern Morgen, am dritten wieder auf,
Noch lag er da verschmachtend; ein Kaufmann endlich kam,
Der nach Bagdad aus Mitleid den blinden Bettler nahm.

Chamisso.

B. Epische Dichtungsarten, die ihren Stoff dem Leben der Wirklichkeit gemäß erzählen, oder ihn aus demselben schöpfen.

§ 26. Die Erzählung.

Sie stellt in ungebundener Rede eine interessante Begebenheit dar, sei diese nun im geselligen Leben der Menschen wirklich vorgefallen, oder auf eine den Erscheinungen des wirklichen Lebens entsprechende Weise erfunden. Auch die Wissenschaft, namentlich die Geschichte, erzählt; aber es ist ihr immer nur um äußere und authentische Thaten und Ereignisse zu thun, während die Erzählung, die wir in's Gebiet der Poesie ziehen, 1) auch die inneren Zustände des Gemüthes enthüllt und dieselben als den Keim oder als die Frucht der Begebenheiten, wenigstens immer in genauer Wechselwirkung auf einander, darstellt; 2) bei der Darstellung die Phantasie thätig sein läßt, welche dem Stoffe das Gewand der Schönheit

giebt und ihn auf eine Weise formt, welche durch wohlberechnete Vertheilung und Zurechtstellung der Einzelnheiten und durch eine künstlerisch begründete Aussonderung des Unnöthigen, ihm das Interesse des Lesers in höherem als gewöhnlichem Grade sichert. Die Erzählung behandelt den ganzen Zusammenhang einer Begebenheit mit ihren Ursachen und Folgen in gleichmäßiger Ausführlichkeit, und es werden also nicht, wie es in der sogenannten poetischen Erzählung (§ 27, 2) der Fall ist, bloß einzelne Momente herausgehoben; dennoch aber darf sich das Unbedeutende nicht breit machen, da es den frischen und lebendigen Fortgang der Begebenheit nur aufhalten würde. Eine Hauptperson, wie sie der Roman bedarf, ist der Erzählung nicht nöthig, sondern es können mehrere Personen von gleicher Bedeutung nebeneinander stehen, weil nicht die Entwickelung eines einzelnen Charakters, sondern die Darstellung einer Begebenheit das Hauptziel einer Erzählung ist und eine solche Begebenheit oft nur durch gleichmäßige Mitwirkung mehrerer Personen bewirkt werden kann. Die künstlerische Einheit der Erzählung muß also in der Begebenheit selbst gesucht werden, und sie wird darin bestehen, daß Alles, was geschieht, sich auf die Hauptbegebenheit bezieht und dieselbe herbeiführen hilft; denn sonst wäre eine Erzählung ja nur die willkürliche Zusammenstellung von Ereignissen, die einander nichts angehen und auch getrennt erzählt werden konnten; auch hätte die Begebenheit dann keinen rechten Schluß, weil sie sich eben so beliebig noch durch andere Ereignisse erweitern und fortsetzen ließe. Ihr Werth besteht in der künstlerischen Form, welche in planvoller Abgeschlossenheit und Einheit ein bestimmtes, in allen seinen sich auf einander beziehenden Theilen vollendetes Ganzes herausstellt; er besteht ferner in dem Interesse, welches die Begebenheit durch ihre Ungewöhnlichkeit in dem Leser erweckt; in der schönen Darstellung, welche das Interesse wach zu erhalten und zu erhöhen vermag und Alles in klaren Umrissen und Beschreibungen vor den Geist des Lesers hinstellt; er besteht endlich in einer Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit der dargestellten Personen, Ereignisse und Gemüthszustände, welche sich doch fern von Trivialität zu erhalten weiß. Die Länge oder Kürze trägt nichts zu dem Begriffe der Erzählung bei; die letzten Tage von Pompeji, von Bulver, sind z. B. so lang, wie ein Roman zu sein pflegt, und doch nur eine größere Erzählung (vgl. § 28, d).

a) Ein Beispiel einer guten Erzählung ist: Der Landprediger von Wakefield, von Oliver Goldsmith, aus dem Engl. Da ist Wahrheit und Natürlichkeit der Charaktere, Wahrheit des Seelenlebens und wahrscheinlich auch Wahrheit des öffentlichen Familienlebens jener Zeit; da ist auch, namentlich in der Person des Landpredigers selbst, mit seltener Geschicklichkeit Idealität und Natürlichkeit mit einander verbunden.

§ 27. Die poetische Erzählung.

1) Im weiteren Sinne.

Die poetische Erzählung unterscheidet sich von der gewöhnlichen zunächst durch die rhythmische Form, während sich die letztere (§ 26) der ungebundenen Sprache bedient. Es ist also eigentlich jede epische Dichtung in rhythmischer Form eine poetische Erzählung zu nennen, mag ihr Inhalt sagenhaft sein, der Wirklichkeit des Lebens entsprechen, oder symbolisch behandelt werden. Dennoch pflegt man speziell

mit diesem Namen nur solche Erzählungen zu bezeichnen, deren Inhalt der Wirklichkeit des Lebens entspricht, also nichts Sagenhaftes, Wunderbares und Unwahrscheinliches darbietet. — Im weiteren Sinne rechnet man hierher alle die Gedichte, welche eine kleine Begebenheit, eine einzelne That, einen einzelnen Zug aus dem Leben eines oder mehrerer Menschen erzählen, ja selbst Anekdoten, die in Verse gebracht worden sind. Der Inhalt muß natürlich immer poetisch sein und durch Phantasie- und Gemüthsleben, durch Idealität ein höheres Interesse erwecken, wenn er nicht versifizirte Prosa sein will. Bestimmt ausgeprägter Charakter der Begebenheit und der Person ist das Haupterforderniß jeder poetischen Erzählung; abwechselnd wird in der einen die Person, in der andern die Begebenheit das Hauptinteresse erwecken. — In Betreff der poetischen Form kann sich der Dichter der ausgedehntesten Freiheit bedienen, indem er sowohl regelmäßig wiederkehrende Strophen, als auch jedes andere Versmaaß wählen darf, auch den Reim nicht festzuhalten nöthig hat. Dieser Freiheit wegen ist die poetische Erzählung auch oft mit andern Dichtungsarten verwandt und erscheint z. B. als Lied, wenn sie, wie in: Das Erkennen, S. 54, in gesangartige Strophen gefaßt ist; oder sie ist der Ballade ähnlich, wenn sie in solchen Lieder-Strophen einen ernsten, gewichtigen Inhalt einfachen Sinnes besingt (Columbus, von Luise Brachmann); oder sie gleicht der Romanze, wenn ihr Inhalt entweder an die romantische Zeit, oder an die Begeisterung derselben für Frömmigkeit, Liebe, Ehre und Ruhm erinnert. Prägt sie in solchen Fällen den Charakter der eigentlichen poetischen Erzählung nicht rein genug aus, so kann ihr dies von ihrem poetischen Werthe nichts rauben, der unabhängig von der Eintheilung in Dichtungsarten besteht.

Johannes Kant.

Den kategorischen Imperativus fand,
Das weiß ein jedes Kind, Immanuel Kant.
Dem kategorischen Imperativus treu
Zwang durch ihn wilde Seelen zu frommer Scheu
Lang vor Immanuel Herr Johannes Kant,
Und wenige wissen's, wie die Sache bewandt.

Derselbe ein Doktor Theologiä war,
In schwarzer Kutte, mit langem Bart und Haar;
So saß er zu Krakau auf dem Lehrersitz,
So ging er einher gegürtet, in Kält' und Hitz',
Ein rein Gemüth, ein immer gleicher Sinn,
Dem Unrecht dulden, nicht thun, stets däuchte Gewinn.
Im grauen Alter zog ein Sehnen den Kant
Gen Schlesien in sein altes Vaterland.
Er schloß die Bücher in'n Schrein, bestellt sein Haus,
Den Seckel nahm er und zog in die Ferne hinaus.
Gemächlich ritt in der schweren, schwarzen Tracht
Der Doktor durch der polnischen Wälder Nacht;
Doch in der Seele, da wohnt' ihm lichter Schein,
Die goldenen Sprüche zogen aus und ein,
In's Herz schoß Strahlen ihm das göttliche Wort,
Voll innern Sonnenlichts, so ritt er fort.
Auch merkt' er nicht, wie das Thier in finst'rer Schlucht
Den Weg durch Abenddunkel und Dickicht sucht,
Er hört nicht vor und hinter sich Tritt und Trott,

Er ist noch immer allein mit seinem Gott.
Da wimmelt's plötzlich um ihn zu Roß, zu Fuß,
Da flucht in's Ohr ihm der Wegelagerer Gruß;
Es stürmen auf den heiligen Mann sie ein,
Es blinken Messer und Schwert im Mondenschein.
Er weiß nicht, wie ihm geschieht, er steigt vom Roß,
Und eh' sie's fordern, theilt er sein Gut dem Troß.
Den vollen Reisebeutel streckt er dar,
Darin bei'm Groschen manch' blanker Thaler war;
Vom Halse löst er ab die güldene Kett',
Er reißt die schmucken Borten vom Baret;
Den Ring vom Finger und aus der Tasche zieht
Das Meßbuch er mit Silberbeschläg' und Niet';
Daß sie das Pferd abführen mit Sattel und Zaum,
Der arm' erschrock'ne Mann, er sieht es kaum;
Erst wie er alles Schmuckes und Gutes baar,
Da flehet er um sein Leben zu der Schaar.
Der bärtige Hauptmann faßt ihn an der Brust
Und schüttelt sie mit derber Räuberlust.
„Gabst du auch Alles?" brüllt's um ihn und murrt,
„Trägst nichts versteckt in Stiefel oder in Gurt?"
Die Todesangst schwört aus dem Doktor: „Nein!"
Und aber: „nein!" Es zittert ihm Fleisch und Bein.
Da stoßen sie fort ihn in den schwarzen Wald;
Er eilt, als wär' er zu Roß noch, ohne Halt;
Doch fährt die Hand im Gehen ihm wie im Traum
Hinab an der langen Kutte vorder'm Saum,
Mit Angst fühlt sie herum an allem Wulst,
Und endlich findet sie da die rechte Schwulst,
Wo eingenäht, geborgen und unentdeckt
Der güldene Sparpfennig sich versteckt.
Nun will dem Mann es werden recht sanft und leicht:
Mit all' dem Gold er die Heimat wohl erreicht;
Er mag mit Gottes Hilfe vom Schrecken ruh'n,
Mit Freunden und Vettern sich recht gütlich thun. —
Da stand er plötzlich still, denn in ihm rief
Mit lauter Stimme der heilige Imperativ:
„Leug nicht! leug nicht! du hast gelogen, Kant!"
Das einzige Wort ihm auf der Seele brannt';
Vergessen war der Heimat fröhliche Lust,
Er war allein der Lüge sich bewußt.
Und schneller, als ihn getrieben der Freiheit Glück,
Trieb ihn der Sünde Pein nun zurück, zurück!
Schon winkt von Ferne der unglücksel'ge Platz,
Die Räuber theilten dort noch immer den Schatz,
Am Mondlicht prüfen sie sich das Allerlei,
Die Pferde weiden zwischen den Büschen frei.
Und wie sie lagern im Gras, und tauschen, tritt
In ihre Mitte der Kant mit hastigem Schritt.
Er stellt demüthig sich vor die Räuber hin,
Er sprach: „O wisset, daß ich ein Lügner bin!
Doch log der Schrecken aus mir, darum verzeiht!"
Mit diesem Worte riß er den Saum vom Kleid,
In hohler Hand beut er ein Häuflein Gold,
Darüber des Mondscheins blinkende Welle rollt.
Weil keiner zugreift, bittet er ganz beschämt:
„Das hab' ich böslich vor euch verleugnet, nehmt!"

Den Räubern aber wird's wunderlich im Kopf,
Sie möchten lachen und spotten ob dem Tropf;
Und ihre Lippe findet doch keinen Laut,
Und ihr vertrocknetes, starres Auge thaut.
Und in dem bleiernen Schlummer, den er schlief,
Regt sich in ihnen plötzlich der Imperativ,
Der wunderbare, *das heil'ge Gebot*: „Du sollt —
Du sollt nicht stehlen!" und vor der Hand voll Gold
Aufspringen sie, dann werfen sich All' auf's Knie,
Ein tiefes Schweigen waltet: denn Gott ist hie.

Jetzt aber regt sich emsig die ganze Schaar:
Der reicht den Beutel und der die Kette dar,
Ein Dritter bringt das Pferd gesattelt, gerüst't,
Das Meßbuch reicht der Hauptmann — er hat's geküßt.
Dann helfen sie ihm zu Roß mit willigem Dienst,
Nichts bleibt zurück vom neuen Räubergewinnst,
Ja, mußte Herr Kant nur sein auf seiner Hut,
Daß sie ihm nicht auch schenkten gestohlen Gut.
Er scheidet, er theilt den Segen aus vom Pferd',
Wünscht ihnen gründliche Reu', die sie bekehrt.
Nur dacht' er traurig, als um die Eck' er bog:
„Ihr armen Schelmen, ihr stehlet — und ich log!"

Doch als er kam zum finstern Walde hinaus,
Da war verschwunden der Sünde ganzer Graus,
Da stand der Morgenhimmel in rother Gluth,
Da ward dem frommen Wanderer froh zu Muth.
„Dein Wille gescheh' im Himmel und auf der Erd'!"
So betet der Kant, und gibt die Sporen dem Pferd.

Gust. Schwab.

Die Widersprecherin.

Ismene hatte noch, bei vielen andern Gaben,
Auch diese, daß sie widersprach.
Man sagt es überhaupt den guten Weibern nach,
Daß alle diese Tugend haben;
Doch, wenn's auch tausendmal der ganze Weltkreis spricht,
So halt' ich's doch für ein Gedicht
Und sag' es öffentlich: ich glaub' es ewig nicht.
Ich bin ja auch mit mancher Frau bekannt,
Ich hab' es oft versucht und manche schön genannt,
So häßlich sie auch war, bloß, weil ich haben wollte,
Daß sie mir widersprechen sollte;
Allein sie widersprach mir nicht,
Und also ist es falsch, daß jede widerspricht.
So kränkt man euch, ihr guten Schönen!
Jetzt komm' ich wieder zu Ismenen.
Ismenen sagte man's nicht aus Verläumdung nach;
Es war gewiß, sie widersprach.
Einst saß sie mit dem Mann bei Tische;
Sie aßen unter Anderm Fische,
Mich däucht, es war ein grüner Hecht.
Mein Engel, sprach der Mann, mein Engel, ist mir recht,
So ist der Fisch nicht gar zu blau gesotten.
„Das, rief sie, hab' ich wohl gedacht,
So gut man auch die Anstalt macht,
So finden Sie doch Grund, der armen Frau zu spotten.
Ich sag' es Ihnen kurz, der Hecht ist gar zu blau."

Gut, sprach er, meine liebe Frau,
Wir wollen nicht darüber streiten,
Was hat die Sache zu bedeuten?

So wie dem welschen Hahn, dem man was Rothes zeigt,
Der Zorn den Augenblick in Nas' und Lefzen steigt,
Sie roth und blau durchströmt, lang auseinander treibet,
In beiden Augen blitzt, sich in den Flügeln sträubet,
In alle Federn dringt und sie gen Himmel kehrt,
Und zitternd, mit Geschrei und Poltern, aus ihm fährt:
So schießt Ismenen auch, da dies ihr Liebster spricht,
Das Blut den Augenblick in ihr sonst blaß Gesicht;
Die Adern liefen auf, die Augen wurden enger,
Die Lippen dick und blau und Kinn und Nase länger;
Ihr Haar bewegte sich, stieg voller Zorn empor,
Und stieß, indem es stieg, das Nachtzeug von dem Ohr.
Drauf fing sie zitternd an: „Ich, Mann! ich, deine Frau,
Ich sag' es noch einmal, der Hecht war gar zu blau!“
Sie nimmt das Glas und trinkt. O! laßt sie doch nicht trinken!
Ihr Liebster geht und sagt kein Wort;
Kaum aber ist ihr Liebster fort:
So sieht man sie in Ohnmacht sinken.
Wie konnt' es anders sein? Gleich auf den Zorn zu trinken!

Ein plötzliches Geräusch bewegt das ganze Haus;
Man bricht der Frau die Daumen aus;
Man streicht sie kräftig an; kein Balsam will sie stärken.
Man reibt ihr Schlaf und Puls; kein Leben ist zu merken.
Man nimmt versengtes Haar und hält's ihr vor's Gesicht;
Umsonst! Umsonst! sie riecht es nicht!
Nichts kann den Geist ihr wiedergeben.
Man ruft den Mann; er kömmt, und schreit: Du stirbst, mein Leben!
Du stirbst? Ich armer Mann! Ach! meine liebe Frau,
Wer hieß mich doch dir widerstreben!
Ach, der verdammte Fisch! Gott weiß, er war nicht blau. —
Den Augenblick bekam sie wieder Leben.
„Blau war er, rief sie aus, willst du dich noch nicht geben?“

So that der Geist des Widerspruchs
Mehr Wirkung, als die Kraft des heftigsten Geruchs!

Gellert.

Karl der Zwölfte und der Pommersche Bauer Müsebeck.

In seinem Zelt vor Bender sitzt Karl der Zwölfte still,
Kein Schach ihn mehr zerstreuen, kein Buch ermuntern will;
Von aller Welt verlassen, versagt in seiner Noth
Der Türk' dem trotz'gen König gemach schon Fleisch und Brot.
Vergebens mahnet Düring: „Gib deinen Feinden nach!“
Vergebens Rosen: „Fliehe, o Held, dein Ungemach!
Was sitzest du und sinnest, wie ein vergrämter Aar
Im Horst von Folgesonde, und trotzest der Gefahr?

Mach' auf die edlen Schwingen, und aus dem Sonnenbrand
Zieh heim in's kühlumwogte, geliebte Vaterland;
Da sammle wieder eilig die alte Kraft zu Hauf,
Und gehe, wie das Nordlicht, in blut'gen Striemen auf!"
Doch trotzig spricht der König: „„Schweigt; ihr erlebt es nie,
Daß ich vor Türkenhunden wie eine Memme flieh'.
Wohl sehnt sich Nordlands Wogen mein Herz, wie eures, zu,
Doch sterb' ich, eh' ich weiche und Achmed's Willen thu'!""
Da naht der Kanzler Müller: „O Herr, dein Häuflein schreit,
Gedrückt vom bittern Hunger; womit erhalt' ich's heut?"
„„Schießt die Araberrosse des Sultans Achmed todt;
Da habt ihr Fleisch, und hier ist mein eig'nes letztes Brot!""

Der Kanzler geht mit Thränen. Bald krachet Schuß auf Schuß.
Der König hebt das Auge voll Sorge und Verdruß,
Denn sieh', man führet schonend sein Leibroß ihm zurück,
Drum greift er zum Pistole im nächsten Augenblick —
„„Halt, halt!"" und setzet grausam den Lauf ihm hinter's Ohr —
Nie brachte je Arabien ein schön'res Thier hervor; —
„Ach, schießet nicht!" ruft Rosen, ruft Düring, doch er schoß,
Und ächzend stürzt zusammen ihm sein erlauchtes Roß.
„„Glaubt ihr, ich sollte hungern?"" fragt bitter lachend er,
Derweilen Alle schreien: „Was macht ihr, gnäd'ger Herr?"
Doch, gleich als ahnt' ihm düster schon jetzt sein gleich Geschick,
Hebt von dem Roß er lange nicht den bewegten Blick,
Setzt bald sich drauf, wie wenn es ihn unsichtbar ergreift,
Indeß das Blut des Thieres ihm in die Stulpen läuft,
Und wühlet mit den Sporen im Sande hin und her,
Und blicket nicht vom Boden und seufzet oft und schwer.

Da kommt auf hag'rem Klepper ein Bauer hergetrabt,
Im blauen, woll'nen Wamse, zerfetzt und abgeschabt,
Mit rundem Hut, und Trobdeln um sein gestiefelt Bein.
„Glück zu!" ruft Rosen, „Freunde, das muß ein Pommer sein!"
„„„„Wo find' ich hier den König?"""" der alte Bauer spricht,
Und sitzet ab und wischet den Schweiß sich vom Gesicht.
„Da sitzt er auf dem Rosse, geh' muthig nur hinan!"
„„„„Gott grüß euch, edler König! Ihr seid wohl schlecht daran?""""
Der König hebt das Auge: „„Wer bist du und von wo?""
„„„„O Herr, ich bin ein Bauer vom Dorfe Conerow
Bei Wolgast, eurer Stadt im fernen Pommerland,
Und heiße Müseback, und bin an euch gesandt!""""
„„Und wer hat dich gesendet?"" darauf der König spricht.
„„„„Das will ich euch wohl sagen, jedoch verübelt's nicht:
Wir wohnen dort zusammen, drei Bauern an der Zahl,
Und hörten oft mit Schmerzen, ihr trüget Hungerqual;
Drum brachten wir zusammen, was uns're Armuth litt,
Und ich stieg selbst zu Pferde und that den sauren Ritt.
Doch Gott hat mich geschützet, die Reis' ist mir nicht leid,

Wollt ihr nur nicht verschmähen, was euch ein Bauer beut!""""
Und spricht's und löst die Trobbeln von seinen Stiefeln los,
Und holt aus jedem Schafte zwei Düten, schwer und groß,
Gefüllt mit rothem Golde, und senkt sich auf sein Knie,
Und spricht: """Nun, gnäd'ger König, da sind sie, nehmet sie!""""

Wie das der König höret, da springet er empor,
Und zwischen seinen Wimpern bricht eine Thrän' hervor:
""O Freunde, seht, mein Adel gedenket mein' nicht mehr,
Doch einen armen Bauer führt seine Liebe her! —
Und ob dich Gott geschlagen schon selbst zum Edelmann,
Nimm auch von deinem König den Ritterschlag noch an;
Knie hin, daß ich dich ehre, so wie du mich geehrt!""
Und spricht's, und aus der Scheide reißt er sein Königsschwert.

Jedoch der Bau'r versetzet: """Herr König, haltet an,
Was thät' ich armer Bauer wohl mit dem Edelmann?
Hab' schon genug zu sorgen von Morgen bis zur Nacht,
Und habe nichts erworben, als was ich euch gebracht.
Drum bitt' ich, lieber König, daß ihr mich nicht beschämt,
Ich bin ja schon zufrieden, wenn ihr mein Scherflein nehmt;
Als Bau'r bin ich geboren, und wenn es Gott gefällt,
So geh' ich auch als Bauer einst wieder aus der Welt!""""

Der König senkt den Degen und sieht ihn düster an:
""Ich nehme keinen Groschen, den ich nicht lohnen kann!""
Der Alte steht und sinnet: """So laßt uns Baur'n die Pacht,
Die wir von unsern Höfen bis dahin aufgebracht!""""
Der König winkt, der Kanzler entwirft das Instrument,
Der König nimmt es hastig, sein Adlerauge brennt;
Drei Haare reißt der Edle aus seinem Bart und legt
Sie auf das Wachs, das rothe, und rufet tief bewegt:
""Verflucht, wer dieses Siegel, wer dies Versprechen löst!""
Indem er mit der Rechten das Petschaft niederstößt,
Und mit der Linken drohend an seinen Degen schlägt,
Daß ihm die Hüfte klirret und sich der Tisch bewegt:
""So lange noch ein Sprößling von diesen Bauern blüht,
So lang auf Con'row's Hufen der Pflug noch Furchen zieht,
So lange noch in Pommern ein edler Fürst regiert,
Und den Greif in seinem Wappen und Gott im Herzen führt:
Sollt ihr auf euren Höfen auch sitzen frank und frei
Und späten Zeiten künden den Lohn der Bauerntreu'!""

* * *

Schon mehr denn hundert Jahre verstrichen seit der Zeit,
Doch Friedrich Wilhelm ehret dies Fürstenwort bis heut.
Preis dem gerechten König, der Pommerland regiert,
Und den Greif in seinem Wappen und Gott im Herzen führt!

Auf ihren Hufen sitzen die Enkel frank und frei
Und künden späten Zeiten den Lohn der Bauerntreu'.
O blieben diese Enkel der edlen Väter werth,
Und ehrten ihre Fürsten, wie diese sie geehrt! —

W. Meinhold.

2) Im engeren Sinne.

Manchmal versteht man unter einer poetischen Erzählung eine solche, die den Charakter der Poesie noch entschiedener an sich trägt, indem sie außer der äußeren Form derselben, dem Verse und Reime, noch die Gestaltung des Stoffes berücksichtigt, damit durch die Anordnung desselben das poetische Interesse der Gemüths-Erregung und Gemüths-Aussprache recht gehoben werde. Zu dieser Art poetischer Erzählungen können allerdings nur reichhaltigere Stoffe gewählt werden, welche mehr als einen einzelnen Zug zu berichten haben, in denen vielmehr schon Entwickelung einer Begebenheit enthalten ist. Während in der gewöhnlichen Erzählung Alles mit gleichmäßiger Ausführlichkeit behandelt wird, muß der Dichter hier auf künstlerische Weise mehr konzentriren. Er sieht sich deshalb genöthigt, nur die Hauptzüge hervorzuheben und manches Andere, was den Keim zur Hauptbegebenheit legte, jene Motive und Uebergänge, welche die gewöhnliche Erzählung in ganzen Kapiteln abhandelt, nur beiläufig und kurz zu berühren. Die poetische Erzählung im engeren Sinne hebt also aus einem größeren Zusammenhange einzelne Momente recht hervor, welche gerade besonders geeignet sind, poetisch behandelt und ausführlicher dargestellt zu werden, welche also der Phantasie und dem Gefühle mehr Beschäftigung geben.

a) Man betrachte z. B. die poetische Erzählung: Der Gjaur, von Byron. Die Beschreibung Griechenlands, als des Hauptschauplatzes der Begebenheit, ein Boot, ein fliehender Reiter, ein verödeter Palast, sind zuerst die einzelnen, abgerissen dastehenden Momente der Erzählung, deren Zusammenhang erst durch spätere, eben so abgerissene Scenen, welche aber auf die vorangegangenen zurückweisen, zu errathen ist: daß nämlich Hassan die schöne Leila in's Meer versenkt hat, weil sie ihm ungetreu geworden ist und ihre Liebe dem Gjaur geschenkt hat; daß dieser ihren Tod an Hassan rächt, indem er in einem Engpasse ihn überfällt und erschlägt, dann aber flüchtig wird und später in ein Kloster geht. Diese Erzählung hebt also zu Anfange und in ihrem Verlaufe nur solche Momente hervor, welche durch ihr Gefühls- und Phantasieleben ganz besonders der Poesie angehören, z. B. die Schilderung der Schauplätze der Begebenheiten, die Schilderung der Hauptpersonen, das fruchtlose Harren der Mutter auf den nie mehr wiederkehrenden Hassan, den Blick in das Innere eines Menschen, welcher Böses im Sinne trägt, den Blick in die Seligkeit des Paradieses, sowie in die Unseligkeit nach dem Tode, die Beichte des Gjaur, mit Auslassung der Zwischenreden des Beichte hörenden Priesters. In der Braut von Abydos, von demselben Verfasser, hebt die Erzählung ebenfalls nur zwei Zeitpunkte hervor: den Morgen im Zimmer Giaffirs und den Abend im Garten am Meere, in welche sie die ganze Jugendgeschichte Selims und die Entwickelung der Begebenheit zusammengedrängt, mit Vorliebe nur bei den poetischeren Momenten verweilend: bei der Liebe des harten Vaters zu seiner

Tochter, bei dem Bemühen Zuleika's, Selim zum Sprechen zu bewegen u. s. w. Daher liegt in solchen poetischen Erzählungen oft etwas Dramatisches, weil eine lebhafte Darstellung wichtiger Momente die Handlung und das Gespräch leicht in die Gegenwart versetzt (Gedichte von A. v. Droste-Hülshoff).

Als Proben mögen wenigstens die folgenden Erzählungen gelten, da der Raum eine größere mitzutheilen nicht erlaubt.

Psaumis und Puras.

„Wer zuerst gefaßt den Enterhaken,
Wer zuerst in Mehons Schiff gesprungen,
Wer allein ihn in den Grund geschmettert:
Jeder weiß es hier im Volk von Maina!
Komm nun, Psaumis, komm und nimm mir, nimm mir
All die Waffen Mehons! — Nimm den Säbel,
Gürt' ihn um dir! nimm die bunte Flinte,
Nimm das ganze Schiff mir, nimm es, nimm es,
Nimm — und trag es deinem Weib in's Haus hin!
Nimm ganz Maina, wirf es in den Schooß ihr!
Ruhig werd' ich zuschau'n, ungereget,
Ungeregt wie jener Thurm der Klippe!
Doch es wird dereinst sich Puras rächen,
Nicht wie schwache Kinder, nein, wie Puras!"

Puras spricht's und wirft die Waffenbeute,
Die von Gold und Prachtjuwelen schimmert,
Zu den Füßen Psaumis, der entgegnet:
„„Schmähend vor die Füße wirfst du, Puras,
Mir die Waffen, die mit Blut erkämpften,
Die getheilt ich wollte? — Wisse, Puras,
So beschmähte Schenkung nimmt kein Psaumis!
Liegen mögen sie am Strand und faulen,
Faulen sammt dem Schiff, das wir erbeutet!
Geh' und droh' mir! All dein Drohen ist mir
Jene Welle, die vom Stein herabtrieft;
Aber wahr' vor mir dich: Psaumis Feindschaft
Wird im heilen Leib das Herz dir treffen!""
— Psaumis spricht es. — Trauernd rings umdrängt ihn
Maina's Volk; die Krieger und die Greise
Müh'n umsonst sich ab, den Haß zu sühnen.
Auseinander trennen sich die Führer,
Scheiden ihre Krieger, ihre Schiffer,
Und die Beute dort am Ufer lassend,
Wild die Locken schüttelnd, wandeln jetzt sie
— Der am Strand hin, der im Myrtenwalde:
Keiner denkt der Seinen, Jeder sinnt nur,
Wie er Leid auf Leid am höchsten thürme,
Wie den Andern er am tiefsten kränke. —

Nur gefolgt von zweien seiner Krieger,
Um den Klippenrand hin wandelt Puras.
Fliegt sein Blick hinauf zur Felsentreppe,
Wo, aus uneinnehmbar hoher Grotte,
Psaumis junge Gattin niedersteiget;
Niedersteigt sie, allen Streit zu sühnen! —
Aber Puras rufet die Gefährten,
Läßt sie rauben und herabgetragen
In ein Boot sie schleppen, — springt hinein dann:
„Schnell hinüber," ruft er, „schnell hinüber
Zu der Rhede, zu dem Sklavenkäufer!
Schwinden wird vor Gram der stolze Psaumis,
Hört er, wie sein Weib als Sklavin dienet!"
— Schreien vor Entsetzen will die Schöne;
Doch man hält den Dolch ihr dicht an's Auge,
Bis sie stumm wird gleich dem Bild von Marmor!
— Leicht beschwingt von schnellen Ruderschlägen,
Theilt der Kiel die purpurblaue Meerfluth.

Als zum Sklavenkäufer sie gelanget,
Nimmt ihr Puras vom Gesicht den Schleier,
Bietet sie zu Kauf für neunzig Goldstück!
— „Nicht zu tadeln ist sie," spricht der Fremde,
„Nicht zu tadeln; — doch von Psaumis kauft' ich
Eben eine schön're für die Hälfte!" —

— Da erzitterten die Kniee Puras.
„„Laß sie schau'n, die du gekauft von Psaumis! —""
— „Schau, sie liegt am Boden hier, in Ohnmacht,
Bleich vor Schrecken; doch sie röthet bald sich,
Wie das Blatt der jungen Frühlingsrose!" —
Als nun Puras hinschaut, füllt sein Auge
Schwarzes Dunkel und sein Herz erstarrt ihm,
Wie er seine Gattin schaut als Sklavin!
— Wo die Seele Puras war, wer sagt es? —
Aber zu sich selber sprach die Seele:
„Wahrlich, Psaumis trifft im heilen Leibe
Dir das Herz, wie er vorhin gedrohet!"
Als die Seele Puras nun zurückkam,
Blickt' er auf, als sänn' er einen Anschlag;
Spricht zum Fremden: „Schön ist die Gekaufte,
Schön; doch die ich bringe dir — nicht minder!
Nimm sie für den Preis, den du geboten. —
Mir nicht — gib das Geld dort meinen Leuten!" —

Als nun Psaumis Gattin so verkauft war
Und entwandert in das Schiff als Sklavin,
Rufet Puras: „Nun, du Sklavenkäufer!
Auf die Segel! Flieg' in alle Winde,
Daß von Maina dich kein Schiff erreiche!" —
— Staunend hört der Fremde diese Drohung;
Aber Puras jaget nach dem Ufer,
Mit beschwingtem Ruder nach dem Ufer,
Wo bereits die Kunde sich verbreitet
Von des Psaumis That und der von Puras. —

Als er nun an's Land springt jähen Sprunges,
Ihm entgegen kommt ihm, tritt ihm Psaumis.
Staunend vor einander steh'n sie, starren
Aug' in Aug' sich an. — Gedenkend Beide,
Wie sie sich vordem nur Holdes thaten,
Wie sie jetzt das Bitterste gethan sich,
Starren lange sie, bis Beider Augen
Sich mit Thränen füllen, bis sie weinen,
Bis sie sinken Herz an Herz! — Da dränget
Freudig sich herzu das Volk von Maina!
Aber Puras hebt das Haupt und rufet:
„Auf nun, Psaumis! Auf, ihr meine Freunde!
Auf, zu Schiff! — Der Fremde spannt die Segel,
Zeigen wir ihm schnell ein Schiff von Maina!" —
Ha, wie rührt sich Alles nun am Strande,
Auf dem Schiff, im Tauwerk, auf den Masten,
Auf den Raaen! — Alle Segel fliegen
Und im Winde schwebt das Schiff. Wie Schwalben
Nur der Wogen weiße Spitzen rührt es,
Tragend Psaumis und den kühnen Puras!
Bald erjagen sie des Fremden Fahrzeug,
Rufen schnell hinüber durch das Sprachrohr:
„Nimm das Geld zurück, das du gezahlet!
Gib heraus die Frauen, gib heraus sie!"
— Doch — der Ueberkühne, — nicht mit Worten,
Mit Kanonen donnert er die Antwort! —
Ha, wie jagt da das Mainottenschiff ihm
Dicht hinan mit lauten, wilden Donnern!
Es verwickelt sich mit jenes Schnabel.
Muthig wehrt der Feind sich; doch sein Schiff ist

Bald erklettert und zu Grund geschmettert;
Ueberall hin treiben seine Planken! —

Heimwärts mit den Weibern zieh'n die Sieger.
Jubellaut empfängt am hohen Strand sie —
Und ein Feuer schüren sie am Strande,
Mächtig, übergroß und überprächtig;
Puras selbst und Psaumis tragen Brände,
Zu verbrennen jene Feindeswaffen,
Mehons Waffen, die den Streit erreget! —

Aug. Kopisch.

Mateo Falcone, der Corse.

1 Von wessen Rufe hört man wiederhallen,
Die her zu diesen Höhen führt, die Schlucht
Von Porta-vecchio? Flintenschüsse fallen.
2 Die Gelben sind's, die Jäger, und es sucht
Vor ihnen her den Buschwald zu erreichen
Ein schwer Verwundeter in scheuer Flucht.
3 Aus dem Gehöfte will ein Kind sich schleichen,
Zu spähen, was bedeute fremder Ton;
Es stehet vor sich steh'n den Blut'gen, Bleichen. —
4 „Du bist, ich kenne dich, Falcone's Sohn;
Ich bin Sampiero, hilf mir, feines Kind,
Verstecke mich, die Gelben nahen schon.“ —
5 „Ich bin allein, die beiden Eltern sind
Hinausgegangen.“ — „Schnell dann und verschlagen!
Wohin verkriech' ich mich? sag' an, geschwind.“ —
6 „Was aber wird dazu der Vater sagen?“ —
„Der Vater sagt, du habest recht gethan;
Und du zum Dank sollst diese Münze tragen.“
Die Münze nahm der Knabe ruhig an. 7
Ein Haufen Heu, der sich im Hofe fand,
Verbarg den blutigen zerlumpten Mann.
Dann ging das Kind, des Blutes Spur im Sand 8
Austretend, nach dem äußern Thor besonnen,
Wovor schon lärmend der Verfolger stand.
Es war der Vetter Gamba. — „Wo entronnen, 9
Sprich, Vetter Fortunato, ist der Wicht,
Dem wir die Fährte hierher abgewonnen?“ —
„Ich schlief.“ — „Ein Lügner, der vom Schlafe spricht! 10
Dich hat zu wecken mein Gewehr geknallt.“ —
„Noch knallt es wie des Vaters Büchse nicht.“ —
„Antworte, Bursche, wie die Frage schallt; 11
Und führst du solche Reden mir zum Hohne,
So schlepp' ich dich nach Corte mit Gewalt.“ —
„Versuch' es nur, mein Vater heißt Falcone.“ — 12
„Ich aber werde deinem Vater sagen,
Daß er mit Schlägen dir die Lüge lohne.“ —
„Ob er es thut, das möchte noch sich fragen.“ — 13
„Wo ist dein Vater? sprich!“ — „Ich bin allein;
Im Buschwald wird er sein, ein Wild zu jagen.“
Und Gamba zu den Untergeb'nen sein: 14
„Hier führt, ich traf ihn gut, die Spur des Blutes;
Durchsucht das Haus, er wird zu finden sein.“
Ein Jäger d'rauf: „So ihr es wollt, so thut es; 15
Doch solltet ihr's erwägen, Adjutant,
Uns bringt Falcone's Feindschaft nimmer Gutes.“
Er aber stand unschlüssig, abgewandt, 16
Und stach in's Heu, nachläßig, in Gedanken,

Wie einer, der das Rechte nicht erkannt.

17 Der Knab' indessen spielte mit dem blanken
Gehenke seiner Uhr, und schob gelinde
Ihn vom Versteck zurück des armen Kranken.

18 Und wieder freundlich sprach er zu dem Kinde:
„Du spielst mit meiner Uhr und hast noch keine;
Die hatt' ich dir bestimmt zum Angebinde."

19 „In meinem zwölften Jahr bekomm' ich eine." —
„Bist zehn erst alt, betrachte diese nur."
Und blinkend hielt er sie im Sonnenscheine.

20 Gar argen Glanzes funkelte die Uhr;
Das zierliche Gehäus so blank und klar,
Die Nadeln Gold, das Zifferblatt Lasur. —

21 „Wo steckt Sampiero?" — „Wird dein Wort auch wahr?" —
Dem Knaben schwur er zu mit theuer'm Eide,
Daß sie der schnöde Preis des Blutes war.

22 Des Knaben Rechte hob zu dem Geschmeide
Sich langsam zitternd; niederwärts sich neigend
Berührt' er sie; ihm brannt' das Eingeweide.

23 Da hob sich auch die Linke, rückwärts zeigend,
Und gab den Schützling dem Verfolger bloß;
Geschlossen war der Kauf, der arge, schweigend.

24 Da ließ der Adjutant die Kette los;
Das Kind, vom köstlichen Besitz befangen,
Vergaß sich selbst und des Verrath'nen Loos.

25 Und Gamba ließ hervor den Flüchtling langen;
Der blickte stumm verächtlich auf den Knaben
Und gab dem Jäger willig sich gefangen. —

„Ihr müßt, Freund Gamba, schon die Güte haben, 26
Schafft eine Bahre her, ich kann nicht gehen;
Verblutet hab' ich mich, im Heu vergraben.

Ihr seid ein Schütz, man muß es euch gestehen; 27
's ist aus mit mir; ihr habt mich gut gefaßt.
Doch habt ihr auch, was ich vermag, gesehen."

Und menschlich sorgte man und freundlich fast 28
Für Einen, den man doch als tapfer pries
Und, wo es galt, als Gegner nur gehaßt.

Die Münze reicht' ihm Fortunat; er stieß 29
Zurück den Knaben, welcher voller Schaam
Entwich und jenen Thaler fallen ließ. —

Falcone jetzt mit seinem Weibe kam 30
Vom Walde her; um sein Gehöfte sah
Er Jäger schwärmen, was ihn Wunder nahm.

Schußfertig, kühn, vorsichtig naht' er da, 31
Und hieß das Weib der zweiten Büchse pflegen,
Wie's Brauch ist, wo der Schütz dem Feinde nah'.

Ihn kennend ging ihm Gamba schnell entgegen. 32
„Verkennt den Freund nicht!" — Langsam stieg der Lauf
Der Büchse, die im Anschlag schon gelegen. —

„Wir hatten, Vetter, einen weiten Lauf, 33
Der Tag war heiß, wir haben ihn erjagt,
Doch gingen auch der Unsern zwei darauf;

Ich meine den Sampiero." — „Was ihr sagt! 34
Sampiero, der die Ziege mir geraubt,
Vom Hunger freilich wohl, und scharf geplagt." —

„Er hat gefochten, wie es keiner glaubt; 35
Wir haben ihn, und danken's Fortunato,

Der uns geliefert sein geächtet Haupt."
36 Der Vater rief entrüstet: „Fortunato?" —
Die Mutter sank zusammen, wie gebrochen,
„Und wiederholte schaurig: Fortunato?" —
37 „Er hatte dort sich in das Heu verkrochen,
Der Vetter zeigt' ihn an; man soll's erfahren,
Und ihm und euch wird hohes Lob gesprochen."
38 Sie treten an das Haus; die Jäger waren
Geschäftig und bemühet um den Alten,
Die Bahre wohl mit Mänteln zu verwahren.
39 Und wie zu seinem Ohr die Schritte schallten,
Und er sich umgesehen, wer genaht,
Da konnt' er nicht zu lachen sich enthalten;
40 Ein Lachen, gar entsetzlich in der That.
Das Haus anspeiend, schrie er: „Lug und Trug!
In diesen Mauern hauset der Verrath!" —
41 Erbleichend, zitternd hört's Falcone, schlug
Vor's Haupt sich die geballte Faust, und stumm
Verharrt' er, bis man fort den Alten trug.
42 Es sah sich Gamba grüßend nach ihm um;
Er merkt' es nicht, er ließ die Truppe ziehen,
Er starrte zu dem Knaben taub und stumm.
43 Es will vor ihm das Kind erzitternd knieen,
Er schreit es an: „Dein erstes Stück war gut!
Zurück von mir!" — Es hat nicht Kraft zu fliehen. —
44 Und zu der Frau gewandt: „Ist der mein Blut?" —
„Ich bin dein Weib" — und ihre bleichen Wangen
Erglühen schnell von wundersamer Gluth. —
45 „Und ein Verräther!" — Ihre Blicke hangen
An ihrem Kinde, sie erspät die Uhr:
„Von wem hast dieses Kleinod du empfangen?" —
„Vom Vetter Gamba." Heftig an der Schnur 46
Sie reißend, schleudert und zerschellt Falcone
An einen Stein der That verhaßte Spur,
Dann starrt er vor sich hin, und scharrt, wie ohne 47
Gedanken, mit dem Kolben in dem Sand,
Und rafft sich endlich auf und ruft dem Sohne:
„Mir nach!" Das Kind gehorcht. Er selbst, zur Hand 48
Sein trautes Feuerrohr, nimmt durch die Haide
Den Richtpfad nach dem nächsten Waldesrand.
Ihn hält die Mutter schreckhaft an dem Kleide: 49
„Dein Sohn, dein einz'ger Sohn, den Gott dir gab,
Den mit Gelübden wir erflehten beide!"
Und er: „ich bin sein Vater, drum, laß ab!" 50
Da küsset sie verzweiflungsvoll den Kleinen
Und schaut Ihm nach bis in den Wald hinab.
Dann geht sie, vor das Heil'genbild der reinen 51
Gebenedeiten Mutter sich allein
Zu werfen, und zu beten und zu weinen.
Falcone hält im Wald am schwarzen Stein, 52
Versucht den Boden und erwählt die Stätte;
Hier ist die Erde leicht, hier wird es sein.
„Knie nieder, Fortunato, knie und bete!" 53
Der Knabe kniet und winselt: „Vater, Vater!
Du willst mich tödten?" — Und der Vater: „Bete!"
Und weinend, schluchzend stammelt er das Pater, 54
Mit fester Stimme spricht der Vater: „Amen!"
Und weiter stammelt er das Ave Mater. —
„Bist du nun fertig?" — „Von den Klosterdamen 55

Erlernt' ich noch die Litanei so eben." —
„Sehr lang ist die; jedoch, in Gottes Namen!"
56 Er hat gebetet. — „Vater, laß mich leben,
O tödte mich noch nicht!" — „Bist du am Schluß?" —
„Vergieb mir" — „Gott, der möge dir vergeben!"
57 Die Hände streckt er aus — da fällt der Schuß.
Vom Leichnam wendet sich der Vater ab,
Und heimwärts schreitend wanket nicht sein Fuß.
58 Sein Aug' ist dürr, mit seines Alters Stab
Sein Herz gebrochen. Also holt der Mann
Den Spaten, um zu graben dort das Grab.
59 Die Mutter stürzt beim Schuß entsetzt heran,
Sie stürmet händeringend auf ihn ein:
„Mein Kind! mein Blut! Was hast du nun gethan?" —
60 „Gerechtigkeit. — — Er liegt am schwarzen Stein.
Ich lass' ihm Messen lesen, der als Christ
Gestorben ist, und also mußt' es sein!
61 Sobald du aber selbst gefaßter bist,
Verkünde unserm Tochtermann Renzone,
Daß meine wohlerwog'ne Meinung ist,
62 Daß künftig er mit uns mein Haus bewohne."

Chamisso.

Diagoras.

1 Die grauen Nebel sind zerflossen,
Vollendet ist Selenens Bahn,
Da schwingt mit feuerfarbnen Rossen
Sich Eos aus dem Ozean.
Wohin sich ihre Schimmer wenden,
Erglüh'n die Fluren fern und nah,
Allein die schönsten Rosenspenden
Empfängt aus ihren milden Händen
Die Ebne von Olympia.

Hier, wo die Marmorsäulen ragen, 2
Die kühn erhöht und schön gereiht
Die Kuppel deines Tempels tragen,
Kronion, Herr der Welt und Zeit,
Wo funkelnd durch des Haines Spitzen,
Die Zephyrs Odem sanft bewegt,
Des Opfers letzte Flammen blitzen,
Hier eilen fröhlich zu den Sitzen
Die Völker, welche Hellas trägt.

Erschienen sind zum süßen Schauen 3
Die Schiffer vom Aegäer Meer,
Das Hirtenvolk aus Tempe's Auen,
Der Panbööten starkes Heer,
Und die Centaurenüberwinder,
Die Myrmidonien gebar,
So wie die Bildner und Erfinder,
Athenens kunstbegabte Kinder,
Und Lacedämons Heldenschaar.

Sie alle hat die alte Sitte 4
Versammelt um das Stadium.
Da tritt ein Greis in ihre Mitte
Und grüßt mit Würde rings herum.
Er ist's, der Edle, Weitbekannte,
Vor welchem Neid verstummt und Haß,
Dem Zeus die höchste Stärke sandte,
Den Hellas zwölfmal Sieger nannte,
Der Rhodier Diagoras.

Doch jetzt durchbebt den edlen Alten 5
Der Winterfrost betagter Zeit,
Und seine Stirn bedecken Falten
Des Zornes und der Traurigkeit.
Wie? martert ihn die Flucht der Kräfte?
Begehrt er, daß sich fort und fort
Der Kranz im heißen Kampfgeschäfte
An seine graue Scheitel hefte?
Entweiht sein Gram den heil'gen Ort?

O tadelt nicht zu früh, Hellenen, 6
Des Restoriden Seelenschmerz!
Nach seinen hochgeliebten Söhnen
In ferne Gegend fliegt sein Herz.
Sie könnten hier zur Größe dringen —
Allein Bianor theilt die Fluth,
Piratenschwärme zu bezwingen,
Und Päon läßt die Saiten klingen,
Wenn Syrakus vom Schwelgen ruht.

7 Dieß fühlt er tief und läßt sich nieder,
Wo, reich mit Teppichen behängt,
Die ruhmbekrönten Siegesbrüder
Ein hoher Ehrensitz empfängt.
Allein den Blick voll ernster Strenge
Besänftigt und erheitert nicht
Das Lustgeräusch und Festgepränge,
Der Schall erhabener Gesänge,
Des jungen Tagesgottes Licht.

8 Vom Goldgewölk emporgetragen,
Erhebt sich strahlend Helios.
Nun ordnet sich der Zug der Wagen,
Und Ungeduld ergreift das Roß.
Der Zügel schäumt, die Hufe toben;
Vom Wiehern bebt des Himmels Saum.
Da schmettern laut die Hörner droben,
Und klirrend, rasselnd, staubumwoben
Durchrollt der Räder Schaar den Raum.

9 Und von den Wagenlenkern allen
Ist einer stark zugleich und kühl.
Er läßt die Geißel sparsam fallen,
Bis nah und näher blinkt das Ziel.
Dann stürmt er schnell im engsten Bogen
Um jenen Obelisk herum,
Und Allen weit vorangeflogen,
Geschwinder als ein Schiff auf Wogen,
Vollendet er das Stadium.

10 Wer ist der Sieger? fragt die Menge.
Bianor'n gleicht der Fremde zwar
An Gliederbau und Körperlänge,
Jedoch an Farbe nicht und Haar.
Denn Cetus goldne Locken schlangen
Sich jenem um die zarte Haut,
Und diesem bräunen sich die Wangen
Vom Aethiopenhaar umfangen,
Worauf man eine Binde schaut.

11 Voll Schaam entweicht, wer unterlegen;
Von Wagen wird die Rennbahn leer,
Und in die Schranken eilt verwegen
Der Läufer hochgeschürztes Heer.
Wie zuckt der Wunsch an ihrem Munde,
Dem Pelionen gleich zu sein!
Ihr Flammenblick durchschweift die Runde,
Gezwungen weilt auf dunklem Grunde
Der Füße reges Elfenbein.

Von neuem schmettern Hörnertöne 12
Und rasch beginnt der Fersen Flug,
Wie von Odysseus Bogensehne
Der schnelle Pfeil die Luft zerschlug.
Sie Sohlen scheinen hoch zu schweben,
Der Tritte Hast verwirrt den Blick,
Und wie sie schleunig weiter streben,
Ergreift sie Schauer, Lust und Beben,
Und Furcht und Hoffnung, Schmerz und Glück.

Denn mancher büßt mit jähem Falle 13
Und langer Qual die Lüsternheit.
Doch wer beschämt die Läufer alle
Durch adlergleiche Schnelligkeit?
Der Jüngling mit den Rabenlocken,
Dem Aeolus den Fuß beschwingt, —
Er läuft, und Alles staunt erschrocken,
Und plötzlich dann erschallt Frohlocken,
Da stürmend er zum Ziele dringt.

Und ernster wird das Spiel und schwerer. 14
In Brust und Armen Eisenkraft,
Erscheinen muthig die Verehrer
Der hochbelobten Ringerschaft.
Gesalbt mit heil'gem Oele streuen
Sie Staub umher aus voller Hand,
Und fassen sich mit wildem Dräuen
Und zwängen mit der Wuth des Leuen
Einander nieder in den Sand.

O welche Zahl von Kämpfern windet 15
Am Boden sich, beweint, verlacht!
Denn Milon, der Kretenser, bindet
Das Glück an seiner Fäuste Macht.
Dem Erdensohne gleicht der Wilde,
Den einst Herakles überwand,
Und sein gigantisches Gebilde
Verbreitet Angst im Kampfgefilde,
Kein neuer Ajax hält ihm Stand.

Da sieh'! ob Alle zittern mögen, 16
Mit Grauen messend die Gefahr;
Entschlossen stellt sich ihm entgegen
Der mit dem Aethiopenhaar.
Und er umstrickt ihn, gleich der Schlange,
Die fest umgürtet ihren Raub.
Der Riese keucht und sträubt sich lange,
Doch wie ein Baum vom Felsenhange,
So stürzt er endlich in den Staub.

17 Da jauchzt empor der Völker Wonne,
Und selbst der Greis von Rhodus schaut
Vergnügt, als hätte Jugendsonne
Des Alters Schnee hinweggethaut.
Von seinem Geiste scheint die Trauer
Wie Dunstgewölke zu entflieh'n,
Den Sieger mustert er genauer,
Und süßer Vorempfindung Schauer
Durchglühen und beleben ihn.

18 Doch jetzt verdrängt ein mildes Ringen
Der Körperkräfte wilden Streit:
Der Geist entfaltet seine Schwingen
Und preist die Thaten alter Zeit.
Die inhaltreiche Schrift entrollend,
Erzählt der Chier Bradymant,
Wie, dem Atriden finster grollend
Und seiner Holden Thränen zollend,
Achilles an der Küste stand.

19 Sein sanftes Wort, zu früh verhallend,
Empfängt gerechte Würdigung.
Doch mehr durch Kraft als Schmuck gefallend,
Vertrauend auf der Rede Schwung,
Gewinnt Pyrokles Lieb' und Ehre.
Er rühmt des Kodrus Heldentod,
Sein Bluten am gesuchten Speere,
Und wie dem Heraklidenheere
Dies Opfer schnelle Flucht gebot.

20 Da naht, verhüllt bis zur Sandale,
Ein Jünger des Pythagoras,
Und schildert, wie vom ernsten Mahle
Zum Kampfe zieht Leonidas,
Wie Hellas aus den Perserwogen
Empor mit junger Stärke taucht,
Wie unter'm frischen Siegesbogen,
Nachdem Gefahr und Angst entflogen,
Die freie Hekatombe raucht.

21 In seiner vollen Sprache gatten
Sich Anmuth und Gediegenheit,
Erhabnes Licht und sanfte Schatten
Und Ruhe mit Lebendigkeit.
Das Wunderwort ist längst verklungen,
Und Schweigen fesselt jeden Mund,
Dann rauscht es auf in allen Zungen:
Der Weise hat den Preis errungen!
Apollo schloß mit ihm den Bund!

Und anders wird der Kampf gestaltet: 22
Der holden Lyra Ton erwacht.
In reichen Harmonieen waltet
Der Dichter hehre Zaubermacht.
Korinna, schön wie Huldgöttinnen,
Und wie Dianens Busen rein,
Geschaffen, Herzen zu gewinnen,
Bereitet Hochgenuß den Sinnen
Und schmeichelt sich in Seelen ein.

Sie singt der armen Sappho Klagen, 23
Als Phaon, brechend Wort und Schwur,
Von der verhaßten Fluth getragen
Auf ewig in die Weite fuhr:
Des schwarzen Schiffes Segel schwellen,
Vom himmelhohen Felsen reißt
Der Gram die Jungfrau in die Wellen, —
Und Seufzer tönen, Thränen quellen,
In Trauer sinkt der Hörer Geist.

Wer wagt es, ihr den Preis zu rauben, 24
Die mehr als Sappho wohl gefiel?
Der Weise rührt voll Muth und Glauben
Das oft erprobte Saitenspiel.
Sein Hymnus preist die heil'ge Treue,
Die nie ermüdet, noch erbangt,
Und ob der Himmel Flammen streue,
Ob Ocean und Abgrund dräue,
An ihrer ersten Liebe hangt.

Der Pontus brüllt vom grausen Sturme, 25
Gewitter schleudern Gluth auf Gluth;
Da schwimmt zum theuern Hero'sthurme
Leander durch beschäumte Fluth.
Cytherens Feuer stählt die Sehnen,
Er rudert fort, Tritonen gleich,
Doch wehe der getäuschten Schönen!
Ihr Schwimmer sinkt mit leisem Stöhnen
Hinunter in Poseidons Reich.

Und seine Gattin heimzuführen 26
Durchschreitet Orpheus kühn das Thor,
Das Licht und Freude nie berühren,
Wohin sich nie das Glück verlor.
Der Schattenfürst erhört sein Flehen —
Triumph! er siegt! Sie ist befreit!
Da treibt es ihn, zurückzusehen,
Und ach! sie stürzt von Lebenshöhen
Hinab in Gruft und Dunkelheit.

27 So flammt und leuchtet im Gesange
Der Heldentreue goldnes Licht,
Und jedes Herz empfindet lange
Des Liedes Adel und Gewicht.
Doch wie Gefild' und Hain ertönen,
Wenn ein Orkan die Luft durchfährt,
So jubeln endlich die Hellenen:
Der Lorbeerzweig gebührt Athenen,
Und Cypris ist der Myrte werth!

28 Vom allgemeinen Jubelschalle
Wird auch Diagoras entzückt.
„O, ruft er aus, ihr Götter alle,
Wie hat der Sänger mich beglückt!
Doch, — hält ein Nebel mich umschlossen?
Ist jedes Wort und jeder Klang,
Den Ohren und Gemüth genossen,
Aus Päons Lippen nicht geflossen?
Und doch so fremd Gewand und Gang?“—

29 Geduld! der Nebel wird entschwinden;
Denn sieh'! die Richter wollen zwar
Um edle Häupter Kronen winden,
Doch beut sich keine Scheitel dar.
Die Sieger sind hinabgegangen
Zur Quelle, die am Tempel rauscht,
Und als sie wiederkehren, prangen
Im Rosenschimmer ihre Wangen,
Und Kleid und Locken sind vertauscht.

30 Sie kommen Arm in Arm und glänzen
Den hohen Dioskuren gleich,
Und fliegen mit den Lorbeerkränzen,
An Dankbarkeit und Liebe reich,
Hinauf zum überraschten Greise,
Der kaum den eignen Augen glaubt,
Und flechten die erkämpften Preise,
Nach echter Heldenkinder Weise,
Dem Vater um das Silberhaupt.

31 „Sieh' hier Bianor'n, der im Fluge
Der Räuber feige Brut bezwang,
Uud als Athlet mit frommem Truge
Um falsches Haar die Binde schlang! —
Sieh' deinen Päon! fremde Küste
Verachtend, floh er unentweiht
Von Syrakus zur Vaterküste,
Und daß sein Kommen Niemand wüßte,
Umfing ihn ein erborgtes Kleid.

„Wir wollten dein Gemüth verschonen 32
Mit Schmerzen, die kein Balsam heilt,
Und hätten wir verfehlt die Kronen,
Wir wären still zurückgeeilt.
Nun sandten des Olympus Mächte
Das heiß ersehnte Glück uns zu!
So tritt in unsre Siegerrechte!
Im ganzen Kadmischen Geschlechte
Ist keiner würdiger, als du!“ —

Von Vaterwonne tief durchdrungen, 33
Den Blick von heil'gen Zähren naß —
So hält die Söhne fest umschlungen
Der glückliche Diagoras.
Kein Laut entgleitet seinem Munde,
Kein lindes Regen wird gespürt,
Kein Odem bringt vom Leben Kunde —
In ihrer höchsten Götterstunde
Ward seine Seele heimgeführt.

M. H. A. Schmidt.

§ 28. Der Roman.

1) Allgemeine Erklärung.

Der Roman ist eine größere Erzählung, worin sich der Gang der menschlichen Schicksale bis zu einer gewissen Vollendung abspiegelt, also ein umfassendes Bild des wirklichen Lebens. Daher haben auch die Völker, welche das meiste Leben sehen und führen, die meisten und interessantesten Romane aufzuweisen, wie die Engländer, Franzosen und Amerikaner. Natürlich kann der Roman das Leben nicht so abkonterfeien, wie es die Wirklichkeit alle Tage darbietet, sondern er giebt ein poetisches Bild desselben, welches uns durch erhöhetes Leben die Phantasie und das Gemüth erregt und uns zuletzt jene Befriedigung gewährt, die von einer kunstgemäßen Darstellung unzertrennlich ist (vergl. § 3, 2). Deshalb werden die Charaktere in schärferen Umrissen, mit entschiedenen edlen oder unedlen Neigungen, also idealer dargestellt, als

wir sie im gewöhnlichen Leben finden, und die Begebenheiten folgen in rascherem Wechsel, concentrirter (vgl. 3, 3), als wir sie gewöhnlich erleben. Dennoch darf weder in Charakteren, noch in Begebenheiten gegen die Wahrscheinlichkeit gefehlt werden, indem etwas erzählt oder beschrieben würde, worin keine Lebenswahrheit ist und was auf solche Art gar nicht existiren oder geschehen könnte.

a) Unter Ideal hat man sich nicht immer etwas Edles, sondern nur etwas in seiner Art Vollkommenes zu denken; nicht physische oder moralische Vollkommenheit, sondern Entschiedenheit der Kräfte und Neigungen. Die Dichtkunst will anregen, ergreifen, darum muß sie Tugenden und Laster erhöhen; denn nur dadurch bekommt sie entschiedene Charaktere zu schildern, während in dem gewöhnlichen Leben Alles nur halb und verwischt erscheint. Poetisch und in ihrer Eigenthümlichkeit idealisirt kann man z. B. selbst die Darstellung der Spitzbuben-Klubbs und ihrer Versammlungsörter in den Romanen Pelham und Paul Clifford, von Bulwer, nennen, und man sieht daraus, daß es keineswegs immer die höhere Gesellschaft sein muß, die man unter dem erhöheten, poetischen Leben zu verstehen hat. Nicht poetisch aber ist es, wenn wir im ersten Bande des Paul Clifford durch so viel gemeine Scenen und Bilder unterhalten werden sollen, die mit behaglicher Breite geschildert und ausgemalt werden, ohne daß sie in dieser Ausführlichkeit für den Verlauf der Erzählung nothwendig wären. Widerliche Gestalten ohne Noth zu idealisiren, wie in dem genannten Romane die stets betrunkene Grete Lobkins, ist ein offenbarer Mißgriff; die Darstellung der gemeinen Wirklichkeit kann in einem Romane immer nur Mittel, nie aber Zweck sein, und das Dasein des Gemeinen im wirklichen Leben berechtigt nicht zu seiner Einführung in das Reich der Poesie. Mag also eine Person, wie jene Lobkins, auch aus dem Leben gegriffen sein, der Dichter darf sie nur aufnehmen, wenn er durch ihre Darstellung einem höheren Zwecke dienen will, und das geschieht in dem genannten Romane nicht immer. — Verfehlt ist die Wahl eines Helden, wie wir ihn in dem Romane: Nur ein Geiger, von Andersen (aus dem Dänischen) finden; denn da er sich nie thatkräftig über die Gewöhnlichkeit erhebt, sondern stets passiv bleibt, und auch nicht einmal ein Schicksals-Ungewitter über ihn hereinbricht, vielmehr immer nur ein trüber Nebel über seinem Leben liegt: so erscheint er zu matt und uninteressant, es ist zu wenig poetisches Leben in ihm, er ist nicht idealisirt. — Auch Pelham, von Bulwer, ist nicht ein im gewöhnlichen Sinne idealisirter Held; er ist nur ein Ideal der geselligen Aeußerlichkeiten und Convenienz, doch bildet er sich zu einer höheren Idealität.

Anmerkung. Das Wort Roman, ohne seine jetzige Bedeutung, stammt aus dem Französischen. Romanisch heißt nämlich diejenige Volkssprache, welche aus der Mischung der römischen Sprache mit der Sprache der nach Frankreich, Spanien, Italien ausgewanderten deutschen Volksstämme entstanden ist (wir nennen sie auch wohl wälsche Sprache), während die Vornehmeren an ihrer mitgebrachten Stammsprache festhielten und nicht ohne Verachtung auf jene romanische Mundart herabblickten. Eine Erzählung (Gedicht) in dieser Sprache hieß ein Romant, ein Romanisches, eine Volks-Erzählung (Volksmärchen). In dieser Sprache kam im 16ten Jahrhundert ein solcher vielgelobter Romant herüber nach Deutschland, der „Amadis." Diese Erzählung war die erste, welche mit dem Namen einer roma-

nischen bezeichnet wurde, um ihre fremde Abstammung anzudeuten, keineswegs wohl die erste, welche überhaupt in Deutschland Eingang gefunden hatte. Da dieser Amadis zufällig eine sehr abenteuerliche Erzählung ist, und er sehr lange ein Liebling der Lesewelt blieb: so kam es allmählich, daß man den Namen mit dem Wesen verwechselte, und eine abenteuerliche Erzählung in Prosa einen Roman nannte, das Abenteuerliche überhaupt — und das Ritterliche war als Grundlage desselben da — mit dem Beiworte romantisch ausdrückte (vergl. § 24, 2).

Es ist öfter der Fall, daß der Name einer Dichtungsart keinen Zusammenhang mit ihrem Wesen hat und nur historisch zu erklären ist (z. B. Legende, Tragödie, Fabel).

2) Bestimmtere Aufgabe des Romanes.

Wenn der Roman ein Bild des Lebens darstellen will, so kann er doch unmöglich das gesammte Gebiet desselben umfassen, das unendlich und unerschöpflich ist. Er hält sich daher nur an das Leben in der Gesellschaft und Familie und überläßt das öffentliche und Staatsleben den Geschichtschreibern. Um aber auch in diesem großen Gebiete sich nicht zu verlieren, nimmt sich der Romandichter nur einen Theil desselben, nur das Leben in einem kleinen Zeitraume zum Gegenstande seiner Erzählung und Beschreibung, und zwar hebt er, um für seine Darstellung endlich ganz bestimmte Grenzen zu erhalten, aus dem geselligen Leben einer gewissen Zeit und eines gewissen Kreises von Menschen die Bildungsperiode eines jungen Menschen, Jüngling oder Jungfrau, heraus. Der Roman beginnt, sobald der junge Held desselben wichtig und interessant genug ist, daß andere Menschen seinetwegen im Guten oder Bösen sich mit Planen beschäftigen, und er schließt erfreulich, wenn der Charakter des Helden durch widrige und günstige Schicksale gereift und befestigt ist und er selbst eine gesicherte Stellung im Leben errungen hat. Manchmal jedoch nimmt der Roman einen tragischen Ausgang, wenn der Held oder die Heldin unglücklich endet, weil sie aus leidenschaftlicher Hingebung oder aus Unbekanntschaft mit der Welt (wie Fennimor in St. Roche), einem Gefühle gefolgt sind, welches gegen die einmal sanktionirten geselligen Verhältnisse ankämpfte (siehe Tragödie), und also ihr verfehltes Streben keinen andern, als einen unbeglückenden Ausgang haben konnte, wenn irgend höhere Lebenswahrheit dargestellt werden sollte.

b) Ein tragischer Roman ist auch der 5, f erwähnte: die Leiden des jungen Werther, von Goethe, wo des Helden subjective Ansichten, Gefühle und Wünsche zu weit und tiefdringend von den Gesetzen der Natur und der Verhältnisse abweichen, als daß er glücklich werden könnte. — Ebenso von demselben Verfasser die Wahlverwandtschaften, in denen gezeigt ist, daß Jeder, dessen Gefühl die Schranken seiner in der bürgerlichen Ordnung begründeten Verhältnisse überschreitet, entweder entsagen muß (der Major und Charlotte), — oder unglücklich wird, mag seine Uebertretung äußerer Gesetze auch noch so sehr durch naturgemäßen Drang und innere Nothwendigkeit motivirt sein (Eduard und Ottilie), — wenn nicht etwa das Schicksal von selbst günstige Umstände unerwartet eintreten läßt (Graf und Baronesse, welche Wittwe wird). Eine verwandte Tendenz hat der Roman: Ludwig Anthom. Auch Eugen Aram, von Bulwer, ist ein tragischer Roman, und Kenilworth, von W. Scott, läßt

sich gleichfalls zu den tragischen Romanen zählen.

3) Einheit im Romane.

Da der Roman zu den großartigsten Dichtungen gehört, so ist bei ihm um so mehr Rücksicht auf die Einheit zu nehmen, je näher es dem Dichter liegt, dagegen zu verstoßen. Es treten nämlich neben dem Helden noch viel andere Personen auf, die entweder unmittelbaren Einfluß auf sein Leben und seinen Charakter ausüben, oder mittelbar dazu dienen, irgend ein Ereigniß herbeizuführen, welches den Helden berührt und ihn irgendwie bestimmt. (So dient z. B. der Wahnsinnige in „St. Roche" dazu, die Abreise der Elmerice zu motiviren, während er sonst gar nicht wieder vorkommt). Es ist nun die Aufgabe des Dichters, den Helden nicht durch das Interesse, welches andern Personen zugewendet wird, zu verdunkeln, sondern Alles in Beziehung auf ihn zu bringen, so daß er der Brennpunkt des ganzen Lebens-Bildes ist und entschieden als Hauptperson dasteht. Damit ist auch die Einheit der Begebenheit eng verbunden, vermöge deren der Dichter bei aller Mannigfaltigkeit der Vorfälle sein Ziel nicht aus den Augen lassen darf: den Helden oder die Heldin eine feste äußere und innere Verfassung der Verhältnisse und des Charakters gewinnen zu lassen. Hält sich der Dichter bei Begebenheiten auf, die nur die Nebenpersonen betreffen, so nennt man dies eine Episode. Seitdem man aber das Wesen des Romanes von dem des Epos mehr geschieden hat, sind aus dem ersteren die Episoden immer mehr verschwunden, denn sie vertragen sich mit der Aufgabe des Epos, das eine großartige That erzählen will, mehr als mit der des Romanes. Auch Einschaltungen, wenn ein Aufschluß aus der Vergangenheit gegeben und zu diesem Zwecke eine frühere Begebenheit erzählt wird, nennt man Episoden, und in diesem Sinne kann allerdings kein Roman ihrer entbehren.

c) Eine Episode der ersteren Art ist in Pelham, von Bulwer, die Geschichte Glanville's, und in St. Roche zum Theil das Leben der Gesellschaft im Schlosse gleiches Namens gegen Ende des dritten Bandes. Keinesweges aber könnte man in dem letztgenannten Romane die Einschaltung der Geschichte Fennimor's in die zu Anfang erzählte Geschichte Elmerice's eine Episode der letzteren Art nennen. Es ist diese Art der Darstellung, die einen Roman in den andern hinein schiebt, vielmehr eine Eigenthümlichkeit dieses Buches zu nennen, welches eigentlich zwei Romane erzählt. Statt mit dem ersten zu beginnen und den zweiten folgen zu lassen, sucht die Verfasserin den ersten im zweiten nachzuholen, um die Einheit des ersteren nicht zu stören, was hierdurch aber nur äußerlich erreicht wird, da das Interesse für die eingeschaltete Begebenheit viel zu groß und die Darstellung derselben mit viel zu sorgfältiger Liebe behandelt ist, als daß wir sie nur für eine Episode halten könnten. Die strenge Einheit der Begebenheit können wir also in St. Roche nicht finden, aber wir sehen dafür und zwar gerade durch diese Abweichung von der gewöhnlichen Form eine höhere Rücksicht beobachtet, die so bedeutend ist, daß wir gern statt eines Romanes zwei derselben annehmen wollen, auch wenn sie nicht nach, sondern in einander erzählt sind. Ueber diese höhere Rücksicht vergleiche 4, e.

d) Zum Unterschiede zwischen Roman und Erzählung: In dem Vorhandensein einer Hauptperson, deren Charakter sich durch die Einwirkung der erzählten Wechselfälle des Lebens ausbildet,

auf die sich Alles bezieht und um derentwillen Alles so zu sein scheint, als der Dichter es darstellt, finden wir den Hauptunterschied zwischen einem Romane und einer bloßen Erzählung; denn der Umfang beider, dieses bloß äußere Merkmal, kann doch unmöglich etwas zu ihrem Begriffe beitragen! (vgl. § 26). So können z. B., trotz ihrer 3 Bände, die letzten Tage von Pompeji, von Bulwer, nicht ein Roman, sondern nur eine größere Erzählung genannt werden. Der Dichter schildert darin eine Begebenheit, welche sich in den letzten Tagen vor dem Untergange dieser Stadt in einigen Kreisen des geselligen und öffentlichen Lebens zugetragen hat, und beabsichtigt damit ein Zeit- und Sittengemälde, nicht aber die Darstellung jener tieferen, religiös-sittlichen Wahrheit des Lebens, wie sie sich im Romane, d. h. innerhalb der durch die Ausbildung eines Charakters gebotenen Schranken, in dem von den Personen selbst herbeigeführten, durch Schuld oder Thorheit verdienten Glück und Unglück offenbart. Nur zufällig findet sich hier und da nebenbei auch Charakter-Entwickelung (Apäcides, Nydia); auf den Namen einer Hauptperson aber können Glaukus und Jone, Arbaces und Nydia gleiche Ansprüche machen. — Auch das mag als bedeutender Unterschied zwischen einer Erzählung und einem Romane gelten, daß in der ersteren auch der sogenannte Zufall auftreten darf, während im Romane, der mehr Ansprüche an den Namen eines Kunstwerkes macht, Alles aus gegebenen Verhältnissen sich entwickeln und, im Zusammenhange einer höheren Weltordnung als natürliche Folge erscheinend, befriedigen muß. So sehen wir auch in dem genannten Werke den Arbaces ein nur zufälliges, nicht ein selbst herbeigeführtes Ende nehmen, ein Ende, wie es auch viele Unschuldige fanden. — Dadurch, daß der Dichter die Form der Erzählung gewählt hat, geschah seiner ursprünglichen Absicht, das Leben jener Zeit und jener Stadt darzustellen, bedeutender Eintrag; denn um die nothwendigste Kunstform seiner Erzählung, die Einheit der Begebenheit, festzuhalten, sah er sich genöthigt, mehrere Kreise des geselligen Lebens ganz unberührt zu lassen, weil er dadurch immer mehr Personen hereingezogen und das Interesse des Lesers immer mehr zerspalten hätte. Das Erdbeben aber ist ebenfalls ein Zufall und nimmt sich als Schluß der Erzählung wie ein furchtbarer deus ex machina aus (vgl. § 16, b), welcher durch nichts motivirt, durch keines Menschen Schuld oder Thorheit herbeigeführt, sinnlos in die Verhältnisse eingreift, Unschuldige mit den schuldbeladnen Häuptern zugleich vernichtend. Die Begebenheit ist für sich selbst hingestellt, ohne eines Erdbebens zu bedürfen, und dieses wiederum konnte der vorangehenden Begebenheit ganz und gar entrathen, wenn es beschrieben werden sollte, denn es ist an sich schon wichtig und interessant genug. Willkürlich sind beide Zwecke, Gemälde der Sitten und des Erdbebens, oder die erzählte Begebenheit und das Erdbeben nebeneinander hingestellt, was künstlerisch nicht zu rechtfertigen ist; denn auch das Eingreifen höherer Mächte in unser Leben darf vom Künstler nur als nach ewigen Gesetzen erfolgend und dadurch in erhebender Befriedigung dargestellt werden; über eines Erdbebens zermalmende Gewalt aber erschrickt der Mensch, und nur außerhalb der Kunst, im Gebiete der Religion, kann er eine befriedigende Ansicht darüber erlangen. Solch eine Begebenheit kann einem Dichter wohl Veranlassung zu einer poetischen Beschreibung geben (vgl. Finsterniß, von Byron), als Schluß einer Erzählung aber nimmt sie sich ungeschickt aus und

verräth nur ein Haschen nach großen Effekten. Dennoch durfte es in eine Erzählung eher aufgenommen werden als in einen Roman.

4) Wahrheit des Romanes.

Wenn schon die ganze Dichtkunst im Dienste der Wahrheit steht und nichts Anderes thut, als dieselbe, so weit sie in den Grenzen der Schönheit Raum findet, mittels der Phantasie darzustellen: so ist es vorzüglich die Aufgabe der umfassenderen Dichtungsarten, jene Wahrheit durch die ihnen zu Gebote stehenden Mittel anschaulich zu machen. So gestaltet sich denn auch der Roman unter den Händen des Dichters zu einem solchen poetischen Lebens-Bilde, worin sich nicht bloß die sinnliche, sondern auch die übersinnliche Wahrheit des Lebens abspiegelt (§ 1, 7). Fragen wir nun, worin diese übersinnliche Wahrheit des Lebens besteht, so können wir keine allgemeiner anwendbare und durchgreifendere nennen, als die, daß eine höhere Hand unsere Schicksale regiert und in unser Leben eingreift. Denn ohne daß ein Mensch gefragt wurde, wird ihm das Leben verliehen, und ohne seine Einwilligung abzuwarten, wird es ihm wieder genommen, und wie viel Freuden und wie viel Schmerzen ziehen während seiner Wallfahrt durch seine bewegte Seele, wie viel Kummer und wie viel Hoffnungen durchbeben das sehnende und fürchtende Herz, ohne daß der Mensch im Stande wäre, solche Hoffnung und Furcht sich selbst zu geben oder zu nehmen! Wir werden aber durch die Erfahrung auch belehrt, daß die Vorsehung uns nicht willkürlich regiert, sondern Glück und Unglück nach ewigen Gesetzen über uns verhängt, daß sie nämlich Alles einen verdienten Ausgang finden läßt. Mit andern Worten: der Mensch wird durch seine eigene Rechtschaffenheit und Klugheit, so wie durch seine Unklugheit und Schlechtigkeit der Schöpfer seines eigenen Glückes oder Unglückes. Der Dichter hat also im Roman ein solches Bild des Lebens aufzustellen, worin sich das Walten der Vorsehung so zeigt und darthut, daß von ihr Alles zu einem verdienten Ziele geführt wird; er hat mithin die naturgemäße, in der Erfahrung begründete Aufeinanderfolge von Ursachen und deren Wirkungen darzulegen — eine schwere Aufgabe, zu deren Lösung viel Kenntniß des Lebens, der menschlichen Schicksale und des menschlichen Herzens gehört.

e) Hieraus geht hervor, daß im Romane der schlechte Mensch ein trauriges Ende nehmen, der gute aber glücklich werden muß, falls er nicht durch Unklugheit sein Glück unmöglich macht. Man nennt diese Belohnung des Guten und Bestrafung des Bösen die poetische Gerechtigkeit, welche nichts Anderes ist, als die göttliche Vorsehung selbst, nur daß diese im wirklichen Leben nicht immer so schnell und so sichtbar einwirkt, als es im Kunstwerke der Fall sein muß. Sehen wir also im alltäglichen Leben das Unrecht so oft ungestraft bleiben, so ist ja das Leben noch nicht vollendet, die verhängnißvolle Stunde wird für den Bösen noch schlagen, das Gericht wird ihn noch im eigenen Herzen ereilen, oder im allmählich aufgewachsenen Unglücke strafend vor ihn hintreten, und ihn die unheilvolle Ernte seiner Saaten einsammeln lassen. Der Roman dagegen soll, wie jedes Kunstwerk, in sich fertig und vollendet sein, und darum muß er auch für den Guten und Bösen einen befriedigenden, mit der Vorsehung zu vereinbarenden (§ 4, e) Ausgang herbeiführen, oder denselben wenigstens sicher voraussehen lassen

(vergl. § 3, 2, a und 3). So ist also der Roman allerdings ein Bild des Lebens, aber verklärt vom Glanze der Poesie und durchdrungen von dem ewigen Weltgeiste, der aus unsichtbaren Höhen die Schicksale der Menschen mit Gerechtigkeit lenkt und sie zum verdienten Ausgange führt. Der Ausspruch: „die Weltgeschichte ist das Weltgericht" ist also eine Wahrheit, welche sich auch der Dichter eines Romanes innerhalb der Schranken seiner Geschichte zu Herzen nehmen muß. Die Nothwendigkeit der poetischen Gerechtigkeit, die in dichterischen Kunstwerken als das ausgleichende Prinzip erscheint, welches der Würde des Menschen, dem Schicksale gegenüber, genugthut, ist von besseren Dichtern stets so anerkannt worden, daß sie sich lieber einen anderen Vorwurf zu Schulden kommen ließen, ehe sie diese Gerechtigkeit nicht beachtet hätten. So läßt z. B. Goethe im Egmont (denn vom Trauerspiel gilt dasselbe) den Traum des Helden, der die befriedigende Zukunft zeigt, dramatisch dargestellt werden und wird dadurch unwahrscheinlich. So läßt Tieck seiner Novelle: Der Hexensabbath, noch eine kurze Geschichtserzählung nachfolgen, die den Leser beruhigen kann, und fällt dadurch aus dem Gebiete der Dichtung heraus. So endlich sehen wir noch in neuester Zeit die Verfasserin von St. Roche ihrem Romane eine ganz ungewöhnlich erweiterte Form geben (siehe oben c), um das Walten der poetischen Gerechtigkeit an der nachfolgenden Generation zeigen zu können, denn die Wahrscheinlichkeit menschlicher Verhältnisse gestattete es nicht früher. Nicht sowohl um Fennimor's, als vielmehr um Reginalds willen mußte Elmerice in die ihr gebührenden Rechte eintreten, und nur durch der Enkel edle Gesinnungen, welche sie durch Zurückgabe des von dem mit Unrecht Erworbenen in die unschuldigen Hände Elmerice's bethätigten, konnte der alte Fluch gelöst werden, welcher die Kinder bis ins dritte und vierte Glied verfolgte. Dieser Roman hat durch Darstellung dieser Wahrheit mehr gewonnen, als er durch die Ausdehnung seiner sonst gebräuchlichen Schranken etwa verloren haben könnte. Nur die neueren französischen Dichter haben sich's angelegen sein lassen, der höheren Wahrheit Hohn zu sprechen und eine glaubenlose, oberflächliche Lebensansicht zur Schau zu legen (vergleiche § 4, e). Sie zeigen viel Erfahrnng in den Lebensverhältnissen und in den menschlichen Schwächen, sind aber auf den reinen Lebenshöhen nicht heimisch, wo das Auge des Geistes den Sieg des Guten in der Ferne schon sieht.

5) Idee oder Tendenz des Romanes.

Hat der Roman Einheit (siehe oben 3), so ist dadurch außer jener allgemeinen Wahrheit oft, aber nicht immer, noch eine besondere Idee anschaulich gemacht. Man nennt diese spezielle Wahrheit die Idee oder Tendenz des Romanes. Sie muß sich auf natürliche Weise als Resultat der erzählten Verhältnisse und Schicksale der verschiedenen Charaktere ergeben, so daß der Roman wie ein Beispiel zu ihrer Veranschaulichung betrachtet werden kann. (Im tadelnden Sinne versteht man unter einem Tendenz-Romane einen solchen, worin der Dichter nicht eine allgemein anerkannte Wahrheit, sondern eine subjektive Ansicht, eine Partei-Ansicht anschaulich machen und gleichsam als allgemeine Wahrheit aufdringen will).

f) So liegt z. B. in Werthers Leiden, von Goethe, die Idee oder Tendenz: Ungebändigte Naturkraft zerstört, so draußen in der sichtbaren Schöpfung, wie in der inneren Welt des Geistes, wenn Vernunft nicht die Gefühle zügelt; doch ist diese

Tendenz fast so dargestellt, als vermöge die Vernunft nichts gegen die natürliche Kraft des Gefühls, und daher die Vorwürfe, die diesem Romane gemacht worden sind. — Im Titan, von Jean Paul, ist gezeigt, daß nur in der harmonischen Ausbildung der Kräfte, nicht in den Extremen, das Lebensglück zu finden ist. Darum wird Albano erst durch Idoine glücklich, die zwischen der zu weichen Liane und der zu männlichen Linda in der Mitte steht, und keine von den andern Personen erreicht ein befriedigendes Ziel, weil sie alle etwas Excentrisches haben. Die verschiedenen excentrischen Richtungen werden doppelt von einer männlichen und weiblichen Person repräsentirt: Roquairol und Liane (Geschwister) zu sehr der Empfindung nachgebend; Ministerin und Lector (Freunde) zu kalt; Gaspard und Linda (Vater und Tochter) zu hart u. s. w.; nur der Künstler Dian und seine Frau sind noch die Glücklichen, weil eine schöne Natürlichkeit und die Kunst ihnen Maaß und Harmonie der Kräfte gegeben hat. — In den Blumen-, Frucht- und Dornenstücken von Jean Paul ist die Wahrheit anschaulich gemacht, daß der Mensch nicht immer glücklich wird, wenn er erlangt, was einmal das durch Verhältnisse nahe gelegte Ziel seiner Wünsche war (Advokatenstand, Lenette), sondern erst dann, wenn er erreicht, was seinen Fähigkeiten und natürlichen Neigungen angemessen ist (Siebenkäs wird daher erst als Inspektor glücklich, Lenette erst als des Schulraths Frau, Leibgeber gar nicht). — In Japhet, der einen Vater sucht, von Marryat, aus dem Englischen, liegt die Idee, daß nur redliche Tüchtigkeit und Wahrheit Bestand haben, daß dagegen hohler Schein und leere Aeußerlichkeit nicht bestehen können (darum nehmen alle Personen und Verhältnisse, deren Leben und Wirken auf Betrug und Schein gebaut ist, ein trauriges Ende: die Prophetin, der Oberst Carbonel, Melchior, Japhets eine Zeitlang glänzende Lage; und darum erlangen alle Andern erst dann ein wahres Glück, als sie tüchtig und redlich geworden sind: Japhet, Harcourt, die Quäker, Timm). — In William Lowell, von Tieck, zeigt sich das gemüthlich Unzulängliche einer Weltansicht ohne den Glauben an Gott und Zukunft; denn es geht mit diesem Glauben zugleich der Glaube an das Bessere und Erhabene im Menschen selbst verloren, an dessen Stelle sich eine Verachtung der Menschen und des Lebens einfindet, die allmählich zu Lieblosigkeiten, zu Grausamkeiten und Verbrechen, und damit bald auch zur Selbstverachtung und inneren Zerrissenheit führt. Am meisten sind dieser Zerstörung durch solche glaubenlose Weltansicht die empfindsamen, weichen Gefühlsmenschen ausgesetzt, die durch eine gewisse sinnliche Schwärmerei sich in immer höher gesteigerten Empfindungen baden, daß sie endlich selbst im Gräßlichen, selbst in der Reue und im Schauder des Gewissens noch einen Genuß finden, bis sie in sich selbst verkohlen und zusammenstürzen. (Man vergleiche den Roquairol aus dem Titan und „Urtheil" von Goethe, Seite 96.) In künstlerischer Beziehung gehört dieser Roman übrigens nicht zu den ausgebildeten, auch ist er in Briefen geschrieben, was der Subjektivität und breiten Formlosigkeit so günstig ist. — In St. Roche (von Frau von Paalzow) sehen wir an dem eingeschalteten Romane die unseligen Folgen des Konfliktes aristokratischer Gesinnungen mit natürlichen Gefühlen in Beziehung auf Familienverhältnisse; der Zusammenhang beider mit einander verbundenen Romane aber zeigt, daß durch den Segen, den die Nachkommen verbreiten, der Fluch gelöst wird, den die ungerechten Thaten der Vorfahren auf ein

Haus beschworen haben — eine Tendenz, welche mit der in Iphigenie, von Goethe, verwandt ist. — In Thomas Thyrnau, von derselben Verfasserin, sehen wir die siegreiche und beglückende Macht einer von der sündigen Welt nicht verdorbenen genialen Menschennatur. Daher ist Magda so klar, so gut, im Ergreifen einer Sache so sicher — so naiv; darum tritt der Gegensatz zu ihren Eigenschaften feindlich gegen sie auf: 1) der unnatürlich und böse wollende und geistesbeschränkte Fürst, 2) die Offiziere auf Karlstein, welche jedoch eine andere Art feindlicher Stellung gegen sie einnehmen, weil sie nicht bösartig, sondern nur verschroben sind; darum gelingt es ihr, dort die Sünde, hier die Unnatur zu besiegen; der nicht verschrobene, sondern nur liebenswürdig mittelmäßig begabte Trautsohn aber schließt sich gleich an sie an und findet später an Hedwiga eine verwandte Natur. Auch die andern Personen schließen sich allmählich an Magda an, denn Allen fehlt mehr oder minder etwas, was Magda's harmonisch begabte, friedenvolle Seele besitzt und wodurch sie ihr weniger vollkommenes Wesen auf schöne Weise ergänzt fühlen. Sie gruppiren sich so um Magda, daß wir erkennen, wie nur im Vereine ihrer Vorzüge: Natürlichkeit, Genialität, Unberührtheit von der sündlichen Welt, das wahre Glück zu finden ist: denn Therese ist zwar natürlich und genial, aber nicht unberührt von der Sünde geblieben; Lacy ist genial und unschuldig, aber in seiner Liebe zu Claudia nicht natürlich fühlend — Therese und Lacy müssen erst gesunden, ehe sie glücklich werden. Bezo ist Natur und Unschuld, aber von allem Geiste entblößt — er ist unbedingt dem Wesen hingegeben, bei welchem er findet, was er hat und was ihm fehlt. Thyrnau ist als Mann, was Magda als Mädchen ist, nur wäre es zu unwahrscheinlich für einen tüchtigen Mann, wenn ihn das Leben so unberührt hätte lassen sollen, wie es bei einem jungen Mädchen wohl sein konnte; darum ist er erst geworden, was Magda noch ist: er hat den Staub der Sünde von sich abgeschüttelt, der ihm, zum Unterschiede von Therese, im Streben nach einem edlen Ziele angeflogen war. Die Kaiserin erscheint als die großartig praktische Magda, Magda als die ideale Kaiserin: von Beiden geht das Glück aus.

6) Forderungen an den Dichter eines Romanes.

Es giebt zwar eine Unzahl von Romanen, aber keinesweges zu viel gute. Der Eine der Roman-Schriftsteller fühlte sich von der Fülle der Gestalten gedrängt, die seine schöpferische Phantasie heraufbeschwor; aber es fehlte ihm der großartige Ueberblick über die Verhältnisse des Lebens und der gebildete Geist, der aus einer Menge von Einzelnheiten Resultate zieht, aus denen sich eine höhere Wahrheit ergiebt; es fehlte ihm die künstlerische Ausbildung, die das einzelne richtig zeichnet und wahrscheinlich darstellt, die durch Idealisiren nicht die Natürlichkeit und durch diese nicht das Ideal verdrängt, und die in der Mannigfaltigkeit und der Zusammenstellung der Charaktere und Ereignisse die Zweckmäßigkeit mit der Schönheit zu verbinden weiß. Ein Anderer war von der Erkenntniß einer Wahrheit durchdrungen und wollte sie auf unterhaltende Weise in einem Romane durch Schilderung mannigfach sich durchkreuzender Verhältnisse anschaulich machen; aber es fehlte ihm die schöpferische Phantasie und der poetische Sinn, welcher über die Bilder des Lebens einen Reiz zu verbreiten weiß, von dem sich der Leser gefesselt fühlt; es fehlte ihm die Objektivität bei der Betrachtung des Lebens, er konnte

daher den Geist jener Zeit nicht wiedergeben, in die er seine Personen versetzt, und seine Charaktere wurden um so einförmiger, je subjektiver er selbst verfuhr. Einem Andern fehlte es an Lebens- und Menschenkenntniß, an selbstständiger Erfahrung, an Tiefe der Beobachtung; er benutzte also seine Mittel nicht auf genügende Weise, er entwickelte nicht psychologisch richtig, er erzählte zwar, aber die Wechselwirkung zwischen Begebenheiten und sich fortbildenden Charakteren stellte er nicht dar. Ein Anderer besaß zu wenig wissenschaftliche Bildung und Tiefe; seine Raisonnements und Reflexionen wurden also trivial, oder er brachte schiefe Gedanken zum Vorschein. Mancher endlich hat Alles, was zu einem Romane erforderlich ist: Produktivität, originelle Anschauung, wissenschaftliche und künstlerische Bildung, Kenntniß der Lebensverhältnisse und des menschlichen Herzens; aber er arbeitet flüchtig und es ist ihm mehr um frappante Unterhaltung, als um innere Gediegenheit zu thun gewesen. Man sieht sich deshalb genöthigt, einen Unterschied zwischen interessanten und guten Romanen zu machen. Von der Lesewelt wird gar mancher interessant genannt werden, der bedeutende Fehler besitzt, denn die Lesewelt will unterhalten sein; es ist ihr größtentheils nur um den neuen Stoff und das Spannende in seiner Erzählung, nicht um die innere Nothwendigkeit und Wahrheit der Charaktere zu thun: sie will leicht und im Vorübergehen genießen, nicht sich tiefer in ein Kunstwerk versenken.

g) Wenige verstehen es so gut, zu entwickeln und das allmähliche Werden eines Charakters und einer Begebenheit darzustellen, als Goethe und Jean Paul. Da ist Alles innere Nothwendigkeit und Naturgesetz. Wie viel leichter macht es sich in dieser Beziehung z. B. selbst ein so gefeierter Schriftsteller, wie Bulwer! Er beschreibt oft auf mehreren Seiten, wie sein Held beschaffen ist, statt daß derselbe handelnd und sprechend sich selbst darstellte; darauf entrückt er ihn eine Zeit lang unsern Augen, läßt ihn dann ganz anders gesinnt und gereifter auftreten und sagt wieder, wie man sich ihn jetzt vorstellen müsse, statt daß er ihn vor unsern Augen hätte so werden lassen. Man vergleiche z. B. Clifford, der plötzlich als der gewandteste, kühnste und fein gebildetste Räuberhauptmann dasteht, nachdem wir ihn als unerfahrnen Zögling der Bande verlassen hatten; der Dichter sagt bloß, daß einige Jahre vergangen sind. Maltravers erscheint plötzlich in Neapel als ein ganz anderer Mensch, als wir ihn in England verlassen hatten: der Dichter sagt weiter nichts, als daß der Held eine Reise gemacht hat.

7) Das Belehrende des Romanes.

Man verlangt in unsrer Zeit vom Romane nicht bloß unterhaltende Erzählung, sondern auch noch Raisonnement und Reflexion, d. h. Gespräche und Gedanken über interessante Gegenstände des höheren geistigen und geselligen Lebens. Nur gebildete Leser folgen ihnen mit Interesse und Verständniß und erst bei wiederholter Lesung gibt man sich ihnen gewöhnlich recht ungetheilt hin. In Raisonnement und Reflexion zeigt sich's besonders, weß Geistes Kind der Dichter ist; er verwendet deßhalb auch eine große Sorgfalt darauf. Charakterisirt er in den Raisonnements die sprechenden Personen, so blickt doch durch seine Reflexionen sein eigner Sinn hindurch, sie sind subjektiv.

Ist schon der Ausgang der Begebenheiten eines Romans, das Schicksal, das die verschiedenen Personen je nach ihrem Charakter trifft, höchst lehrreich,

indem es uns den im gewöhnlichen Leben oft verborgenen Gang der Vorsehung, die ewige Gerechtigkeit in einem Spiegel vorhält und uns dadurch vor dem Unrechte warnt; so ist das Raisonnement und die Reflexion in einer andern Weise bildend für die Vernunft und die höhere Einsicht, und auf geistreiche Weise unterhaltend. Das Lesen guter Romane kann also von großem Nutzen sein, wenn man durch Lebenskenntniß und eine gewisse Reife des Geistes hinlänglich dazu vorgebildet ist, auch einen guten Roman wiederholt und mit Nachdenken liest. Der unreifen Jugend aber entzieht man die Romane aus denselben Gründen, aus welchen man ihr auch Vieles verschweigt, was im wirklichen Leben vorkommt; der Roman ist ja ein Bild des Lebens, dessen Maaßstab doch nicht die Jugend sein kann. Es kann aber das Lesen der Romane auch schädlich werden, wenn man vergißt, daß die Poesie erhöhetes Leben ist, und wenn man nun die höheren, idealeren Eigenschaften der Romanhelden und die zusammengedrängteren und interessanteren Begebenheiten des Romanes auch von der Wirklichkeit des gewöhnlichen Lebens verlangt: das hieße nur, sich die Phantasie erhitzen lassen, um für's wirkliche Leben unbrauchbar und überspannt zu werden. Der Unterschied zwischen Ideal und Wirklichkeit muß also zum Bewußtsein gebracht und selbst in seiner Nothwendigkeit erkannt werden; dann kann das Lesen der besseren Romane nur Nutzen bringen und die eigne enge Welt nur wohlthätg erweitern. — Es mögen, da Beispiele des Romanes zu geben hier nicht statthaft ist, nur einige Beispiele von Reflexionen folgen:

Wer in einen weitläufigen, ununterbrochenen Umgang tritt, der muß sich um die Dinge all derer Menschen, die ihn beständig umgeben, unaufhörlich bekümmern, in ihre Leidenschaften sich einlassen und ähnlichen Leidenschaften seine eigene Seele öffnen: denn sonst wäre ihm eine einsame Langeweile wenigstens bequemer. Was aber das für Gegenstände sind, wo herum sich das unselige Getümmel wälzt und wirrt, das ist bekannt genug; und die muß er doch nun schlechterdings als wichtig ansehen, als wichtig empfinden lernen. Stille des Geistes, Ruhe des Gemüthes können nicht damit bestehen. So wie diese abnehmen, so verschwinden auch alle herzlichen Gefühle, verschwindet alle gründliche Theilnehmung, die Seele ermattet unter endlosen kleinen Bestrebungen, unter endlosen kleinen Widerwärtigkeiten, wird so lange gezerrt und getrillt, bis Alles mit ihr herumläuft und sie von sich selber nichts mehr weiß.

F. H. Jacobi.

Von wie viel mehr Krankheiten, als man gemeiniglich glaubt, liegt die wahre Ursache in einem verwundeten oder gepreßten oder entgeisterten Herzen! Wie viele körperliche Uebel zeugt, nährt und verschlimmert eine kranke Phantasie! Wie oft würde eine rührende Musik, eine scherzhafte Erzählung, eine Scene aus dem Shakespeare, ein Kapitel aus dem Tristram Shandy oder Don Quixote das gestörte Gleichgewicht in unsrer Maschine eher wieder herstellen, alle böse Geister schneller vertreiben, als irgend ein Rezept im neuverbesserten Dispensatorium.

Wieland.

Hohe Natur! wenn wir dich sehen und lieben, so lieben wir unsre Menschen wärmer, und wenn wir sie betrauern oder vergessen müssen, so bleibst du bei uns und ruhest vor dem Auge wie ein grünendes, abendrothes Gebirge. Ach, vor der Seele, vor welcher der Morgenthau der Ideale sich zum grauen und kalten Landregen entfärbt hat — und vor dem Herzen, dem auf den unterirdischen Gängen dieses Lebens die Menschen nur noch wie dürre, gekrümmte Mumien auf Stäben in

Katakomben begegnen — und vor dem Auge, das verarmt und verlassen ist, das kein Mensch mehr erfreuen will — und vor dem stolzen Göttersohne, den sein Unglaube und seine einsame, menschenleere Brust an einen ewigen unverrückten Schmerz anschmieden — — vor allen diesen bleibst du, erquickende Natur, mit deinen Blumen, Gebirgen und Katarakten treu und tröstend stehen, und der blutende Göttersohn wirft stumm und kalt den Tropfen der Pein aus den Augen, damit sie hell und weit auf deinen Vulkanen und auf deinen Frühlingen und auf deinen Sonnen liegen! —

Jean Paul.

Ein Lehrer, der das Gefühl an einer einzigen guten That, an einem einzigen guten Gedicht erwecken kann, leistet mehr, als einer, der uns ganze Reihen untergeordneter Naturbildungen der Gestalt und dem Namen nach überliefert: denn das ganze Resultat davon ist, was wir ohnedies wissen können, daß das Menschengebild am vorzüglichsten und einzigsten das Gleichniß der Gottheit an sich trägt.

Goethe.

Nichts gibt uns mehr das Gefühl einer unübersteiglichen Schranke, als wenn wir mit unsern höhern Ueberzeugungen vor Menschen treten, welche uns weder verstehen wollen, noch können, weil auf dem Wege, den sie verfolgen, sich nur die materielle Seite der Dinge offenbart. — Je freisinniger, je umfassender, je geistiger wir das Leben zu erforschen suchen — je seltener sind wir frühzeitig fertig mit Ansichten und Meinungen, denn nur das geringere Bedürfniß schließt schnell mit dem kleineren Gesichtskreise ab. Wer mit weiterreichendem Streben den Weg beginnt, möchte nicht mit jenem Zustande tauschen, wenn er auch anscheinend in Vortheil setzt, den Dingen das Geheimniß des materiellen Gelingens, ihrer subjektiven Brauchbarkeit abfrägt und mit diesem Inhalte eine beruhigende, feste Stellung zu ihnen gibt. Aber es entsteht dann von jener Seite eine ironische Ueberlegenheit, die sich durch den sichtbaren Erfolg zu rechtfertigen scheint, die sich das Lob der Menge und ihre eigene Befriedigung sichert und den begeisterten Forscher belächeln läßt, der in dem Leben, das sie so bequem handhaben, noch einen Geist entdecken will, dessen Flügelschlag *er hört* und dessen Gemeinschaft er aufzufinden trachtet in demselben Leben, das *sie in ihrer* Auffassung schon ausgebeutet glauben. — Wenn wir mit dem Verlangen, verstanden zu werden, in die Kreise dieser Frühfertigen gerathen, wird unsere fromme Unsicherheit verspottet, und wir haben Mühe, unser Selbstgefühl zu retten, welches wir oftmals nicht durch Beweise vertreten können, da Geister sich nur citiren lassen, wo die Zauberformel verstanden wird. Rette sich, wer kann, bei Zeiten! denn der dornenvolle Weg zwischen Ergreifen und Verwerfen, zwischen Erkennen und Erblinden, zwischen Hoffen und Verzweifeln, den der sehnsüchtige Forscher wandelt, er hat als Ziel, als Ideal eine *aussöhnende Ruhe* mit allen Erscheinungen der Erde vor Augen; den großen Zwecken gegenüber vom Selbstgefühl verlassen, imponirt ihm aber die *materielle Ruhe*, die ihm so sicher von jener Seite entgegentritt, und er wird ihre sich unterordnende Beute, oder er geräth in Zweifel, die sein höheres Bedürfniß anfeinden oder langsam zerstören.

Aus St. Roche, 1. Thl. S. 330 f.

Es gab niemals durchaus gute Zeiten, dürfte auch ferner keine geben. Jede Zeit hat Schatten, wie jegliche Licht. Aber die Zeiten werden besser, je mehr die Zahl Solcher anwächst, die darin *uneigennützig das Gute wollen*. Je mehr Tugend, je mehr Glück. Nur scheint es in der That vorzüglicher, glücklich zu sein, als viel zu bedeuten, und Diejenigen, welche unzufrieden sind, weil sie eben nicht so viel bedeuten, als sie eben möchten, sollten einsehen, daß auch die Hochgestellten ihr Glück nur da finden, wo es zu haben ist für Jedermann: in den Tiefen des Gemüthes, und daß die Niedrigen um so

vornehmer werden, je eher sie Dem nachstreben, wodurch die Hochgestellten groß werden, der Sitte und Redlichkeit.

Schluß aus: Die Intriguanten, von Fr. v. Heyden.

§ 29. Besondere Gattungen von Romanen.

1) Eintheilung der Romane.

Nach dem vorherrschenden poetischen Elemente — Gefühls-Ausdruck, Belehrung, Erzählung — theilt man die Romane gewöhnlich in lyrische, didaktische, epische. Wir können dieser Eintheilung nicht beistimmen; denn die Aufgabe des Romans ist eine durchaus epische, und wir müssen deshalb alle Romane episch nennen. Wenn lyrisches Element darin enthalten ist, so wissen wir ja, daß in größeren Dichtungen die Elemente der Poesie stets mit einander vermischt sind, und wir finden daher im Romane auch dramatische Partieen. Ist aber das Lyrische vorherrschend geworden, so müssen wir diese Form als eine verfehlte bezeichnen: sie wird sich für die Lösung der eigentlichen Aufgabe des Romanes immer ungünstig erweisen und das in die Breite ziehen, was auf epische Weise kürzer dargestellt worden wäre, wie man es bei den in Briefen geschriebenen Romanen sehen kann. Denn so geeignet Briefe auch sind, einen Blick in die Gemüthsverfassung eines Menschen werfen zu lassen, so unvortheilhaft wird durch sie die Erzählung der Begebenheiten fortgeführt, welche bei diesem Verfahren stets die subjektive Färbung des Briefstellers erhält. Am natur- und zweckgemäßesten erscheint diese Form noch bei Romanen, in denen so wenig Personen und Begebenheiten vorkommen und die so kurz und zugleich so subjektiv-sentimental gehalten sind, wie Werthers Leiden, von Goethe; Eduard Allwill, von Jacobi; Ludwig Anthom, von einem Ungenannten.

Nach der äußeren Form der Darstellung hat man die Romane in epische und dramatische eingetheilt, je nachdem die Darstellung Erzählung oder Gespräch war. Allein die dramatische Form ist so ungeeignet für die Romane, daß sie nur ein Mißbrauch, eine Verirrung des Geschmackes genannt werden kann; denn der Roman wird dadurch entweder ein verfehltes Drama oder ganz langweilig, weil die Erzählung sich kürzer zu fassen weiß, als das Gespräch. Die rechte Darstellungsweise für den Roman wird stets die epische sein, wenn auch lyrische und dramatische Stellen höchst wirksam die Erzählung zuweilen unterbrechen. Auch dieser Eintheilungsgrund also ist nicht festzuhalten.

Nach dem darin herrschenden Tone hat man die Romane eingetheilt in ernste, komische, humoristische, satirische, galante, selbst einen „verwilderten" haben wir in Brentano's „Godwi oder das steinerne Bild der Mutter". Diese Eintheilung, welche allerdings etwas für sich hat, wird aber selten das Wesen eines Romanes genau bezeichnen; denn mit dem Worte: „ernster Roman" ist doch wahrlich zu wenig gesagt, und ein „humoristischer Roman" kann stellenweise sehr ernst sein. Ein neuerer Versuch der Eintheilung (von O. L. B. Wolff), nach der Stellung des Helden zum Unendlichen oder Endlichen, in romantische, bürgerliche, dissolute Romane, hat noch zu wenig Anklang gefunden, als daß wir ihr folgen könnten.

Nach den Lebens-Verhältnissen, in denen sich die Hauptpersonen und Hauptbegebenheiten bewegen, theilt man die Romane zuweilen ein in Ritter-Romane (Der Zauberring, von Fouqué), Räuber-Romane (Rinaldo Rinaldini, von

Vulpius mit Theilnahme Goethe's), Schmuggler-Romane (Schloß Sternberg, von W. Martell), Geister-Romane (Der Geisterseher, von Schiller), Familien-Romane (von Lafontaine) u. s. w. Theils aber unterläßt man diese Bezeichnungen als unnöthig und mangelhaft, theils erklären sie sich durch sich selbst und es ist weiter nichts von ihnen zu sagen.

Mehr zu berücksichtigen sind jedoch zwei besondere Gattungen, welche sich von dem gewöhnlichen Romane, dem wir nicht einen besonderen Namen geben, durch die Verhältnisse, in welche die Begebenheit versetzt wird, und durch die Beschaffenheit ihres Raisonnements unterscheiden, und dies ist der historische und der philosophische Roman.

2) Der historische Roman.

Stellt der Roman Personen und Begebenheiten dar, die aus der Weltgeschichte bekannt sind, so heißt er ein historischer Roman. Aus poetischen und künstlerischen Rücksichten kann er jedoch die Wahrheit nicht immer festhalten, sondern muß bald etwas hinzudichten, bald etwas weglassen, bald die Eigenthümlichkeit eines Charakters erhöhen, idealisiren, um das Interesse zu steigern, um Alles zur Einheit zu runden und zu Einem Ziele hinarbeiten zu lassen, oder um für jede einzelne That und Begebenheit die genügenden Motive herbeizuschaffen (vergleiche § 3, b). Ein Haupterforderniß solcher Romane ist dieses, daß der Charakter der betreffenden Zeit sich darin ausdrücke; allein gerade darin besteht eine so große Schwäche der meisten, indem die heutige Gedanken- und Gefühlswelt in eine Zeit, welche Jahrhunderte von uns abliegt, hinübergetragen ist. — Historische Romane sind mitunter auch, auf Kosten der Kunstform eines Romanes, nur Zeitbilder, Sittengemälde. Es wird dann der Einheit und inneren Nothwendigkeit nicht selten Eintrag gethan, weil Manches erzählt und geschildert wird, was nicht des Helden wegen nöthig ist, sondern was bloß zum Gemälde der Zeit beiträgt. Nur wenn der inneren Nothwendigkeit kein Eintrag geschieht, ist der historische Roman ein Kunstwerk zu nennen.

Walter Scott, van der Velde, Spindler, Bulwer, die Verfasserin von Godwie-Castle und St. Roche, u. A.

3) Der philosophische Roman.

Sind die Verhältnisse des Helden so gewählt, daß der Dichter Gelegenheit erhält, durch die Personen des Romans zusammenhängende Ansichten über Gegenstände von wissenschaftlichem, vorzüglich künstlerischem Interesse vortragen zu lassen, so nennt man den Roman einen philosophischen. Es ist natürlich, daß in einem solchen das Raisonnement der Personen mehr als in einem andern Romane vorwalten wird; ja das ursprüngliche Interesse, das man an den Romanen nahm und das bloß stoffartig war und sich an der verwickelten Begebenheit erfreute, tritt hier oft gar sehr in den Hintergrund; der eigentliche Roman wird zur Nebensache. — Der philosophische Roman ist bald der Beseitigung religiöser Zweifel, (Theodor, oder des Zweiflers Weihe, von de Wette), bald der Ausbildung zum praktischen Leben (Wilibalds Ansichten des Lebens, von Ernst Wagner), bald der höheren Geselligkeit (Woldemar, von Jacobi), bald auch irgend einer Kunst gewidmet. Im letzteren Falle heißt er Künstler-Roman, und sein Raisonnement gehört bald der dramatischen Kunst an (Wilhelm Meisters Lehrjahre, von Goethe), bald der Malerei (Sternbalds

Wanderungen, von Tieck; Die reisenden Maler, von Ernst Wagner), bald der Baukunst (Erwin von Steinbach, von Th. Melas), bald der Musik (Hildegard von Hohenthal, von Wilhelm Heinse) u. s. w. Aus dem philosophischen Romane hat sich in neuerer Zeit eine Gattung Novellen entwickelt (vgl. § 30, 3).

a) Eine Geschichte des deutschen Romanes dürfte wohl folgende Anhaltpunkte haben: 1) Heimatliche Geschichten in Gedichten: Mären. — 2) Ausländische Geschichten in Gedichten: Aventuren, um 1200—1400 (Bearbeitung der Sagenkreise). — 3) Auszüge aus den letzteren, in Prosa: Volksbücher (der Kaiser Octavianus, Genovefa u. s. w.). In diese Zeit fällt die Benennung Roman für eine Erzählung aus dem Romanischen. Auch hier ist das Wort geblieben, während der Begriff ein ganz anderer geworden ist (vgl. S. 183). — 4) Schilderungen des öffentlichen Lebens der Zeit: Gesichte (Moscherosch's Philander von Sittewald, auch der Simplicissimus), um 1640. — 5) Das Hereinragen der Ferne, Reisebeschreibungen: Robinsonaden. — 6) Die Versetzung der Erzählung in ferne Gegenden und dadurch Anbringung großer Gelehrsamkeit: Geschichts-Romane (Phil. von Zesen, v. Lohenstein u. s. w.). — 7) Nachahmung englischen Gemüths- und Familienlebens (Hermes, Lafontaine) um 1770: Familien-Romane. — 8) Psychologische Entwickelung eines Charakters (Wieland, Goethe, Jean Paul rc.). — Es gibt eine Geschichte des Romanes von Wolff und eine von Eichendorff.

§ 30. Die Novelle.

1) Ihre Darstellungsweise.

Die Novelle will den Leser mit etwas Neuem, Ungewöhnlichem, mit etwas Ueberraschendem unterhalten. Zu diesem Zwecke erzählt sie eine Begebenheit, und zwar versetzt sie den Leser mitten in schon entwickelte Verhältnisse und unter bereits festgeformte Charaktere, gleichsam bloß die letzte Hand daranlegend, indem sie die Begebenheit nur zu Ende führt. Eine ausführliche Entwickelung aller Verhältnisse und ihrer Einwirkung auf die Charaktere würde zwar psychologisch und ästhetisch höher stehen, aber sie würde keine Ueberraschungen, keine blendende Unterhaltung herbeiführen; da jedoch gerade diese die Absicht der Novelle sind, so geht eine aphoristische Darstellung aus ihrem Wesen selbst hervor. Hierdurch unterscheidet sie sich wesentlich 1) vom Romane, welcher den Charakter der Hauptperson erst ausbildet und den allmählichen Fortgang seiner Verhältnisse von Anfang bis zu Ende darlegt, und 2) von der gewöhnlichen Erzählung, welche die Verbindung einzelner Momente ausführlicher darstellt. Deshalb schreitet in der Novelle die Handlung, abgesehen von dem dazwischen liegenden Raisonnement, rascher vorwärts als im Romane, denn sie ist schon vor dem Beginne der Novelle vorbereitet und halb gereift; aber aus demselben Grunde sieht sich der Dichter auch oft gegen das Ende hin genöthigt, Aufschlüsse aus der Vergangenheit zu geben, so daß nicht selten der Anfang der Begebenheiten am Ende der Novelle zu suchen ist. Das Ueberraschende der Begebenheiten in einer Novelle liegt mithin nicht allein in einer besonderen Beschaffenheit der Begebenheiten selbst, sondern zum Theil auch darin, daß der Leser mitten in schon entwickelte Verhältnisse hinein versetzt worden und also nicht gehörig unterrichtet ist. Es ist dies Geheimnißvolle ein eigener Reiz dieser Dichtungsart, die sich auch durch ein regeres und lebendigeres Treiben von der gewöhnlichen Erzählung unterscheidet.

Die Novelle bedarf nicht einmal einer Hauptperson, sondern es können sich, wenn die Einheit der Begebenheit nur nicht gestört wird, mehrere Charaktere von gleicher Bedeutung nebeneinander bewegen, wie in der Erzählung, weil sie ja eben nicht einen Charakter zu einem gewissen Ziele führen, sondern nur eine interessante Begebenheit mehr überraschend als entwickelnd darstellen will. Die Länge oder Kürze trägt nichts zur Bestimmung des Wesens der Novelle bei, obgleich aus der oben genannten Ursache, daß die Novelle nur die letzte Hand an schon entwickelte Personen und Verhältnisse legt, der Erzählungsstoff immer kürzer sein wird, als bei einem Romane. Aus demselben Grunde hat die Novelle auch etwas Abgebrochenes, Zerstückeltes in ihren einzelnen Theilen, indem sie die Uebergänge von einer Begebenheit zur andern nicht genetisch nachzuweisen braucht.

a) Mit am auffallendsten zeigt sich das Nachholen vorangegangener Verhältnisse, ohne die man das gegenwärtig Geschehene nicht verstehen kann, das aber eben deshalb die Phantasie reizt und in Spannung erhält, in der schönen Novelle von Leopold Schefer: Künstler-Ehe. Da sehen wir am Anfange der Novelle den sterbenden Albrecht Dürer und seine erschütterte Frau, nebst dem zürnenden Freunde Pyrkheimer, welcher dennoch herbeigerufen wird, und während dieser Inhalt nur einige Blätter ausfüllt, wird die Erklärung und der Zusammenhang dieser Umstände dadurch nachgeholt und hergestellt, daß Pyrkheimer die Selbstbiographie des Sterbenden liest. Diese Einschaltung ist bei weitem der interessanteste Theil der Novelle, aber die eigentliche Novelle ist doch das, was vor und nach dem Lesen dieser Biographie geschieht; oder man müßte sagen, daß hier eine Novelle in die andere geschoben ist, wie bei St. Roche ein Roman in den andern. — Auch in Malcolm, von Steffens, ist das Nacherzählen des eigentlichen Anfanges auffallend, und man denke nur an den Schloßbrand, von demselben Verfasser, welcher erst in den folgenden Novellen dieses Novellencyklus (Walseth und Leith) seine Aufklärung findet. — Nähme man aus dem Romane von Bulwer: Pelham, die Episode heraus, welche das Leben Richard Glanville's betrifft, so hätte man eine sehr interessante Novelle, bei der sich diese Erfahrung bestätigen würde.

2) Das Märchenhafte derselben.

Weil man im Mittelalter, in welche Zeit der Ursprung der Novelle fällt (schon um das Jahr 1000 durch die Züge der Ottonen nach Italien und durch die griechische Heirath Otto III. wurde sie eingeführt), unter einer solchen eine abenteuerliche, überraschend unterhaltende Erzählung (etwas „Neues") meistens aus fernen Gegenden, besonders aus dem Morgenlande, verstand, so daß sie nicht selten sogar einem Märchen glich: so hat sie auch noch heut die Eigenthümlichkeit, daß ihr Inhalt abenteuerlich, ein seltsamer Fall aus dem Leben, und von ziemlich phantastischer Art sein darf; doch würde Uebertreibung dieser Freiheit in unserer Zeit nur das Interesse des Lesers schwächen. In diesem Sinne treffen wir also Novellen an, in denen es mit der Wahrscheinlichkeit nicht genau genommen worden ist. — Von dem mittelalterlichen und morgenländischen Charakter der Novelle wollen die Dichter auch die Freiheit üppiger Darstellungen ableiten.

b) Man vergleiche besonders Novellen von Tieck und Leopold Schefer, um ihren märchenhaften und phantastischen Charakter zu erkennen. Wenn z. B. in

Tiecks „Die Reisenden“ die Verwandtschaft des gewöhnlichen Lebens mit dem Unsinn und Wahnsinn des Irrenhauses schon auf ziemlich phantastische Weise dargestellt ist; wenn im „Hexensabbath“ das Phantastische selbst sowohl in seiner liebenswürdig poetischen, als in seiner grauenvoll aberwitzigen Gestalt erscheint: so ist seine „Vogelscheuche“ eine völlig phantastische Märchen-Novelle, worein aber auf höchst poetische Weise so viel Sinniges und so viel geistreiches Raisonnement eingeflochten ist, daß der Dichter nur diese einzige Novelle geschrieben zu haben brauchte, um in der deutschen Literatur einen hohen Rang einzunehmen. Nicht minder phantastisch ist von Leopold Schefer die Novelle: Der Bauchredner. — Daß durch Uebertreibung der Unwahrscheinlichkeit, wo diese nicht durch offenbar märchenhaften Charakter gerechtfertigt wird, das Interesse verliert, sieht man an der Novelle: Glück bringt Verstand, von Tieck, worin gezeigt werden soll, daß das Glück den Menschen erzieht.

3) Moderne oder raisonnirende Novelle.

Der ehemalige Zweck der Novelle, Unterhaltung selbst auf Kosten der Wahrscheinlichkeit, kann den Gebildeten unserer Zeit nicht mehr oder doch nur in besonderen Fällen genügen. Unsere Zeit verlangt Gedanken in der Poesie! Dieses Verlangen würde allerdings durch Lehrgedichte befriedigt werden; aber diese entsprechen unserer Kenntniß vom Wesen der Poesie, unserem Gefühle für reine Kunstform nicht mehr: die Zeit der Lehrgedichte ist vorüber — sie unterhalten nicht. Da bemächtigte sich Tieck der viel freieren Form der Novelle und bildete sie für die Bedürfnisse unserer Zeit, indem er in ihr die Ideen, von denen eine Zeit bewegt wird oder ward, durch die Personen der Novelle besprechen ließ, durch die Schicksale dieser Personen aber zugleich den Einfluß jener Ideen auf das Leben der Zeit darstellte. So hat also die neuere Zeit der Novelle noch das Charakteristische hinzugefügt, daß sie das Raisonnement in ihr mehr als in einer andern Dichtungsart vorwalten läßt. Darum ist die früher sehr kurze Novelle in unserer Zeit mitunter sehr umfassend geworden. Da die Gegenstände des Raisonnements den Ideen, welche die betreffende Zeit der Novelle bewegen oder bewegten, entnommen sind, so liefert die Novelle einen Beitrag zum Verständniß ihrer Zeit (auch in dieser Beziehung etwas „Neues“) und bewegt sich immer auf der Höhe des geistig gebildeten und sich bildenden Lebens. Daher sehen wir wichtige Zeitfragen sowohl, als überhaupt interessante Ansichten in Novellen zur Sprache kommen; ja oft ist die Novelle nur geschrieben, um neue oder abweichende Ansichten in gefälliger Form vorzutragen (vgl. z. B. von Biernatzky: Die Hallig oder die Schiffbrüchigen — Wanderungen auf dem Gebiete der Theologie im Modekleide der Novelle; und von Tieck: Die Verlobung. Leop. Schefers Novellen enthalten mehr Reflexion, als Raisonnement, sie sind mehr subjektiv, als objektiv). Der poetische oder künstlerische Werth ist dann oft von untergeordnetem Interesse, weil die Begebenheit dem Dichter nur ein Mittel geworden ist, um einen Zweck zu erreichen, welcher der verständigen Konversation, aber nicht der Poesie angehört. Eine Novelle dieser Art, wo der Werth des Raisonnements in keinem Verhältnisse zur unbedeutenden Erfindung der Begebenheit steht, ist z. B. Eduard in Rom.

c) In der Novelle von Tieck: „Der Alte vom Berge“, finden wir z. B. die Idee im Raisonnement besprochen

und durch die Erzählung mehrfach veranschaulicht, daß der Reichthum zwar in sehr mannigfachen, aber keinesweges immer befriedigenden Verhältnissen zum Lebensglücke steht; in der „*Gesellschaft auf dem Lande*“, von Demselben, ist gezeigt, wie Alles, was von *Außen* an den Menschen herankommt durch Gewohnheit, Sprache, Tracht, Beschäftigung, selbst durch Einbildung und Lüge, allmählich so viel Einfluß auf den *innern* Menschen gewinnt und so sehr mit ihm in Eins verwächst, daß sich das Aeußere gar nicht mehr vom Innern trennen läßt, ohne das Herz zu verwunden und einen Riß in die Seele zu machen, und dies ist mit jener Uebertreibung dargestellt, die wir als das Unwahrscheinliche und Märchenhafte der Novelle bezeichnet haben. „*Die Vogelscheuche*,“ von Demselben, ist eine Satire gegen die anmaßende Seichtigkeit der Ansichten über Poesie und Kunst, gegen das Prinzip, daß die Kunst praktischen Nutzen für's alltägliche Leben haben solle, überhaupt gegen das, was man im Geistes-Leben *ledern* nennt und was sich allem Idealen feindlich gegenüber stellt (vgl. § 24, 4). Im „*jungen Tischlermeister*“ zeigt er, wie zwischen den höheren und niederen Ständen nicht nur eine gesellige Vereinigung, sondern wie auch das Glück derselben möglich sei durch wahre, nicht bloß ceremonielle Bildung, durch Einfachheit des Lebens, durch richtiges Selbstgefühl eines Jeden in seiner Stelle, und wie überhaupt nur erst dann ein dauerndes Glück zu finden ist, wenn man durch freiwillige Selbstbeschränkung herumschweifender Triebe und ungeregelter Neigungen zum einfachen und geregelten Leben zurückgekehrt ist.

Tieck, Wilh. Hauff, Steffens, Leopold Schefer, Posgaru, A. v. Sternberg 2c.

Vgl. Reinbeck: Situationen. Ein Novellenkranz. Nebst einigen Worten über die Theorie der Nov. 1841.

§ 31. Die Idylle.

1) Die Idylle bildet einen schroffen Gegensatz zur Novelle, insofern diese auf der Höhe des geistig gebildeten Lebens steht; denn die Idylle ist eine Erzählung aus dem schlichten, einfachen Leben und Treiben solcher Menschen, die *in und mit der Natur leben* und nichts mit wissenschaftlicher Bildung und städtischer Kultur zu schaffen haben. Sie handelt daher von dem Leben der Landleute, Hirten, Winzer, Fischer u. dgl. und gibt ein Bild von ihrem Treiben und Walten; doch brauchen dies keineswegs immer nur sanfte und gute Menschen zu sein, wie man durch Geßners Idyllen verleitet werden könnte zu glauben, sondern nur *natürlich* sollen sie sein, können also auch von Leidenschaften bewegt werden und Unrecht thun. Bei so einfachen geselligen Zuständen wird die Begebenheit sich immer nur auf wenige Personen beschränken müssen und auch ohne Verwickelung vorübergehen, weil diese nur unter Verhältnissen stattfinden kann, die aus den vom *Kultur*leben gezogenen Schranken entstehen, wo Staats- und konventionelle Gesetze Rücksichten verlangen.

Geßner, Bronner, E. v. Kleist, Voß, Hölty, Maler Müller, Hebel, Platen.

Irin.

An einem schönen Abend fuhr
Irin mit seinem Sohn im Kahn
Auf's Meer, um Reusen in das Schilf
Zu legen, welches ringsumher
Der nahen Inseln Strand umgab.
Die Sonne tauchte sich bereits
In's Meer, und Fluth und Himmel schien
Im Feu'r zu glühen.

O! wie schön
Ist jetzt die Gegend! sagt' entzückt
Der Knabe, den Irin gelehrt,
Auf jede Schönheit der Natur
Zu merken. Sieh', sagt' er, den Schwan,
Umringt von seiner frohen Brut,
Sich in dem rothen Widerschein
Des Himmels tauchen! Sieh', er schifft,
Zieht rothe Furchen in die Fluth
Und spannt des Fittigs Segel auf.
Wie lieblich flüstert dort im Hain
Der schlanken Espen furchtsam Laub
Am Ufer, und wie reizend fließt
Die Saat in grünen Wellen fort
Und rauscht vom Winde sanft bewegt. —
O! was für Anmuth haucht anjetzt
Gestad' und Meer und Himmel aus!
Wie schön ist Alles! und wie froh
Und glücklich macht uns die Natur!

Ja, sagt' Irin, sie macht uns froh
Und glücklich, und du wirst durch sie
Glückselig sein dein Lebelang,
Wenn du dabei rechtschaffen bist;
Wenn wilde Leidenschaften nicht
Von sanfter Schönheit das Gefühl
Verhindern. O, Geliebtester!
Ich werde nun in Kurzem dich
Verlassen und die schöne Welt,
Und in noch schönern Gegenden
Den Lohn der Redlichkeit empfah'n.
O! bleib' der Tugend immer treu,
Und weine mit den Weinenden,
Und gib von deinem Vorrath gern
Den Armen. Hilf, so viel du kannst,
Zum Wohl der Welt. Sei arbeitsam.
Erheb' zum Herren der Natur,
Dem Wind und Meer gehorsam ist,
Der Alles lenkt zum Wohl der Welt,
Den Geist. Wähl' lieber Schand' und Tod,
Eh' du in Bosheit willigest.
Ehr', Ueberfluß und Pracht ist Tand;
Ein ruhig Herz sei unser Theil!
Durch diese Denkungsart, mein Sohn,
Ist unter lauter Freuden mir
Das Haar verbleichet. Und wiewohl
Ich achtzigmal bereits den Wald
Und uns're Hütte grünen sah:
So ist mein langes Leben doch
Gleich einem heitern Frühlingstag'
Vergangen, unter Freud' und Lust. —
Zwar hab' ich auch manch Ungemach
Erlitten. Als dein Bruder starb,
Da flossen Thränen mir vom Aug',
Und Sonn' und Himmel schien mir schwarz.
Oft auch ergriff mich auf dem Meer
Im leichten Kahn der Sturm und warf
Mich mit den Wellen in die Luft;
Am Gipfel eines Wasserbergs
Hing oft mein Kahn hoch in der Luft;
Und donnernd fiel die Fluth herab
Und ich mit ihr. Das Volk des Meers
Erschrak, wenn über seinem Haupt
Der Wellen Donner tobt', und fuhr
Tief in den Abgrund; und mich dünkt',
Daß zwischen jeder Welle mir
Ein feuchtes Grab sich öffnete.
Der Sturmwind taucht' dabei in's Meer
Die Flügel, schüttelte davon
Noch eine See auf mich herab.
Allein bald legte sich der Zorn
Des Windes und die Luft ward hell,
Und ich erblickt' in stiller Fluth
Des Himmels Bild. Der blaue Stör
Mit rothen Augen sahe bald
Aus einer Höhl' im Kraut der See,
Durch seines Hauses gläsern Dach,
Und vieles Volk des weiten Meers
Tanzt' auf der Fluth im Sonnenschein!
Und Ruh' und Freude kam zurück
In meine Brust. — Jetzt wartet schon
Das Grab auf mich. — Ich fürcht' es nicht.
Der Abend meines Lebens wird
So schön als Tag und Morgen sein. — —
O Sohn! sei fromm und tugendhaft;
So wirst du glücklich sein, wie ich,
So bleibt dir die Natur stets schön!

Der Knabe schmiegt sich an den Arm
Irin's, und sprach: Nein, Vater! nein,
Du stirbst noch nicht; der Himmel wird
Dich noch erhalten, mir zum Trost.
Und viele Thränen flossen ihm
Vom Aug'. — — Indessen hatten sie
Die Reusen ausgelegt. Die Nacht
Stieg aus der See, sie ruderten.

Gemach der Heimat wieder zu. — . —
Irin starb bald. Sein frommer Sohn
Beweint' ihn lang' und niemals kam
Ihm dieser Abend aus dem Sinn.
Ein heil'ger Schauer überfiel
Ihn, wenn ihm seines Vaters Bild
Vor's Antlitz trat. Er folgete
Stets dessen Lehren. Segen kam
Auf ihn. Sein langes Leben dünkt'
Auch ihm ein Frühlingstag zu sein.

E. v. Kleist.

Amyntas.

Bei frühem Morgen kam der arme Amyntas aus dem dichten Hain, das Beil in seiner Rechten. Er hatte sich Stäbe geschnitten zu einem Zaun und trug ihre Last gekrümmt auf der Schulter. Da sah er einen jungen Eichbaum neben einem hinrauschenden Bach, und der Bach hatte wild seine Wurzeln von der Erde entblößet, und der Baum stand da traurig und drohte zu sinken.

Schade! sprach er; solltest du, Baum, in dies wilde Wasser stürzen? Nein, dein Wipfel soll nicht zum Spiel seiner Wellen hingeworfen sein. Jetzt nahm er die schweren Stäbe von der Schulter. Ich kann mir andere Stäbe holen, sprach er, und hub an, einen starken Damm vor den Baum hinzubauen und grub frische Erde. Jetzt war der Damm gebaut und die entblößten Wurzeln mit frischer Erde bedeckt, und jetzt nahm er sein Beil auf die Schulter und lächelte noch einmal zufrieden mit seiner Arbeit in den Schatten des geretteten Baumes hin und wollte in den Hain zurück, um andere Stäbe zu holen; aber die Dryas rief ihm mit lieblicher Stimme aus der Eiche zu: Sollt' ich unbelohnt dich weglassen, gütiger Hirt? Sage mir's, was wünschest du zur Belohnung? Ich weiß, daß du arm bist und nur fünf Schafe zur Weide führest.

O, wenn du mir zu bitten vergönnst, Nymphe! so sprach der arme Hirt, mein Nachbar Palämon ist seit der Ernte schon krank, laß ihn gesund werden!

So bat der Redliche und Palämon ward gesund; aber Amyntas sah den mächtigen Segen in seiner Heerde und bei seinen Bäumen und Früchten, und ward ein reicher Hirt; denn die Götter lassen die Redlichen nicht ungesegnet.

Geßner.

a) Zuweilen enthält eine Idylle auch bloß ein Selbstgespräch, die Regungen eines Herzens im Rahmen einer kurzen Beschreibung oder Erzählung; zuweilen auch bloß eine Beschreibung, ein kleines Bild (Genrebild) schlichter Zustände, wie ja schon der Name dieser Dichtungsart ein Bildchen bedeutet. So einfach ist die Idylle vorzüglich bei den Griechen, welche sie volksthümlich und doch geistreich zu behandeln wußten, daß sie sogar ironisch wird. (Freiligrath hat sie in seiner grellen Weise geliefert in: Scipio.)

Der Cyklop, von Theokrit.

Wider die Lieb' ist nirgend ein Mittel, ja nirgend gewachsen,
Nicht ja ein Salböl, dünkt mir, o Nikias, nicht auch ein Pulver;
Nur Pieridengesang! Erleichterung schafft er, und lieblich
Ist er bei Menschen; allein nicht leicht ist, solchen zu finden.
Doch du kennest das wohl, wie ich glaube, dieweil du ein Arzt bist,
Auch der sämmtlichen Musen vor Allen erkorener Liebling.

Also auch schaffte bei uns der Cyklop sich der Mühsal Erleicht'rung,
Er, Polyphemos, da einst Galatea er liebt' in der Vorzeit,

Eben vom flaumenden Bart an dem Mund und den Schläfen umbräunet;
Auch nicht liebt' er mit Rosen, und Aepfelchen, Lockengewinden,
Nein, mit schädlicher Wuth, und Alles daneben versäumt' er.
Oftmals gingen allein heimwärts zu den Heerden die Schafe
Fort von der grünenden Au; doch er, Galatea besingend,
Härmete dort sich im Gram an dem schilfigen Meeresgestade
Früh mit dem Morgen, und trug in dem Herzen die peinlichste Wunde
Von der gewaltigen Kypris, die ihm ihr Geschoß in die Brust stieß.
Doch er entdeckte das Mittel; denn sitzend auf ragenden Felsen,
Und hinschauend in's Meer, hub so er die Stimme des Lied's an:
„O Galatea, du weiße! was scheuchst du den Liebenden von dir?
Weißer ja bist du zu schau'n, als Käs', und zarter, wie Lämmchen,
Munterer noch, wie ein Kalb, und an Glanz vorstrahlend dem Herling!
Hieher kommst du dann, wenn lieblicher Schlummer mich fesselt,
Aber entweichest sogleich, wenn lieblicher Schlummer mich fliehet,
Und fleugst hin, wie ein Schaf, das den gräulichen Wolf kaum wahrnahm.
Liebe durchdrang mich zu dir, o Jungfrau, als mit der Mutter
Jüngst du zum erstenmal gingst, Hyakinthenblätter zu pflücken
Dort an der Seite des Berg's, und führend den Weg ich euch zeigte.
Seitdem kann ich nach dir nun liebend zu blicken, ach, nimmer
Lassen! Allein, bei dem Zeus! dich rühret es nicht im Geringsten.
Wohl doch weiß ich, warum du, o reizendes Mädchen, mich fliehest!
Weil auf der völligen Stirne mir eine gewaltige Braue,
Laufend von einem der Ohren zum andern, so struppig sich ausdehnt,
Und Ein Aug' ich nur hab'; auch die Nase sich stümpft an der Lippe.
Aber doch weid' ich, also Gestalteter, tausend der Schafe,
Und sie melkend, genieß' ich von ihnen den köstlichen Milchtrunk.
Käs' auch geht mir nicht aus, wie im Sommer nicht, so nicht im Herbste,
Oder im äußersten Winter, denn immer gefüllt sind die Körbe;
Und im Syringengetön' steht mir hier jeder Cyklop nach,
Wenn, Süßapfel, ich dich und zugleich mich selber besinge,
Oft in der Spätnacht. Eilf Wildkälber ernähr' ich daneben,
Alle mit Schmuck um die Häls', und noch vier Junge der Bärin.
Auf denn! Komme zu uns! Nicht schlimmer ja wirst du es haben!
Lasse das bläuliche Meer anstürmen zum Ufer der Veste!
Fröhlicher wirst du bei mir in der Höhle durchleben die Nachtzeit.
Lorbeerbäume sind dort; dort schlankgestreckte Cypressen;
Dort grünt dunkeler Epheu; ein Weinstock lieblicher Frucht dort.
Frisches Gewässer ergießt sich auch dort, das der waldige Aetna
Aus weißglänzendem Schnee, den ambrosischen Trank, mir herabströmt.
Wer doch möchte das Meer und die Wellen vor diesem erwählen?
Dünk' ich dir selber jedoch von zu zottiger Bildung, so hab' ich
Eichholz doch, und mir erlöscht nie unter der Asche das Feuer.
Dulden ja könnt' ich es, daß du mir selber das Leben verbrenntest,
Ja, auch mein einziges Auge, das süßeste, das ich besitze!
Weh mir, daß mich nicht hat mit Kiemen geboren die Mutter!
Zu dir taucht' ich hinab dann, und drückte den Kuß auf die Hand dir,
Wenn du nicht bietest den Mund! Weißschimmernde Lilien brächt' ich
Oder auch weichlichen Mohn dir, geziert mit röthlichem Klatschblatt.

Aber im Sommer nur blühen die einen, der and're im Winter!
Also vermöcht' ich es nicht, sie alle zugleich dir zu bringen.
Traun, nun will ich, ich will nun, Jungfrau, schwimmen noch lernen,
Wenn hieher mit dem Schiff einst nahet ein segelnder Fremdling,
Daß ich doch sehe, was euch so reizet, zu wohnen im Abgrund!
Komm, Galatea, heraus, und wenn du gekommen, vergesse,
So wie ich selber allhier jetzt sitzend, nach Hause zu kehren!
Weide die Schafe zugleich doch mit mir, und melke die Milch aus,
Mach' auch Käse davon, einmischend die Schärfe des Labes!
Unrecht gegen mich übt nur die Mutter allein, und ich zürn' ihr.
Nie wohl sprach sie bei dir noch von mir Ein freundliches Wörtchen!
Und doch sieht sie von Tage zu Tage mich magerer werden.
Sagen ihr will ich, der Kopf und die Füß' auch zuckten mir beide
Fiebernd, daß Qual sie empfinde, da Qual ich ja selber erdulde!
O Cyklop, Cyklop! Ach, wohin doch entfloh der Verstand dir?
Gingst du, zu flechten den Korb, und abgeschnittene Sprossen
Darzubringen den Lämmern, o wohl viel klüger dann wärst du!
Melke das Schaf, das du hast! Was rennst du nach dem, was dich fliehet?
Findest vielleicht Galatea noch schöner in einer der andern!
Locken doch Mädchen genug mich, mit ihnen zu scherzen zur Nachtzeit;
Und laut kichern sie alle, wenn ihnen den Wunsch ich erhöre.
Das ist der klarste Beweis, daß ich auch im Leben was gelte!" —
Also bezähmte der Hirt Polyphemos die glühende Liebe
Durch den Gesang, und schaffte sich Ruhe, die Gold nicht erhandelt.

Uebersetzt von Witter.

Die Spindel.

(Griechische Idylle.)

– ⏓ | – ⏑ ⏑ – | – ⏑ ⏑ – | – ⏑ ⏑ – | ⏑ –

Spindel, hold dem Gespinnst, Gabe der blauäugigen Pallas du,
Arbeit schaffend dem hauswirthlichen Weib, welche dich lenken kann,
Sei zur glänzenden Stadt Nileus getrost meine Begleiterin,
Wo der Kypris, mit Schilfrohre bedeckt, grünet das Heiligthum.
Dorthin über den See bitt' ich um leichtwallende Fahrt den Zeus,
Daß ich fröhlich dem Gastfreunde mich nah', wieder geliebt von ihm,
Meinem Nikias, Lustgarten der süßstimmigen Chariten.
Und dich, welche geschnitzt wurde vom mühseligen Elfenbein,
Reich' ich dann in die Hand als ein Geschenk Nikias Gattin dar,
Mit der mancherlei Werk enden du wirst: Männergewande bald,
Bald, dergleichen die Frau'n tragen, der durchsichtigen Hüllen Stoff.
Denn wohl zweimal im Jahr möchte man Schafmüttern ihr weiches Fell
Scheeren, nimmer zur Last fiel' es der schlankfüß'gen Theogenis:
So viel fördert ihr Fleiß; aber sie liebt, was die Verständigen.
Wahrlich möcht' ich auch nicht wüsten, noch unfleißigen Häusern dich
Geben, weil dich zur Welt brachte mit mir einerlei Vaterland.

Heimat ist dir, die einst Ephyra's Held, Archios gründete,
Vom trinakrischen Eilande das Mark, rühmlicher Männer Stadt.
Nun gehegt in des Manns Hause, der Heilmittel mit weiser Kunst
Viel erfand, so die trübselige Qual wenden den Sterblichen,
Wirst du wohnen im lustreichen Milet bei den Joniern!
Daß Theogenis sei spindelgeziert unter den Frauen dort,
In's Gedächtniß ihr stets du den gesangliebenden Fremdling bringst!
Jemand saget, dich anschauend, wohl dies: Wahrlich, in großer Gunst
Steht das kleine Geschenk; Alles ist werth, was von den Lieben kommt!

Uebersetzt von A. W. v. Schlegel.

2) Erweiterte Idylle.

Man hat in der neueren Zeit die Idylle erweitert und ihr, weil sie oft mehr Gesinnungen als Begebenheiten darstellt, und also viel Lyrisches, dieses zuweilen selbst in dramatischer Form enthält, den epischen Charakter bestimmter aufgeprägt. Dieser Erweiterung wegen hat man auch Personen hineingebracht, welche dem Kultur- und Landleben zugleich angehören, z. B. Lehrer, Landgeistliche, Gutsherrschaften; doch hat man auch bei ihnen gerade nur die ländliche Seite und das einfach Natürliche hervorgehoben. Epos aber kann man eine so erweiterte Idylle nicht nennen, denn es fehlt ihr der sagenhafte und großartige Charakter; ein idyllisches Epos können wir also nicht annehmen.

b) Louise, von Voß; Jucunde, die Inselfahrt, von Kosegarten; Hannchen und die Küchlein, von Eberhard; Wilhelm und Rosine, von Meyr; Parthenais, von Baggesen; die Nachtmahlskinder, von Tegnér; die Letten zu Buchen, von Fischer; der Tag auf dem Lande, die Herbstfeier, von Neuffer; Idylle vom Bodensee, von Mörike; Georg v. Gaal: Die nordischen Gäste; Karl Heinrich: Anna (es spielt in Holstein); Moritz Hartmann: Adam und Eva (nicht die ersten Menschen sind damit gemeint, sondern eines böhmischen Pächters Tochter und Pflegesohn, welche diesen Namen tragen) u. s. w. — Hermann und Dorothea, von Goethe, ist ein idyllisch gehaltener kleiner Roman: ein Charakter ist darin psychologisch an den Begebenheiten des Lebens entwickelt.

§ 32. Das beschreibende Gedicht.

Beschreibung ist genau genommen fast in jedem Gedicht enthalten, selbst wenn es lyrisch ist; denn der Dichter bezeichnet ja durch den Ausdruck des Gefühls immer entweder den Gegenstand seiner Empfindung oder diese selbst genauer, indem er unwillkürlich Merkmale derselben angibt. Noch näher liegt die Beschreibung dem epischen Gedichte; denn es läßt sich nichts erzählen, wenn nicht so viel Beschreibung damit verbunden ist, daß sich der Leser eine Vorstellung von den Gegenständen machen kann, denen die Erzählung gilt. Allein es gibt Gegenstände von so interessanter Beschaffenheit, daß eine bloße Angabe ihrer Merkmale schon hinreicht, den Leser poetisch anzuregen. Erzählung und die Empfindungen des Dichters bleiben von solchen Beschreibungen so viel als möglich ausgeschlossen; sie sind nur Bilder, welche der Dichter mit Worten malt. Man findet jedoch diese Gattung von Gedichten selten rein, ungemischt mit Erzählung und Gefühls-Ausdruck. — Bestimmtheit des Charakters,

der in dem Gegenstande des Bildes liegt, poetische Auffassung desselben und Klarheit der Darstellung in einer angemessenen Sprache sind Haupterfordernisse des beschreibenden Gedichtes. Der Gegenstand kann dem Reiche des Sichtbaren oder der unsichtbaren Welt des Geistes und Gemüthes angehören, kann ein wirklicher oder ein erfundener sein. — Manchmal wird diese Dichtungsart zu einer Idylle — einem Landschaftsgemälde mit *Staffage* (vgl. die Fischer auf Capri, von Platen).

a) Zwar ging erst die Gesellschaft der Hirten an der Pegnitz (gestiftet 1644) ganz besonders darauf aus, die Dichtkunst zur Malerei mit Worten zu machen und hat darin viel Geschmackloses geleistet (Bd. 2, S. 136 f.); das erste *größere* beschreibende Gedicht jedoch ist der *Vesuvius*, von Opitz, 1633, in Alexandrinern. Brockes gab dann 1721 f. heraus: *Irdisches Vergnügen in Gott*, physikalische und moralische Gedichte, 9 Bde. Diesem folgten, auch in Alexandrinern, aber in zehnzeilige Strophen getheilt, die *Alpen*, von A. v. Haller, 1729. Darauf erschien 1749 von E. v. Kleist: *Der Frühling*, in Hexametern mit einer Vorschlagsylbe. Von Zachariä 1754: *Die Tageszeiten*, in Hexametern. In kleineren Gedichten neigen sich zur Beschreibung vorzüglich die Dichter: Matthisson, von Salis, Freiligrath. Vergl. auch: Bilder Neapels, von Platen; Herculanum und Pompeji, von Schiller.

Abendlandschaft.

1 Gold'ner Schein
Deckt den Hain,
Mild beleuchtet Zauberschimmer
Der umbuschten Waldburg Trümmer.

Still und hehr 2
Strahlt das Meer;
Heimwärts gleiten, sanft wie Schwäne,
Fern am Eiland Fischerkähne.

Silbersand 3
Blinkt am Strand;
Röther schweben hier, dort blässer,
Wolkenbilder im Gewässer.

Rauschend kränzt, 4
Goldbeglänzt,
Wankend Ried des Vorlands Hügel,
Wild umschwärmt vom Seegeflügel.

Malerisch 5
Im Gebüsch
Winkt, mit Gärtchen, Laub und Quelle,
Die bemooste Klausnerzelle.

Pappeln weh'n 6
Auf den Höh'n;
Eichen glüh'n, zum Schattendome
Dicht verschränkt am Felsenstrome.

Nebelgrau 7
Webt im Thau
Elfenreigen, dort wo Rüstern
Am Druidenaltar flüstern.

Auf der Fluth 8
Stirbt die Gluth;
Schon verblaßt der Abendschimmer
An der hohen Waldburg Trümmer.

Vollmondschein 9
Deckt den Hain;
Geisterlispel weh'n im Thale
Um versunk'ne Heldenmale.

Matthisson.

Das Mitleid.

Mitleid! Heil dir, du Geweihte! 1
Weiches Herzens, milder Hand,
Wallst Du an des Dulders Seite
Durch der Prüfung rauhes Land;
Thaust, wie Balsam, milde Zähren,
Hebest das zerknickte Rohr.

Wie zu Hyllius Altären (?)
Blickt die Noth zu dir empor.

2 Deine Hülfe stillt ihr Flehen;
Dein Erbarmen eilt zur That.
Wünsche brennst du auszuspähen,
Spendest, wenn der Mangel bat;
Spendest Brüdern, welche darben,
Deines Tagewerks Gewinn;
Bindest loser deine Garben
Vor der Aehrenleserin.

3 In verarmter Wittwen Krüge
Schüttest du der Stärkung Wein,
Prägst des Herzens heit're Züge
Abgehärmten Wangen ein;
Hebst erleg'ner Wand'rer Bürde
Auf dem tiefbeschneiten Damm,
Und verpflegst in sich'rer Hürde
Deines Nachbars irres Lamm.

4 Sorglich streu'st du vor die Scheuer
Vögeln Korn im Winter aus;
Nöthigst zu des Heerdes Feuer
Pilger in dein wirthlich Haus;
Herbergst an des Strohdachs Balken
Prognens federlose Brut;
Schirmest Täubchen vor des Falken,
Küchlein vor des Geiers Wuth.

5 Du entführst die junge Waise
Ihrer Mutter Rasengruft;
Jeden Seufzer, noch so leise,
Raubt dein Ohr der Abendluft;
Sanft wie thauige Hyaden,
Blickst du auf das Findelkind,
Reichst ihm Ariadnens Faden
Durch des Lebens Labyrinth.

6 Du erwärmst in sanfter Rührung
Auch der Selbstsucht starres Eis,
Warnst vor lockender Verführung
Blüthenüberstreutem Gleis;
Neigest dich mit leisem Trösten
An der Schwermuth dumpfes Ohr;
Hebst entfesselnd den Erlösten
Von des Kerkers Stroh empor.

7 Herzen, die der Harm zerrissen,
Hegst du mit besorgter Treu'!
Rückest der Geduld das Kissen
Auf des Schmerzenlagers Streu;
Schonst des Schlummers; nahst auf Socken;
Kühlst mit deinem Palmenreis;
Trocknest mit ergoss'nen Locken
Banger Todeskämpfe Schweiß.

Bleib' bei uns, bis einst die Hefe 8
In dem Thränenkelch versiegt;
Kränze bleicher Trübsal Schläfe,
Die an deinen Schooß sich schmiegt;
Herze sie mit Ammenarmen;
Sei umstürmter Pflänzchen Stab,
Die das ewige Erbarmen
Dir zur Pflege übergab!

v. Salis.

Der Strom. (Mahomet's Gesang.)

(In jeder Zeile zwei Hebungen.)

Seht den Felsenquell!
Freudehell,
Wie ein Sternenblick.
Ueber Wolken
Nährten seine Jugend
Gute Geister
Zwischen Klippen im Gebüsch.

Jünglingfrisch
Tanzt er aus der Wolke
Auf die Marmorfelsen nieder,
Jauchzet wieder
Nach dem Himmel.

Durch die Gipfelgänge
Jagt er bunten Kieseln nach,
Und mit frühem Führertritt
Reißt er seine Bruderquellen
Mit sich fort.

Drunten werden in dem Thal
Unter seinem Fußtritt Blumen,
Und die Wiese
Lebt von seinem Hauch.

Doch ihn hält kein Schattenthal,
Keine Blumen,
Die ihm seine Knie umschlingen,
Ihm mit Liebes-Augen schmeicheln.

Nach der Ebne dringt sein Lauf
Schlangenwandelnd.

Bäche schmiegen
Sich gesellig an. Nun tritt er
In die Ebne silberprangend,
Und die Ebne prangt mit ihm,
Und die Flüsse von der Ebne
Und die Bäche von den Bergen
Jauchzen ihm und rufen: Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit,
Mit zu deinem alten Vater,
Zu dem ew'gen Ozean,
Der mit ausgespannten Armen
Unser wartet,
Die sich, ach! vergebens öffnen,
Seine Sehnenden zu fassen;
Denn uns frißt in öder Wüste
Gier'ger Sand; die Sonne droben
Saugt an unserm Blut; ein Hügel
Hemmet uns zum Teiche! Bruder,
Nimm die Brüder von der Ebne,
Nimm die Brüder von den Bergen
Mit, zu deinem Vater mit!

Kommt ihr alle! —
Und nun schwillt er
Herrlicher; ein ganz Geschlechte
Trägt den Fürsten hoch empor!
Und im rollenden Triumphe
Giebt er Ländern Namen, Städte
Werden unter seinem Fuß.

Unaufhaltsam rauscht er weiter,
Läßt der Thürme Flammengipfel,
Marmorhäuser, eine Schöpfung
Seiner Fülle, hinter sich.

Cedernhäuser trägt der Atlas
Auf den Riesenschultern; sausend
Wehen über seinem Haupte
Tausend Flaggen durch die Lüfte,
Zeugen seiner Herrlichkeit.

Und so trägt er seine Brüder,
Seine Schätze, seine Kinder,
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrausend an das Herz.

Goethe.

Meeresstille.

Tiefe Stille herrscht im Wasser, 1
Ohne Regung ruht das Meer,
Und bekümmert sieht der Schiffer
Glatte Fläche rings umher.

Keine Luft von keiner Seite! 2
Todesstille fürchterlich!
In der ungeheuren Weite
Reget keine Welle sich.

Goethe.

Der Reiter.

(Vgl. S. 26.)

Er lenkte schweigend durch die Schlucht sein Roß; 1
Bleich war sein Antlitz, lang und lockig floß
Ihm Bart und Haar auf Brust und Achsel nieder.
Er ließ dem müden Thiere das Gebiß;
Er seufzte düster durch die Finsterniß
Der Föhren: Gott, warum gabst du mir Lieder?

Sie schliefen Jahre lang in meiner Brust, 2
Wie Erz im Schacht; — ich habe nicht gewußt,
Daß Lieder tief mir in der Seele ruhten.
Weh' mir, zu öffnen ihr verborgen Thor!
Wie kochend Herzblut brechen sie hervor,
Unhemmbar! ach, und ich — ich muß verbluten!

Und Keiner weiß es! Alle stellen sie 3
Sich vor mich hin und sagen lächelnd: Sieh
Das ist ein lustig und ein kräftig Springen!
Das ist ein frischer und ein tücht'ger Strahl!
Ein mäß'ger Strom kann dieser Quell einmal,
So Gott der Herr will, durch die Lande dringen.

4 Sie aber wissen nicht, daß er schon bald
Versiegen muß, daß ebbend schon er wallt;
Sie wissen nicht, daß vor der Thür mein Sterben;
Daß mit dem Blut nur, das bis jetzt mir quoll,
Wenn in der Gruft ich einen tragen soll,
Ich meinen Liederpurpur mir muß färben.

5 Doch murr' ich nicht, ich sage: sehet da,
Ich bin ergeben, ich bin Seneca,
Als in die Wanne rauschten seine Adern!
Die Dichtkunst sagt zu meinem Leben: flieh!
Mein Nero, weh' mir! ist die Poesie —
Doch will ich nicht mit meinem Schicksal hadern.

6 O hielten sie mich nur nicht am Gewand
Und brächten, diese Balsam und Verband,
Und die, mein Blut zu sammeln, Kelch und Schale!
O könnt' ich still zu Tode bluten mich,
Gleich wie, die Brust von eines Fängers Stich
Durchbohrt, ein Hirsch in einem dunkeln Thale.

7 O gönnten sie dem Sterbenden die Ruh'!
O drückten sie nur grausam oft nicht zu
Die Wunde mir am Heerd' und auf den Gassen;
Und lehrten mich, daß den gewalt'gen Fluß
Verschließen eher noch mich tödten muß,
Als ihn bei pochenden Schläfen rieseln lassen.

8 O ließen geh'n mich meine Wege sie
Und fragten nicht: Sprich, was ist Poesie?
O Gott, wie oft vernahm ich schon die Frage!
O, lächelten und lachten sie nur nicht,
Wenn träumerisch, mit glühendem Gesicht
Und eine Thrän' im Aug' ich ihnen sage:

9 Wenn man im Forst auf einen Eichbaum steigt,
Und sich zum Sitze wählt sein weit verzweigt
Und rauschend Haupt mit herbe duftendem Laube,
Und sinnend dann, die Arme stumpf verschränkt,
An die Geliebte, welche fern ist, denkt,
Und in das Nest schaut einer Turteltaube;

Wenn man am Meer, von seinem Schaum benetzt, 10
Sich einem Fischer auf die Schultern setzt,
Und sich hinein läßt tragen in die Wellen,
Die Odyssee legt auf sein struppig Haar,
Und singt und jubel', daß er denkt: fürwahr,
Das heiß' ich einen närrischen Gesellen!

Und wenn auf muth'gen Rossen man zu Dritt 11
Macht oder Vieren einen Ritt —
Sieh' da, die langgestreckten Renner schnauben,
Ihr beugt euch spornend vor, ohn' Unterlaß
Weh'n euch die Mähnen in das Antlitz! — das
Ist Poesie, doch wollt ihr es nicht glauben.

Und wenn man Nachts auf langen Brücken fährt, 12
Und dumpf ihr Holz vom Hufschlag murren hört,
Bis das Gespann urplötzlich wieder seinen
Huf klirrend auf das Pflaster setzt, daß glüh
Die Funken fliegen, dann ist Poesie
Der erste Ton des Eisens auf den Steinen.

Und Poesie auch ist's, wenn, wie ein Schwan 13
Man in der Dämmerung in einem Kahn
Langsam durchfurchet eines Hafens Mitte,
Und es gestattet, daß der Kahn sich schmiegt
An irgend ein gewaltig Schiff; — so liegt
Oft neben einem Pallast eine Hütte.

Und Poesie dann, wann in Gummischuh'n 14
Man einen Neger sieht im Tauwerk ruh'n,
Des Abends Kühle schwebend einzusaugen;
Er schaukelt läßig sich und singt ein Lied,

Und schaut ihr ihm in's Angesicht, so glüht
Euch wie ein Stern das Weiße seiner Augen.

15 Und Poesie auch würd' es sein, wenn jetzt
Dies schwarze Roß von Dänenzucht, entsetzt
Sich bäumete auf dieser düstern Stelle,
Mich schleuderte an dieses Felsenstück,
Daß plötzlich Nacht umflorte meinen Blick,
Und meiner Stirne dunkel Blut entquölle,

Und wenn alsdann, wenn ich zum Letztenmal, 16
Beschienen von der Abendsonne Strahl,
Das matte Aug', die müde Wimper höbe,
Das treue Thier, als klagt' es um mein Weh',
Gesenkten Halses auf mich niedersäh',
Und warm in mein erkaltend Antlitz schnöbe.

Freiligrath.

C. Erklärung der epischen Dichtungsarten, die immer ein Symbol subjektiver Gefühle und Gedanken sind.

§ 33. Die Fabel.

Die Fabel ist eine kurze Erzählung von Thieren oder leblosen Dingen, welche der Dichter wie Menschen sprechen läßt. Er läßt überhaupt das Menschenleben durch diese Erzählungen hindurchscheinen, und zwar in der Absicht, die Menschen auf ihre Fehler aufmerksam zu machen. Dadurch wird das Thier- und Pflanzenleben **zum Symbole** des Lebens vernünftiger Wesen. — Da die Fabel ihren Zweck erreicht hat, wenn sie durch die Erzählung die gute Lehre für den Menschen anschaulich gemacht hat, gleichsam **durch ein Beispiel** dazu, so steht ihr, als dem bloßen poetischen Mittel zu einem sonst prosaischen Zwecke, eine **epigrammatische Kürze** gut an, und diese wird ihr dadurch erleichtert, daß sie die Bekanntschaft der von ihr erwähnten Charaktere voraussetzen kann: den Fuchs als listig, den Löwen großmüthig, den Hund treu u. s. w. — Meistens ist die gute Lehre, welche man sich aus der Fabel ziehen soll, deutlich ausgesprochen und der Erzählung angehängt. Es würde jedoch unpassend erscheinen, höhere Wahrheiten und Regeln, als für das gewöhnliche Leben, in der Fabel ausdrücken zu wollen, weil tiefe und erhabene Regungen des Menschenherzens dem Thiere fremd sind.

a) So ist die Aesopische (griechische) Fabel beschaffen. Zuerst ist sie in Deutschland von Strikker um 1250 bearbeitet worden: **Die Welt**; um 1300 von Boner: **Der Edelstein**; nach 1300 von Gerhard von Minden, plattdeutsch; um 1540 von Erasmus Alberus; von Burkard Waldis: **Aesopus** (vier Bücher, in jedem 100 Fabeln) um 1550. Aus diesem haben seit 1740 fast alle Fabeldichter, von Hagedorn und Gellert bis Fröhlich, Stoffe entlehnt und umgearbeitet. Ueber Lessings Fabeln vgl. Bd. 2. S. 255 f.

Anders verhält es sich mit der ursprünglich deutschen **Thier-Erzählung** (Märe genannt, wie andere Geschichten), welche sich von der Fabel unterscheidet durch behaglichere Darstellung des Thierlebens, das an sich selbst dem Dichter interessant erscheint, ohne daß es ein Mittel zu einem anderen, außerhalb des Thierlebens liegenden Zwecke wäre; eine gute Lehre damit zu verbinden, fiel dem Dichter nicht ein. So entstand der **Reineke Fuchs** (vergl. S. 142 d; Bd. 2. S. 86, 122 f.), deutsch von Heinrich dem Glichesäre um 1150. Durch Wiedererzählen prägte sich allmählich der Wiederschein des Menschen-

lebens, der bei der vorhandenen Aehnlichkeit unwillkürlich auf solche Erzählungen fallen mußte, immer deutlicher aus, bis zuletzt sich die Darstellung des Thierlebens zum mit Bewußtsein ausgeführten Ebenbilde des Menschenlebens gestaltete: Der Froschmäusler, von Rollenhagen 1505, und mit satirischem Charakter: Reineke Fuchs, in der Bearbeitung von Heinrich von Alkmar (oder Nikolaus Baumann) schon 1498. (Vgl. von Vilmar: Vorlesungen ꝛc. 1845, S. 242 f.) — Solche Erzählung aus dem Thierleben ohne symbolischen Charakter, ohne Lehrzweck, findet sich unter den neueren Dichtern bei Freiligrath: Löwenritt.

Zuerst ist in Deutschland bei der Fabel die Erzählung Hauptsache, dann Nebensache (Lessing); zuerst ist sie nur Thier-Erzählung, dann eigentliche Fabel; zuerst episch, dann episch-didaktisch. Bd. 2. § 30, 4. u. 42, 2.

Die Klugheit.

Durch eines Fischers List berückt,
Ward in sein Garn ein junger Hecht verstrickt.
Das Sprüchwort sagt: die Noth bricht Eisen.
Der Kriegsgefangne nagt so lang',
Bis daß es ihm zuletzt gelang,
Sich aus den Banden loszureißen.
Jetzt sprach er bei sich selbst: „Ei, ei,
„Ich dacht' es nicht, bei meiner Ehre,
„Daß hier ein Netz verborgen wäre!
„Je nun, ich bin ja wieder frei,
„Kein Henker soll zum Zweitenmal mich kriegen.
„Doch still! Was seh' ich dort vor jenem Boot
„Im Wasser hin und wieder fliegen?
„Beim Element! ein fetter Bissen Brot!"
Er schnappt' ihn auf und läßt, dem Netze kaum entgangen,
Sich nun durch eine Angel fangen.

Pfeffel.

Der Schmetterling und die Biene.

Ein Schmetterling mit leichtem Flügel
Umschwirrte gaukelnd einen Rosenstrauch,
Da sah er an der Rosen einer
Die Biene Nektar schlürfen auch.

Und lachend sprach er: Sag', was weilest
So lange doch bei einer Blume du?
Küß' alle sie, und tändelnd schwebe
Gleich mir dann neuen Blüthen zu.

Und was gewinnt dir solch ein Tändeln?
Von deinem Tagesflug, was bringst du heim?
So sprach die Bien', erhob sich summend,
Und flog schwer heim voll Honigseim.

Reinbeck.

Die Rehe.

„Mein Kind, du wagest dich so kühnlich in den Wald,
Als ob kein Tiger um uns wohne!
Ersieht er dich, so bist du kalt!"
So sagt das Reh zu seinem Sohne.
„„Wohl, sprach der Rehbock, saget mir,
Was ist der Tiger für ein Thier?""
„O Sohn, das ist ein Ungeheuer,
Ein Scheusal von Gestalt; sein blitzend Angesicht
Verräth den Mörder gleich, sein Rachen raucht vom Blute;
Der Bär ist so erschrecklich nicht,
Und bei dem Löwen ist mir nicht so schlimm zu Muthe."
„„Gut, unterbrach der Sohn, nun kenn' ich diesen Herrn!""
Er ging hinweg; sein Unglücksstern
Trieb ihn zum Tiger hin, der in dem Grase ruhte.
Der Rehbock stutzte zwar; doch er erholte sich
Und sprach: Das ist er nicht! der Tiger raucht vom Blute,
Und ist abscheulich, fürchterlich;
Hingegen dieses Thier ist schön geputzt und freundlich,

Sein Blick zwar feurig, doch nicht feindlich.
O, solchen Tigern geh' ich nach —
Hub er mit Kühnheit an zu schreien;
Doch mocht' es ihn zu spät gereuen,
Als ihm das Tigerthier drauf das Genicke brach.

* * *

Man thut gar wohl, daß man der Jugend
Der Laster Häßlichkeit entdeckt;
Jedoch man warne sie auch vor dem Schein von Tugend
Und vor dem süßen Gift, das in den Lastern steckt,
Sonst macht der falsche Glanz von diesen,
Daß sie die Laster oft für Tugenden erkiesen.

Lichtwer.

Die Nützlichen.

„Unkraut seid ihr," sprachen Aehren
Zu der Korn- und Feuerblume;
„Und ihr dürfet euch vermessen
Selbst von unsrem Boden nähren?"

„Wir sind freilich nicht zum Essen,
Wenn das einzig hilft zum Ruhme,"
Sagten diese Wohlgemuthen;
„Aber wir erblüh'n hieneben,
Euer Einerlei, ihr Guten,
Mannigfarbig zu beleben."

Fröhlich.

Sinn: Auch das Schöne hat sein Recht.*)

Streichelhände.

„Besser würden mir gefallen
Hirschgeweih' und Adlerkrallen,
Die so majestätisch sind,"
Sagt' ein eitles Tigerkind.

„Nein, mit dem, was uns beschieden,"
Sprach die Mutter, „sei zufrieden!
Beutereicher sind die schlauen
Sammetpfoten mit den Klauen."

Derselbe.

Sinn: Heuchelei schadet mehr als Gewalt.

§ 34. Die Parabel und Paramythie.

1) Die Parabel ist eine kleine Erzählung, welche einen Seelen-Zustand oder eine Handlungsweise des Menschen, oder irgend ein Verhältniß desselben in kurzen Zügen darstellt. Die gewöhnliche und die poetische Erzählung vergegenwärtigen uns nur etwas Einzelnes, eine That, ein Ereigniß; aber die Parabel etwas Allgemeines, einen Zustand, eine Beschaffenheit, wie er nicht bloß einmal dagewesen, sondern wie er auch noch jetzt und künftig auf viele Menschen anwendbar sein wird. Sie ist aber nicht um ihrer selbst willen erfunden, und nicht um ihren mit Worten ausgedrückten Inhalt ist es ihr zu thun, sondern was sie als äußerlich vorhanden darstellt, soll nur das Mittel zu einer Belehrung sein; ihr Inhalt ist das Symbol für eine sittliche oder religiöse Lehre. Mit Recht heißt die Parabel daher ein Gleichniß; doch darf man bei der Vergleichung des äußerlich Dargestellten mit dem, was der Dichter darunter gedacht wissen will, nicht kleinlich zu weit gehen, sondern es reicht schon hin, wenn nur die Hauptzüge etwas Aehnliches haben. Jenes Innere, nicht mit klaren Worten unmittelbar Ausgesprochene, sondern mittelbar durch einen scheinbar ganz fremdartigen Gegenstand Bezeichnete, betrifft stets eine Wahrheit des höheren, geistigen Lebens, oft sogar eine religiöse; deshalb finden wir auch so schöne Gleichnisse im Alten und vorzüg-

*) Vergl. von Goethe: Der Regen und der Regenbogen.

lich im Neuen Testamente, und deshalb wieder finden sich in den Parabeln so oft biblische Anklänge. — Mit der Fabel sind sie insofern verwandt, als sie eine Lebenswahrheit sinnbildlich darstellen, ja sich sogar zuweilen der Thierwelt dazu bedienen; sie unterscheiden sich aber dadurch von ihr, daß ihre Wahrheit nicht dem praktischen Leben, der sogenannten nur irdischen Lebensklugheit, deren man bedarf, um im geselligen Verkehre der Menschen gut fortzukommen, sondern dem höheren Leben des Geistes angehört, welches dem Himmel oder der Tiefe des Menschenherzens zugewendet ist. Demgemäß bedient sich die Parabel auch nur der sogenannten edleren Thiere, meistens aber der Menschen. Die Parabel kann auch nicht so kurz sein als die Fabel, weil sie nicht so bekannte Charaktere voraussetzt. Ihre Sprache ist zwar einfach, aber edel. So hat Herder diese Dichtungsart aus dem Orientalischen zu uns herüber verpflanzt.

Fabel und Parabel gehören der Kunstpoesie an; sie haben daher auch etwas Didaktisches (§ 49).

Sammlungen von Parabeln giebt es von Herder, Krummacher, Agnes Franz; einzelne von verschiedenen Dichtern.

Parabolische Gedichte sind z. B. von Schiller: Das verschleierte Bild zu Sais (Erkenntniß macht nicht glücklich, wenn sie nicht mit heiliger Scheu vor Verletzung göttlicher Gebote verbunden ist); von Schiller auch: Theilung der Erde (der poetisch-gesinnte Mensch versteht sich nicht auf den Vortheil im praktischen Leben und ist daher gegen unedlere Naturen im Nachtheile; dagegen wird er auch wieder durch Freuden höherer Art entschädigt, die vom gewöhnlichen Menschen gar nicht erst gesucht werden); von Goethe: Der Zauberlehrling (die niederen Kräfte des Volkes sind leichter aufzuregen, als wieder in ihre alten Schranken zurückzuführen; du vermagst zwar niedere Kräfte zu deinem augenblicklichen Nutzen zu wecken, aber sie wachsen dir über den Kopf und zerstören dich); von Mahlmann: Amor und Psyche (die Liebe giebt der Seele den verlorenen Frieden wieder).

Pferd und Füllen.

Pferd: „Springe nur, Füllen, mein fröhlich Kind,
Her und hin, hurtig wie der Wind!
Bist noch ein Weilchen frank und frei.
Wirst du erst groß, dann ist's vorbei;
Hast dann Müh' und Arbeit genug,
Trägst den Reiter, ziehst den Pflug."

Das Füllen sprang mit frohem Sinn
So hurtig neben der Mutter hin
Und durfte spielen und scherzen bloß.
So wurd' es gar schön und stark und groß.
Dann hab' ich's gesehen nach drei Jahren,
Da konnt' es die schwersten Wagen fahren.

Hey.

Sinn: Wer tüchtige Menschen erziehen will, lasse ihnen in der Jugend ihre freien, fröhlichen Spiele.

Die Sau.

„Kinder," spricht die Mama,
„Höret mir zu und folget ja!
Müßt nur recht manierlich sein,
Immer euch sauber halten und rein,
Nicht euch wälzen auf allen Wegen,
Nicht euch in jede Pfütze legen."

Und wie sie selbst es stets gethan,
Und wie es von ihr die Kinder sah'n,
So lernten sie's auch mit Fleiß und Müh',
Und machten es ganz und gar wie sie.

Sie wollten nichts Bessers, nichts Schlechters sein:
Es wurde ein Jedes wieder — ein Schwein

Derselbe.

Sinn: Gute Lehren wirken nichts bei schlechtem Beispiele.

Drei Freunde.

Traue keinem Freunde, worin du ihn nicht geprüfet hast; an der Tafel des Gastmahls giebt's mehrere derselben, als an der Thür des Kerkers.

Ein Mann hatte drei Freunde; zween derselben liebte er sehr, der dritte war ihm gleichgiltig, ob dieser es gleich am redlichsten mit ihm meinte. Einst ward er vor Gericht gefordert, wo er unschuldig, aber hart verklagt war. Wer unter Euch, sprach er, will mit mir gehen und für mich zeugen? denn ich bin hart verklaget worden, und der König zürnet.

Der erste seiner Freunde entschuldigte sich sogleich, daß er nicht mit ihm gehen könne, wegen anderer Geschäfte. Der zweite begleitete ihn bis zur Thür des Richthauses; da wandte er sich und ging zurück, aus Furcht vor dem zornigen Richter. Der dritte, auf den er am wenigsten gebaut hatte, ging hinein, redete für ihn und zeugete von seiner Unschuld so freudig, daß der Richter ihn losließ und beschenkte.

Drei Freunde hat der Mensch in dieser Welt. Wie betragen sie sich in der Stunde des Todes, wenn ihn Gott vor Gericht fordert? Das Geld, sein bester Freund, verläßt ihn zuerst und gehet nicht mit ihm. Seine Verwandten und Freunde begleiten ihn bis zur Thür des Grabes, und kehren wieder in ihre Häuser. Der dritte, auf den er im Leben oft am meisten vergaß, sind seine wohlthätigen Werke. Sie allein begleiten ihn bis zum Thore des Richters; sie gehen voran, sprechen für ihn, und finden Barmherzigkeit und Gnade.

Herder.

Der reiche Mann.

Es war ein reicher Mann an dem Hofe des Königs Herodes, der war sein Oberkämmerer und kleidete sich in Purpur und köstliche Leinwand und lebte alle Tage herrlich und in Freuden. Da kam zu ihm aus fernem Lande ein Freund seiner Jugend, den er in langen Jahren nicht gesehen hatte. Und der Kämmerer stellte ihm zu Ehren ein großes Gastmahl an und lud alle seine Freunde.

Auf dem Tische aber standen viel herrliche Speisen in Gold und Silber, und viele köstliche Gefäße mit Salben und Wein von allerlei Art. Und der reiche Mann saß oben am Tisch und war guter Dinge, und zu seiner Rechten saß sein Freund, der aus fernen Landes gekommen war, und sie aßen und tranken und wurden satt.

Da sprach der Mann aus fernem Lande zu dem Kämmerer des Königs Herodes: Solch eine Herrlichkeit und Pracht, wie in deinem Hause ist, erscheint mir nicht in meinem Lande weit und breit! Und er rühmete alle Pracht und preisete ihn glücklich vor allen Menschen auf Erden.

Aber der reiche Mann, der Kämmerer des Königs, nahm einen Apfel von einem güldenen Gefäße. Der Apfel war groß und schön und röthlich von außen, wie Purpur. Und er nahm den Apfel und sprach: Siehe, dieser Apfel ruhete auf Gold, und seine Gestalt ist sehr schön! und reichte ihn dem Fremdling und Freund seiner Jugend. Der Fremdling aber durchschnitt den Apfel, und siehe, in seiner Mitte war ein Wurm.

Da schaute der Fremdling seitwärts zu dem Kämmerer hin — der Oberkämmerer aber blickte hernieder zur Erde und seufzte.

Krummacher.

Der gelähmte Kranich.

Der Herbst entlaubte schon den bunten Hain
Und streut' aus kalter Luft Reif auf die Flur;

Als am Gestad' ein Heer von Kranichen
Zusammenkam, um in ein wirthbar Land
Jenseits des Meers zu zieh'n. Ein Kranich, den
Des Jägers Pfeil am Fuß getroffen, saß
Allein betrübt und stumm, und mehrte nicht
Das wilde Lustgeschrei der Schwärmenden,
Und war der laute Spott der frohen Schaar.

„Ich bin durch meine Schuld nicht lahm, dacht' er
In sich gekehrt, ich half so viel als ihr
Zum Wohl von unsrem Staat. Mich trifft mit Recht
Spott und Verachtung nicht. Nur, ach, wie wird's
Mir auf der Reis' ergeh'n, mir, dem der Schmerz
Muth und Vermögen raubt zum weiten Flug!
Ich Unglückseliger! das Wasser wird
Bald mein gewisses Grab. Warum erschoß
Der Grausame mich nicht?" — Indessen weht
Gewogner Wind vom Land in's Meer. Die Schaar
Beginnt geordnet jetzt die Reis' und eilt
Mit schnellen Flügeln fort und schreit vor Lust.
Der Kranke nur blieb weit zurück, und ruht'
Auf Lotosblättern oft, womit die See
Bestreuet war, und seufzt' vor Gram und Schmerz.

Nach vielem Ruh'n sah er das beff're Land,
Den mildern Himmel, der ihn plötzlich heilt.
Die Vorsicht leitet' ihn beglückt dahin,
Und manchen Spöttern ward die Fluth zum Grab.

* * *

Ihr, die die schwere Hand des Unglücks drückt,
Ihr Redlichen, die ihr mit Harm erfüllt,
Das Leben oft verwünscht, verzaget nicht,
Und wagt die Reise durch das Leben nur!
Jenseits des Ufers giebt's ein beff'res Land,
Gefilde voller Lust erwarten euch!

E. v. Kleist.

Des fremden Kindes heiliger Christ.

Es läuft ein fremdes Kind 1
Am Abend vor Weihnachten
Durch eine Stadt geschwind,
Die Lichter zu betrachten,
Die angezündet sind.

Es steht vor jedem Haus 2
Und sieht die hellen Räume,
Die drinnen schau'n heraus,
Die lampenvollen Bäume:
Weh wird ihm überaus.

Das Kindlein weint und spricht: 3
„Ein jedes Kind hat heute
Ein Bäumchen und ein Licht,
Und hat dran seine Freude,
Nur bloß ich armes nicht.

„An der Geschwister Hand, 4
Als ich daheim gesessen,
Hat es mir auch gebrannt;
Doch hier bin ich vergessen
In diesem fremden Land.

„Läßt mich denn Niemand ein? 5
Ich will ja selbst nichts haben;
Ich will ja nur am Schein
Der fremden Weihnachtsgaben
Mich laben ganz allein."

Es klopft an Thür und Thor, 6
An Fenster und an Laden;
Doch Niemand tritt hervor,
Das Kindlein einzuladen.
Sie haben drin kein Ohr.

7 Ein jeder Vater lenkt
Den Sinn auf seine Kinder;
Die Mutter, sie beschenkt,
Denkt sonst nichts mehr, noch minder:
An's Kindlein Niemand denkt.

8 „O lieber heil'ger Christ,
Nicht Mutter und nicht Vater
Hab' ich, wenn du's nicht bist.
O sei du mein Berather,
Weil man mich hier vergißt!"

9 Das Kindlein reibt die Hand,
Sie ist von Frost erstarret;
Es kriecht in sein Gewand
Und in dem Gäßlein harret,
Den Blick hinaus gewandt.

10 Da kommt mit einem Licht
Durch's Gäßlein hergewallet
Im weißen Kleide schlicht
Ein ander Kind; wie schallet
Es lieblich, da es spricht:

11 „Ich bin der heil'ge Christ;
War auch ein Kind vordessen,
Wie du ein Kindlein bist.
Ich will dich nicht vergessen,
Wenn Alles dich vergißt.

12 „Ich bin mit meinem Wort
Bei Allen gleichermaßen;
Ich biete meinen Hort
So gut hier auf der Straßen,
Wie in den Zimmern dort.

13 „Ich will dir deinen Baum,
Fremd Kind, hier lassen schimmern
Auf diesem offnen Raum
So schön, als die in Zimmern
So schön sein sollen kaum."

14 Da deutet mit der Hand
Christkindlein auf zum Himmel,
Und droben leuchtend stand
Ein Baum voll Sterngewimmel,
Vielastig ausgespannt.

So fern und doch so nah, 15
Wie funkelten die Kerzen!
Wie ward dem Kindlein da,
Dem fremden, still zu Herzen,
Da's seinen Christbaum sah!

Es ward ihm wie ein Traum; 16
Da langten hergebogen
Englein herab vom Baum
Zum Kindlein, das sie zogen
Hinauf zum lichten Raum.

Das fremde Kindlein ist 17
Zur Heimat jetzt gekehret
Bei seinem heil'gen Christ;
Und was hier wird bescheeret,
Es dorten leicht vergißt.

Rückert.

2) Treten in der Parabel mythische Wesen auf, Engel oder göttliche Personen aus der griechischen Mythologie, so bekommt sie den Namen *Paramythie*, so viel als: nach Art eines Mythus (vgl. § 21).

Der sterbende Schwan.

„Muß ich denn allein stumm und gesanglos sein?" sprach seufzend der stille Schwan zu sich selbst, und badete sich im Abglanz der schönsten Abendröthe; „beinahe ich allein im Reiche der gefiederten Schaaren? Zwar der schnatternden Gans, der gluckenden Henne und dem krächzenden Pfau beneide ich ihre Stimme nicht; aber dir, o sanfte Philomele, beneide ich sie, wenn ich, wie festgehalten durch dieselbe, langsamer meine Wellen ziehe und mich im Abglanz des Himmels trunken verweile. Wie wollte ich dich singen, goldne Abendsonne! dein schönes Licht und meine Seligkeit singen, mich in den Spiegel deines Rosen-Antlitzes niedertauchen und sterben!"

Still entzückt tauchte der Schwan nieder, und kaum hob er sich aus den Wellen wieder empor, als eine leuchtende Gestalt, die am Ufer stand, ihn zu sich lockte. Es war der Gott der Abend- und Morgensonne, der schöne

Phöbus. „Holdes, liebliches Wesen,“ sprach er, „die Bitte ist dir gewährt, die du so oft in deiner verschwiegenen Brust nährtest, und die dir nicht eher gewährt werden konnte.“ Kaum hatte er das Wort gesagt, so berührte er den Schwan mit seiner Leier und stimmte auf ihr den Ton der Unsterblichen an. Entzückend durchdrang der Ton den Vogel Apollo's. Aufgelöset und ergossen sang er in die Saiten des Gottes der Schönheit, dankbar froh besang er die schöne Sonne, den glänzenden See und sein unschuldiges, seliges Leben. Sanft, wie seine Gestalt, war das harmonische Lied; lange Wellen zog er daher in süßen, entschlummernden Tönen, bis er sich — in Elysium wiederfand, am Fuße des Apollo in seiner wahren, himmlischen Schönheit. Der Gesang, der ihm im Leben versagt war, war sein Schwanengesang geworden, der sanft seine Glieder auflösen mußte; denn er hatte den Ton der Unsterblichen gehört und das Antlitz eines Gottes gesehen. Dankbar schmiegte er sich an den Fuß Apollo's und horchte seinen göttlichen Tönen, als eben auch sein treues Weib ankam, die sich in süßem Gesange ihm nach zu Tode geklaget. Die Göttin der Unschuld nahm Beide zu ihren Lieblingen an: das schöne Gespann ihres Muschelwagens, wenn sie im See der Jugend badet.

Gedulde dich, stilles, hoffendes Herz! Was dir im Leben versagt ist, weil du es nicht ertragen könntest, giebt dir der Augenblick des Todes.

Herder.

Jupiter.

Endlich war Jupiter müde, das ewige Gewimmer der unterdrückten Tugend und den Triumphton des Lasters zu hören. Dreimal schüttelte er sein Haupt; die ambrosischen Locken flogen um seinen Nacken, und der Olympus bebte. Ich werde die Erde strafen, sprach Zeus, und stand vom Thron auf, daß die goldenen Stufen erklangen. Komm, donnertragender Adler, und folge mir! Er folgte. Schon stand Jupiter auf einer Wetterwolke und schaute herab auf die Erde. Blitze zuckten aus seiner hohen Rechten. Aber als er sah die Thoren im Marmorsaale, in den Pagoden und in den Hütten; sah, daß mehr Schwachheit als Bosheit, mehr Irrthümer, als Laster, mehr Tyrannei des Herkommens, als eigne boshafte Grundsätze auf der Welt wären; als er doch Weise bei der nächtlichen Lampe erblickte, die die Welt lehrten und — hungerten; als er die Miene des Dulders sah, der, mit dem Elende des Lebens beladen, noch Gott pries: da wandte er sein Antlitz, die Blitze entsanken der hohen Rechten, und eine Thräne fiel herab ins Meer. Thetis faßte sie in einer Muschel auf, und die Thräne ward zur Perle. Wenn Zeus nun zürnen will, und Wetterwolken sich um ihn sammeln, so streckt Thetis ihre Hände mit der Perlenmuschel gen Himmel. Dann lächelt Jupiter, und unter ihm neigt sich der Boden des Friedens.

Chr. F. Dan. Schubart.

3) Haben solche symbolische Gedichte den religiösen (belehrenden, tröstenden) Charakter abgestreift und ahmen sie demzufolge auch nicht die Sprache der Bibel nach: so nennt man sie Sinnbilder, auch parabolische Gedichte. Sie stellen menschliche Gefühle und Zustände an einem anderen Gegenstande dar (vergleiche S. 107: Die Einsamen; S. 38: Adler und Taube; S. 235: Lebensmelodieen). Von der Parabel unterscheidet sich das Sinnbild also durch seine mehr allgemeine als religiöse, von der Fabel, selbst wenn es von Thieren spricht, durch seine über das Alltagsleben erhobene Wahrheit. Sehr oft ist das Sinnbild nur ein Theil eines Gedichtes, da es ja meistens nur in einem einzelnen Gegenstande enthalten ist und selten in einer Handlung. Ueber seine Verwandtschaft mit der Allegorie siehe diese (§ 54).

Der Regenbogen.

1 Schönes Kind der Sonne,
Bunter Regenbogen!
Ueber schwarzen Wolken
Mir ein Bild der Hoffnung.

2 Tausend muntre Farben
Bricht der Strahl der Sonne
In verhüllten Thränen
Ueber grauer Dämm'rung.

3 Und des weiten Bogens
Feste Säulen stehen
Auf des Horizontes
Sich'rem Felsenboden.

4 Weh, der Bogen schwindet!
Seine Säulen blassen;
Von den festen Säulen
Glänzet noch ein Wölkchen.

5 Aber seht, der Himmel
Bläuet sich, die Sonne
Herrschet allgewaltig,
Und die Auen duften.

6 Schwindet, holde Kinder
Schöner Jugendträume,
Schwindet! Nur die Sonne
Steig' hinauf und walte!

7 Hoffnungen sind Farben,
Sind gebrochne Strahlen,
Sind der Thränen Kinder.
Wahrheit ist die Sonne.

Herder.

Den Gärtnern.

1 Ich zog eine Winde am Zaune;
Und was sich nicht wollte winden
Von Ranken nach meiner Laune,
Begann ich dann anzubinden,
Und dachte, für meine Mühen
Sollt' es nun röhlich blühen.

Doch bald hab' ich gefunden, 2
Daß ich umsonst mich mühte:
Nicht, was ich angebunden,
War, was am schönsten blühte,
Sondern was ich ließ ranken
Nach seinen eignen Gedanken.

Rückert.

Sinn: Die Erziehung muß natürliche Triebe berücksichtigen. (Vgl. Pferd und Füllen, S. 212.)

Die Cypresse.

Die Cypress' ist der Freiheit Baum, 1
Weil sie keine Früchte trägt
Und ruhig schwankt im Himmelsraum,
Wenn man die Frucht von den andern schlägt.

Die Cypress' ist der Freiheit Baum, 2
Weil sie trägt ein einfach Kleid;
Der Frühling stickt ihr nicht bunt den Saum,
Drum trägt sie im Herbste nicht Leid.

Die Cypress' ist der Freiheit Baum, 3
Weil man sie dir pflanzt auf's Grab;
Dein Leben war im Kerker ein Traum,
Bis der Tod dir die Flügel gab.

Rückert.

Gärtner Tod.

Einst setzte der Tod eine Pflanze 1
Auf einem Hügel sich ein.
Im ganzen Garten des Lenzes
Schien keine schöner zu sein.

Die Pflanze war ein Mägdlein, 2
Die Pflanze war mir lieb,
Und daß sie mir lieb gewesen,
Ich fühl' es, weil sie mir's blieb.

3 Der Tod, der emsige Gärtner,
Er war so treu bemüht,
Begoß sie täglich mit Thränen,
Bis sie ihm aufgeblüht.

4 Sie blühte so zart, so geistig,
So wehmuthreich empor;
Ich stand, den Gärtner ahnend,
Oft ernst und sinnend davor.

5 Die Farben verschwammen immer
In milderes Aetherblau;
Auf zarten Blättern wiegte
Sich immer klarer der Thau.

6 Sie neigte, gekost vom Weste,
Sich täglich mehr und mehr;
Ein Klingen, wie fernes Geläute,
Weht' um ihr Beetchen her.

7 Und als ich kam eines Morgens,
Da schien sie mir abgestreift;
Ich sagte: „sie ist verblühet!"
Der Gärtner: „sie ist gereift!"

Seidl.

---

4) Wenn Parabel und Paramythie eine meist religiöse oder sittliche Lehre oder Tröstung enthalten, das Sinnbild eine allgemeine Wahrheit im Bilde darstellt: so ist der **Vergleich** nur geeignet, zwischen zwei Dingen, **welche beide namhaft gemacht werden**, Aehnlichkeiten hervorzuheben. Er stellt also weder eine Sache als Sinnbild der andern hin, noch ist es ihm um eine höhere Wahrheit oder gar um eine Belehrung zu thun. — Meistens wird ein Vergleich nur ein Theil irgend eines Gedichtes sein (vgl. S. 15: Sieg der Freiheit).

Gesang der Geister über den Wassern.

(In jeder Zeile zwei Hebungen.)

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.

Strömt von der hohen,
Steilen Felswand
Der reine Strahl:
Dann stäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels,
Und leicht empfangen,
Wallt er verschleiernd,
Leis rauschend
Zur Tiefe nieder.

Ragen Klippen
Dem Sturz entgegen:
Schäumt er unmuthig,
Stufenweise
Zum Abgrund.

Im flachen Bette
Schleicht er das Wiesenthal hin,
Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Gestirne.

Wind ist der Welle
Lieblicher Buhle;
Wind mischt vom Grund aus
Schäumende Wogen.

Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!

Goethe.

Unsere Zeit.

(Bruchstück.)

Lästert nicht die Zeit, die reine! Schmäht ihr sie, so schmäht sie euch!
Denn es ist die Zeit dem weißen, unbeschrieb'nen Blatte gleich;
Das Papier ist ohne Makel, doch die Schrift darauf seid ihr!
Wenn die Schrift nicht just erbaulich, nun was kann das Blatt dafür?

2 Ein Pokal durchsicht'gen Glases ist die Zeit: so hell, so rein!
Wollt des süßen Weins ihr schlürfen, gießt nicht eure Hefen drein!
Und es ist die Zeit ein Wohnhaus, nahm ganz stattlich sonst sich aus;
Freilich, seit ihr eingezogen, scheint es oft ein Narrenhaus.

3 Seht, es ist die Zeit ein Saatfeld; — da ihr Disteln ausgesät,
Ei wie könnt ihr drob euch wundern, daß es nicht voll Rosen steht?
Cäsar ficht auf solchem Felde Schlachten der Unsterblichkeit;
Doch auch Memmen, zum Entlaufen, ist es sattsam groß und weit.

4 Zeit ist eine stumme Harfe; — prüft ein Stümper ihre Kraft,
Heulen jammernd Hund und Kater in der ganzen Nachbarschaft! —
Nun wohlan, so greift begeistert, wie Amphion, fest darein,
Daß auch Strom und Wald euch lausche, Leben fahre in den Stein!

Anast. Grün.

Die Macht des Gesanges.

(Bruchstück.)

Ein Regenstrom aus Felsenrissen —:
Er kommt mit Donners Ungestüm;
Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
Und Eichen stürzen unter ihm;
Erstaunt mit wollustvollem Grausen
Hört ihn der Wanderer und lauscht;
Er hört die Fluth vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht, —
So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

Schiller.

Dritter Abschnitt.

Dramatische oder handelnde Poesie.

§ 35. Erklärung.

1) Unterscheidende Merkmale.

Die Gegenstände der epischen Poesie — Thaten und Begebenheiten — gehören der Vergangenheit an, darum ist das Erzählen und Beschreiben die Art epischer Darstellung. Die dramatische Poesie stellt dieselben Gegenstände dar, doch so, daß sie sich eben erst jetzt in der Gegenwart zutragen; darum kann sie nicht ebenfalls erzählen, sondern sie muß eine Art der Darstellung suchen, welche uns sehen läßt, wie Alles vor unsern Augen sich entwickelt und fortschreitet, und diese Darstellungsart ist das Gespräch. Die lyrische Poesie hat es gleichfalls mit der Gegenwart zu thun und ist in dieser Beziehung mit der dramatischen verwandt, nur daß sie zur Darstellung ihrer Gefühle nicht des Gespräches, sondern des Gesanges bedarf. Durch den Stoff ist die dramatische Poesie also mit der epischen, durch die Zeitform mit der lyrischen verwandt; durch die Darstellungsweise hingegen unterscheidet sie sich von beiden (vergl. S. 39, III.)

Zwar bedient sich auch die lyrische Poesie zuweilen der Gesprächsform; allein dann strebt sie immer zum Liede und Gesange hin, oder drückt wenigstens nur Gefühle aus, während das dramatische Gespräch nicht auf diese allein angewiesen ist und übrigens immer nur Sprache, Rede bleibt. Der Hauptunterschied zwischen dem lyrischen und dramatischen Gespräche besteht jedoch außerdem noch darin, daß das letztere etwas beabsichtigt, entweder eine Mittheilung macht, welche Jemanden zum Handeln bestimmen soll, oder Jemanden auszuforschen, umzustimmen trachtet, oder sonst irgend etwas erreichen will; das lyrische Gespräch will bloß, ohne eine auf den Andern gerichtete Absicht, Einen nach dem Andern sein Inneres aussprechen und das volle Herz im Gesange überfließen lassen. Die dramatische Rede ist daher stets von Folgen begleitet, und ihre Worte gelten darum auch wie Thaten und rechtfertigen den Namen der handelnden Poesie. Gespräch und daraus hervorgehende Handlung gegenwärtiger Personen, oder Handlung, gesprächsweise entwickelt und dargestellt, ist also das Wesen der dramatischen Poesie.

Ein Beispiel von lyrischem Gespräche ist Hektors Abschied, von Schiller; siehe auch S. 40: Die Erfinderin der Künste, von Herder. Das ist Gesang,

nicht Rede; ein Duett ist es eher zu nennen, als ein Dialog. Nun vergleiche man damit das hier folgende dramatische Gespräch: obgleich es ebenfalls das Innere der Menschen ausdrückt, bleibt es doch nur Rede, freilich poetisch gehobene Rede, und läßt Absichten durchblicken, welche auf der anderen Seite einen bestimmten Willen erzeugen.

Aus Emilia Galotti, 2. Aufzug, 10. Auftritt.

Appiani.

Nun, mein Herr?

Marinelli.

Ich komme von des Prinzen Durchlaucht.

Appiani.

Was ist zu seinem Befehle?

Marinelli.

Ich bin stolz, der Ueberbringer einer so vorzüglichen Gnade zu sein. — Und wenn Graf Appiani nicht mit Gewalt einen seiner ergebensten Freunde in mir verkennen will — —

Appiani.

Ohne weitere Vorrede, wenn ich bitten darf.

Marinelli.

Auch das! — Der Prinz muß sogleich an den Herzog von Massa, in Angelegenheit seiner Vermählung mit dessen Prinzessin Tochter, einen Bevollmächtigten senden. Er war lange unschlüssig, wen er dazu ernennen sollte. Endlich ist seine Wahl, Herr Graf, auf Sie gefallen.

Appiani.

Auf mich?

Marinelli.

Und das, — wenn die Freundschaft ruhmredig sein darf, — nicht ohne mein Zuthun —

Appiani.

Wahrlich, Sie setzen mich wegen eines Dankes in Verlegenheit. — Ich habe schon längst nicht mehr erwartet, daß der Prinz mich zu brauchen geruhen werde.

Marinelli.

Ich bin versichert, daß es ihm bloß an einer würdigen Gelegenheit gemangelt hat. Und wenn auch diese so eines Mannes, wie Graf Appiani, noch nicht würdig genug sein sollte, so ist freilich meine Freundschaft zu voreilig gewesen.

Appiani.

Freundschaft und Freundschaft, um das dritte Wort! — Mit wem red' ich denn? Des Marchese Marinelli Freundschaft hätt' ich mir nie träumen lassen. —

Marinelli.

Ich erkenne mein Unrecht, Herr Graf, mein unverzeiliches Unrecht, daß ich, ohne Ihre Erlaubniß, Ihr Freund sein wollen. — Bei dem Allen: was thut das? Die Gnade des Prinzen, die Ihnen angetragene Ehre, bleiben, was sie sind: und ich zweifle nicht, Sie werden sie mit Begierde ergreifen.

Appiani (nach einiger Ueberlegung).

Allerdings.

Marinelli.

Nun so kommen Sie.

Appiani.

Wohin?

Marinelli.

Nach Dosalo, zu dem Prinzen — Es liegt schon Alles fertig, und Sie müssen noch heut abreisen.

Appiani.

Was sagen Sie? — Noch heute?

Marinelli.

Lieber noch in dieser, nämlichen Stunde, als in der folgenden. Die Sache ist von der äußersten Eil'.

Appiani.

In Wahrheit? — So thut es mir leid, daß ich die Ehre, welche mir der Prinz zugedacht, verbitten muß.

Marinelli.

Wie?

Appiani.

Ich kann heute nicht abreisen! — auch morgen nicht; — auch übermorgen noch nicht. —

Marinelli.

Sie scherzen, Herr Graf.

Appiani.

Mit Ihnen?

Marinelli.

Unvergleichlich! Wenn der Scherz dem Prinzen gilt, so ist er um so viel lustiger. — Sie können nicht?

Appiani.

Nein, mein Herr, nein. — Und ich hoffe, daß der Prinz selbst meine Entschuldigung wird gelten lassen.

Marinelli.

Die bin ich begierig, zu hören.

Appiani.

O, eine Kleinigkeit! — Sehen Sie, ich soll noch heut eine Frau nehmen.

Marinelli.

Nun? und dann?

Appiani.

Und dann? — und dann? — Ihre Frage ist auch verzweifelt naiv.

Marinelli.

Man hat Exempel, Herr Graf, daß sich Hochzeiten aufschieben lassen. — Ich glaube freilich nicht, daß der Braut oder dem Bräutigam immer damit gedient ist. Die Sache mag ihr Unangenehmes haben. Aber doch, dächt' ich, der Befehl des Herrn —

Appiani.

Der Befehl des Herrn? — des Herrn? Ein Herr, den man sich selber wählt, ist unser Herr so eigentlich nicht ich. — Ich gebe zu, daß Sie dem Prinzen unbedingteren Gehorsam schuldig wären. Aber nicht ich. — Ich kam an seinen Hof als ein Freiwilliger. Ich wollte die Ehre haben, ihm zu dienen, aber nicht sein Sklave werden. Ich bin der Vasall eines größern Herrn —

Marinelli.

Größer oder kleiner: Herr ist Herr.

Appiani.

Daß ich mit Ihnen darüber stritte! — Genug, sagen Sie dem Prinzen, was Sie gehört haben: — daß es mir leid thut, seine Gnade nicht annehmen zu können, weil ich eben heut eine Verbindung vollzöge, die mein ganzes Glück ausmache.

Marinelli.

Wollen Sie ihn nicht zugleich wissen lassen, mit wem?

Appiani.

Mit Emilia Galotti.

Marinelli.

Der Tochter aus diesem Hause?

Appiani.

Aus diesem Hause.

Marinelli.

Hm! hm!

Appiani.

Was beliebt?

Marinelli.

Ich sollte meinen, daß es sonach um so weniger Schwierigkeit haben könne, die Ceremonie bis zu Ihrer Zurückkunft auszusetzen.

Appiani.

Die Ceremonie? Nur die Ceremonie?

Marinelli.

Die guten Eltern werden es so genau nicht nehmen?

Appiani.

Die guten Eltern?

Marinelli.

Und Emilia bleibt Ihnen ja wohl gewiß.

Appiani.

Ja wohl gewiß? — Sie sind mit Ihrem Ja wohl — ja wohl ein ganzer Affe!

Marinelli.

Mir das, Graf?

Appiani.

Warum nicht?

Marinelli.

Himmel und Hölle! — Wir werden uns sprechen.

Appiani.

Pah! Hämisch ist der Affe; aber —

Marinelli.

Tod und Verdammniß! — Graf, ich fordere Genugthuung.

Appiani.

Das versteht sich.

Marinelli.

Und würde sie gleich jetzt nehmen, — nur daß ich dem zärtlichen Bräutigam den heutigen Tag nicht verderben mag.

Appiani.

Gutherziges Ding! Nicht doch! (indem er ihn bei der Hand ergreift) Nach Massa freilich mag ich mich heute nicht schicken lassen, aber zu einem Spaziergange mit Ihnen hab' ich Zeit übrig. Kommen Sie, kommen Sie!

Marinelli (der sich losreißt und abgeht). Nur Geduld, Graf, nur Geduld!

Wenn das dramatische Gespräch sich von dem lyrischen unterscheidet, so gleicht es doch auch nicht einem solchen Gespräche, wie es schon in dem Romane und namentlich in der Novelle stattfand, wo es Raisonnement genannt wird. Dieses letztere verweilt bei einem Gegenstande, um eine bestimmte Ansicht über ihn festzustellen, oder um einen Gegenstand des Nachdenkens von verschiedenen Seiten zu beleuchten; das dramatische Gespräch aber muß immer entweder unmittelbaren Einfluß auf das Vorwärtsschreiten der Handlung haben, indem es die Sprechenden zum Handeln bestimmt und antreibt, oder es muß wenigstens dazu dienen, gewisse Handlungen ins rechte Licht zu setzen, indem es die Sprechenden charakterisirt und die Motive ihrer Handlungen aufdeckt. Betrachtet man freilich die einzelnen Rede-Absätze eines dramatischen Gespräches, so scheinen sie lyrisch oder episch zu sein; aber sie werden dadurch dramatisch, daß sie in ihrem Zusammenhange von Folgen sind und der Standpunkt des Sprechenden nach dem Gespräche nicht mehr derselbe ist, der er vorher war. Je näher ein Wort mit der That in Verbindung kommt, desto dramatischer ist es, und je mehr Worte gesprochen werden, welche ohne Bedeutung für das noch Kommende bleiben, desto undramatischer sind sie.

(Gespräch als Raisonnement.)

Tod des Dichters.

Novelle von Tieck, S. 286 f.

— — — — — — Als der Hauptmann zu ihnen trat, setzten sich die drei Männer zu Tische, heitere Gespräche wechselnd.

Der Florentiner (der Hauptmann) blickte den fremden Gast scharf an und sagte endlich: Ist mir doch, mein Herr, als wenn ich euch schon sonst wo gesehen haben müßte; war't ihr niemals in Italien?

Niemals, antwortete Louis, mein Schicksal verschlug mich nach fernen Weltgegenden, aber dieses schöne Land habe ich niemals betreten. Doch sind wir uns neulich hier in Lisboa begegnet.

Die Aehnlichkeit der Menschengesichter, sagte der Graf (der Wirth des florentinischen Hauptmanns und des Don Louis), ist insofern etwas Wunderbares, weil jedes Auge sie anders sieht, Jedermann eine andere findet, die der Nachbar nicht bemerkte, so daß jedes verständige Antlitz einem magischen Spiel gleicht, der so oder so gewendet die verschiedensten Bildnisse darstellt. Oft ist es aber auch ein bestimmter Ausdruck von Edelmuth, Gutmüthigkeit, Verstand oder Scharfsinn, der uns beim ersten Anblick sogleich als etwas längst

Bekannntes überrascht und unser Vertrauen erweckt. So geht es mir mit dem Sennor Louis, der mir auch als ein längst Gekannter erscheint. Man kann es ein Glück, eine Gabe des Himmels nennen, so erschaffen zu sein, und wahrhaft zu beklagen sind die Menschen, deren Anblick zurückscheucht, in deren Nähe sich unser Herz verschließt und kein Wort des Vertrauens über unsre Lippen geht. Diese Menschen sind oft nicht die schlimmsten, ihr stechender Blick, ihre lauernde Miene, ihr geistloser oder rauher Mund sind nicht immer das Zifferblatt für Bosheit oder gemeine Gesinnung.

Es giebt eine Häßlichkeit, sagte Louis, die den edlen Ausdruck gewiß nicht ausschließt; selbst das Kranke, Entstellte und Krüppelhafte kann liebenswerth erscheinen. Wir sind von der Natur angewiesen, unsrem Instinkte zu folgen, denn auch er ist Gabe, die uns leitet und warnt. Niemand wird, wenn er noch die Wahl hat, die Speise genießen, die ihm einen bestimmten Ekel erregt. Warnt uns nun unser Genius deutlich vor einer Physiognomie, so sollten wir auch hier wohl dem verständlichen Gefühle folgen und einen solchen Menschen vermeiden, wenn wir bis dahin auch noch nichts Schlimmes von ihm wissen. Wir sollen wenigstens empfinden und uns dieses Gefühl eingestehen, daß Dieser und Jener nicht zu unsrem Umgange passe. Hiergegen verstoßen wir oft und bereiten uns dadurch große Leiden und vielen Verdruß. Nicht selten, daß wir irren, daß wir gut mit solchem Bekannten fahren, daß er uns späterhin lieb wird; aber die Mienen und der Ausdruck können sich auch geändert haben, jene früheren Anzeichen deuteten vielleicht auf eine Seelenkrankheit, die jener Mann, den wir jetzt anders ansehen, in dessen Gegenwart uns jetzt wohler ist, seitdem überstanden hat. Nur scheint es mir tadelnswerth, daß wir aus falscher Tugendansicht jenem Instinkte, wenn er uns warnen will, zu vorsätzlich widerstreben; denn die Menschenliebe, die uns Christus und die Moral befehlen, braucht dadurch nicht ausgeschlossen oder nur vermindert zu werden.

Ja wohl, sagte der Florentiner, denn eine Verstimmung des Gemüthes, eine Art von Wahnsinn oder Irrsinn kann uns mit Fug eben so verletzen und erschrecken, als wo wir Lug, Heuchelei und Bosheit in der Physiognomie wahrzunehmen glauben. So sprach ich Euch neulich, Herr Graf, von dem echten Dichter Torquato Tasso, den ich in Florenz kennen lernte und kürzlich in Ferrara wiedersah. Das Wesen dieses Mannes ist so unruhig und hin und her fahrend, sein Auge so mißtrauisch und ungewiß, seine Miene so schnell und erschreckend von Heiterkeit zum finstern Ernste wechselnd, daß er, so sehr man ihn achten muß, kein Vertrauen erwecken kann. Es scheint in ihm eine Krankheit sich vorzubereiten und auszubilden, die er vielleicht erst überstehen muß, um dann als eine ganz verschiedene Erscheinung aufzutreten. Wird ein schon reizbares Gemüth durch steten Verdruß, Neid und Mißgunst geneckt, so kann auch in seinem Auge und Blick ein scheues Lauern, eine heimliche Tücke sichtbar werden, wie sie uns an manchen wilden Thieren widerwärtig auffällt. Jene Verfolgten, die durch ihre harten Schicksale auf eine Zeit lang irre werden, haben meistens diesen Blick.

Am Auge, sagte Louis, ist eigentlich das ganze Wesen des Menschen zu erkennen, wer es zu lesen versteht. Blick und Auge scheinen mir so deutlich und verständlich, daß wir uns eigentlich, wenn wir diesen Spiegel des Geistes beschauen, niemals an einem Menschen irren sollten. Darum sind auch die Blinden so unglücklich, weil dieses Kennzeichen in ihnen ausgelöscht ist: und schon der ist zu beklagen, dem das Auge verwundet ward, oder der die Hälfte seines Sehvermögens einbüßte.

— — — — Es ist nach den vorigen Bemerkungen nicht unnatürlich und auch nicht ganz zu tadeln, wenn fremde Volksstämme, Menschen aus andern Regionen, oder gar solche, die unserem Vaterlande immerhin feindlich gesinnt waren, uns Mißtrauen einflößen und ein unangenehmes Gefühl erregen. Dies ausgebildet, oder als Tugend geachtet, bildet dann jenen Nationalhaß, dessen schreckliche Wirkungen wir oft in der Geschichte wahrnehmen. Und doch soll Jeder, vorzüglich in Zeiten der Noth, fest und entschlossen beim

Landsmann stehen und den Fremden, wenn er uns Elend und Unterjochung entgegenträgt, mit vollem Herzen hassen.

Wir können; so scheint es, sagte Louis, diese Gefühle und Vorurtheile nicht so scharf und sicher beobachten und feststellen, daß wir sagen könnten, in welchem Grad oder unter welchen Umständen sie unbedingt Laster oder Tugend werden können. Aber der Türke, der Chinese und Indier werden uns immerdar ein Gefühl erregen, als ob wir etwas Unheimliches in ihrer Nähe empfänden, eine gewisse Aengstlichkeit, so daß es schwer dünkt, mit allen diesen Menschen vertraut umzugehen, oder gar mit ihnen Freundschaft zu schließen.

Wie nun vollends wird uns das Gefühl dieses Fremdseins deutlich, fuhr der Italiener fort, wenn wir auf jene schwarzen Negerstämme sehen, die recht eigentlich die Auswürflinge der Menschheit zu sein scheinen: so zu sagen zur Knechtschaft geboren, und der Freiheit und aller edlen Triebe unfähig, welche die cultivirten Nationen charakterisiren. Ihre Körpergestalt, — wie abweichend von allen andern Völkerstämmen, ihre schreckende Farbe, die unter keinem Klima gemildert wird. Diese Riesenkraft, dieser sonderbare Schädel, alle diese Züge, die mit dem übrigen Menschengeschlechte kaum noch etwas Gemeinsames haben. Hier zeigt sich diese Entfremdung, von der wir sprachen, wohl am deutlichsten, und selbst der Leichtsinnigste wird es nicht über sich gewinnen können, eine solche Kreatur wie einen weißen Nebenmenschen zu behandeln.

Darum ist es auch fast begreiflich, setzte der junge Graf die Betrachtung fort, daß manche Philosophen und Beobachter der Natur auf den Gedanken gekommen sind, diese dunkeln Wesen möchten von einem andern Stammvater, als das übrige Menschengeschlecht herrühren. Andere wollen sie zu Nachkommen Kains machen, die der Sündfluth entronnen wären, und finden es deshalb nicht unbillig, wenn sie in Amerika und vielen Ländern als leibeigne Sklaven gebraucht werden, weil dadurch nur der Fluch, den Gott auf Kain gelegt, oder Noah auf den Bösewicht Ham, in Erfüllung gehe. — Wenn das auch Träume sind, so fühlt doch Jeder von uns, daß sie tief unter den übrigen Menschen stehen, und dies Gefühl läßt sich auf keine Weise vernichten. — Allein — was ist Euch, Herr Louis? Ihr scheint gerührt, erschüttert: o redet, theurer Mann, und befreit mich von dieser Angst um Euch!

Louis hatte die Farbe verändert; er schien mit einer außerordentlichen Bewegung zu kämpfen, welche er verbergen wollte; er gewann endlich die Fassung wieder und sagte nach einer Pause: Meine verehrten Herren, es schmerzt mich, daß ich mich wieder habe verleiten lassen, Dinge zu behaupten, die immer nur mit schwachen Fasern in unserm Innern wurzeln können; denn die letzte Schilderung, zu welcher unser Gespräch führte, hat mich aus dem Schlummer geweckt, in welchen uns Worte nur zu oft einschläfern. Unsre Bemerkungen über die unglücklichen Neger haben mich tief erschüttert; denn von hier aus sah ich zurück, daß ich auch wohl in allem Vorigen geirrt und schlimm geirrt haben könnte. Erlaubt mir, Euch vorzutragen, was ich selbst erlebt habe, wovon ich Zeuge war, und das ist das Mindeste, was ich zur Vertheidigung dieser armen Schwarzen thun kann.

(Es folgt nun die Erzählung.)

(Dramatisches Gespräch.)

Aus König Lear, Akt 1, Scene 1.

König.

Wißt, daß wir unser Reich
Getheilt in Drei. 's ist unser fester Schluß,
Von unserm Alter Sorg' und Müh' zu schütteln,
Sie jüngrer Kraft vertrauend, während wir
Zum Grab entbürdet wanken.
— — — — — — — Sagt mir, meine Töchter,
Welche von euch liebt uns nun wohl am meisten,
Daß wir die reichste Gabe spenden, wo
Natur kämpft mit Verdiensten? Goneril,
Du Erstgeborne, sprich zuerst!

Goneril.

Mein Vater,
Mehr lieb' ich Euch, als Worte je umfassen,
Weit inniger, als Licht und Luft und Freiheit,
Weit mehr, als was für reich und selten gilt,
Wie Schmuck des Lebens, Wohlsein, Schönheit, Ehre,
Wie je ein Kind geliebt, ein Vater Liebe fand.
Der Athem dünkt mich arm, die Sprache stumm,
Weit mehr, als alles das, lieb' ich Euch noch.

Cordelia (beiseit).

Was sagt Cordelia nun? Sie liebt und schweigt.

Lear.

All dies Gebiet, von dem zu jenem Strich,
An schätt'gen Forsten und Gefilden reich,
An vollen Strömen und weitgrünen Triften,
Beherrsche du: dir und Albaniens Stamm
Sei dies auf ewig! Was sagt unsre zweite Tochter,
Die theure Regan, Cornwall's Gattin? Sprich!

Regan.

Ich bin vom selben Stoff, wie meine Schwester,
Und schätze mich ihr gleich. Mein treues Herz
Fühlt, all mein Lieben hat sie Euch genannt;
Nur bleibt sie noch zurück: denn ich erkläre
Mich als die Feindin jeder andern Lust,
Die in der Sinne nächstem Umkreis wohnt,
Und fühl' in Eurer theuern Hoheit Liebe
Mein einzig Glück.

Cordelia (beiseit).

Arme Cordelia dann!
Und doch nicht arm; denn meine Lieb', ich weiß,
Wiegt schwerer, als mein Wort.

Lear.

Dir und den Deinen bleib' als Erb' auf immer
Dies zweite Drittheil unsers schönen Reichs,
An Umfang, Werth und Anmuth minder nicht,
Als was ich Goneril gab. — Nun, unsre Freude,
Du Jüngste, nicht Geringste, deren Liebe
Die Weine Frankreichs und die Milch Burgunds
Nachstreben, was sagst du, dir zu gewinnen
Ein reichres Drittheil als die Schwestern? Sprich!

Cordelia.

Nichts, gnäd'ger Herr!

Lear.

Nichts?

Cordelia.

Nichts!

Lear.

Aus Nichts kann Nichts entstehn. Sprich noch einmal!

Cordelia.

Ich Unglücksel'ge, ich kann nicht mein Herz
Auf meine Lippen heben! ich lieb' Eure Hoheit,
Wie's meiner Pflicht geziemt, nicht mehr, nicht minder.

Lear.

Wie? Wie? Cordelia, beſſ're deine Rede,
Sonst schad'st du deinem Glück.

Cordelia.

Mein theurer Herr!
Ihr zeugtet, pflegtet, liebtet mich; und ich
Erwiedr' Euch diese Wohlthat, wie ich muß,
Gehorch' Euch, lieb' Euch und verehr' Euch hoch.
Wozu den Schwestern Männer, wenn sie sagen,
Sie lieben Euch nur? Würd' ich je vermählt,
So folgt dem Mann, der meinen Schwur empfing,

Halb meine Treu, halb meine Lieb' und Pflicht.
Gewiß, nie werd' ich frei'n, wie meine Schwestern,
Den Vater nur allein zu lieben.

Lear.

Und kommt dir das vom Herzen?

Cordelia.

Ja, mein Vater!

Lear.

So jung, und so unzärtlich?

Cordelia.

So jung, mein Vater, und so wahr!

Lear.

Sei's drum. Nimm deine Wahrheit dann zur Mitgift:
Denn bei der Sonne heil'gem Strahlenkreis,
Bei Hekate's Verderben und der Nacht,
Bei allen Kräften der Planetenbahn,
Durch die wir leben und dem Tod verfallen,
Sag' ich mich los hier aller Vaterpflicht,
Aller Gemeinschaft und Blutsverwandtschaft!
Und wie ein Fremdling meiner Brust und mir,
Sei du von jetzt auf ewig! Der rohe Scythe,
Ja, der die eignen Kinder macht zum Fraß,
Zu sätt'gen seine Gier, soll meinem Herzen
So nah stehn, gleichen Trost und Mitleid finden,
Als du, mein weiland Kind.

Graf Kent.

O edler König!

Lear.

Schweig', Kent!
Tritt zwischen den Drachen nicht und seinen Grimm!
Sie war mein Liebling, und ich hofft' auf Trost
Von ihrer sanften Pflege. Fort! Mir aus den Augen! —
So sei das Grab mein Fried', als ich von ihr
Mein Vaterherz losreiße. — Ruft mir Frankreich!
Wer rührt sich? — Ruft Burgund! — Ihr, Cornwall und Albanien,
Zu meiner Töchter Mitgift schlagt dies Dritttheil. —
Stolz, den sie Gradheit nennt, vermähle sie!
Euch beide kleid' ich hier in meine Macht,
Vorrang der Würd' und allerhöchsten Glanz,
Der Majestät umgiebt. Wir, nach der Monde Lauf,
Mit Vorbehalt allein von hundert Rittern,
Die ihr erhaltet, wohnen dann bei euch,
Nach Ordnung wechselnd. Wir bewahren nur
Den Namen und des Königs Ehrenrecht; —
Die Macht, Verwaltung, Rent' und alle Staatsgewalt,
Geliebte Söhn', ist Euer! Deß zum Zeugniß
Theilt diesen goldnen Reif.

Kent.

Erhabner Lear,
Den ich als meinen Vater stets geehrt,
Geliebt als Vater und als Herrn begleitet,
Als höchsten Hort einschloß in mein Gebet, —

Lear.

Der Bogen ist gespannt, entflieh' dem Pfeile! —

Kent.

Er falle nur, ob auch die Spitze
In's tiefste Herz mir bohrt. Kent sei ohne Sitte,
Wenn Lear von Sinnen ist. Was willst du, Greis?
Meinst du, daß Pflicht zu reden scheut, weil Macht
Zum Schmeicheln sinkt? — Die Ehre fordert Gradheit,
Wenn Kön'ge thöricht werden. Bleibe, Herr,
Und mit der besten Ueberlegung hemme

Die frevle Eil'. Mit meinem Leben bürg' ich:
Die jüngre Tochter liebt dich minder nicht,
Noch ist der ohne Herz, deß schwacher Klang
Nicht Hohlheit wiedertönt.

Lear.

Schweig', Kent, bei deinem Leben!

Kent.

Mein Leben galt mir stets nur als ein Pfand,
Zu wagen gegen deinen Feind; gern opfr' ich's
Für deine Wohlfahrt.

Lear.

Aus den Augen mir!

Kent.

Sieh' besser, Lear, und laß mich immer bleiben
Den Zielpunkt deines Auges.

Lear.

Nun, beim Apoll! —

Kent.

Nun, beim Apollo, König,
Du rufst vergeblich deine Götter an.

Lear.

O Sklav! — Abtrünniger!
(Er legt die Hand an's Schwert.)

Albanien und Cornwallis.

Theurer Herr, laßt ab! —

Kent.

Thu's, tödte deinen Arzt und gieb den Lohn
Der schnöden Krankheit! Nimm zurück die Schenkung,
Sonst, bis der Kehle Luft versagt, zu schrei'n,
Ruf' ich: Du thust Unrecht!

Lear.

Hör' mich, Rebell!
Bei deiner Lehnspflicht, höre mich!
Weil du zum Wortbruch uns verleiten wolltest,
Den wir noch nie gewagt, und frechen Muths
Tratst zwischen unsern Spruch und unsre Macht —
Was unser Sinn und Rang nicht dulden darf,
Sprech' ich als Herrscher jetzt: Nimm deinen Lohn!
Fünf Tage gönnen wir, dich zu versehn
Mit Schirmung vor des Lebens Ungemach;
Am sechsten kehrst du den verhaßten Rücken
Dem Königreich; und weilt am zehnten Tag
In unserm Lande dein verbannter Leib,
So ist's dein Tod! Hinweg! Bei Jupiter,
Das widerruf' ich nicht!

Kent.

So leb' denn wohl, Fürst! Zeigst du so dich, Lear,
Lebt Freiheit auswärts und Verbannung hier.
Dir, Jungfrau, sei'n die Götter mächt'ger Hort!
Du denkst gerecht, und wahrhaft war dein Wort.
Eu'r breites Reden sei durch That bewährt,
Daß Liebeswort vollkommne Frucht gebährt.
Fahrt wohl, ihr Fürsten all' — Kent muß von hinnen,
Im neuen Land' ein Schicksal zu gewinnen.

(Er geht ab.)

Shakespeare,
übersetzt von Tieck.

a) Wie in allen größeren Dichtungen die poetischen Elemente nicht scharf getrennt, sondern unter einander gemischt erscheinen, so finden wir auch im *Drama* (so nennt man im weiteren Sinne jedes dramatische Gedicht, ja die ganze dramatische Poesie selbst) noch viel Lyrisches und Episches. *Lyrisch* erscheinen z. B. oft Monologe, lyrisch sind manchmal ganze Dra-

men, wie z. B. das Dionysasfest, von Stieglitz, auch König René's Tochter von Herz, und die Oper sehen wir sogar wieder zum Liede zurückkehren. Episch sind Berichte und Erzählungen im Drama, z. B. Raouls Bericht in der Jungfrau von Orleans, 1. Akt, 9. Scene; die Erzählung des schwedischen Hauptmanns im Wallenstein, von Schiller, 4. Akt, 10. Scene; die Erzählung der Familiengeschichte des Hauses Tantalus in der Iphigenia auf Tauris, von Goethe, 1. Akt, 3. Scene u. s. w. Dagegen findet sich auch wieder in lyrischen und epischen Gedichten schon dramatisches Element vor, sobald eine Darstellung uns lebhaft mitten in die Dinge hineinführt und uns dieselben gleichsam in die Gegenwart versetzt (vgl. Psaumis und Puras, S. 174); oder wenn wirklich auch äußerlich dramatische Gesprächsform in epischen Gedichten vorkommt, wie es häufig in Balladen (Edward, S. 119; Der Zauberlehrling, von Goethe; Erlkönig, von demselben), Fabeln und Idyllen der Fall ist.

2) Objektivität und Subjektivität.

Die dramatische Poesie ist abwechselnd objectiv und subjectiv (vergl. § 6, 2 und § 16, 2); denn die handelnden Personen sprechen bald ihr Inneres aus, indem sie ihren Willen kund thun, bald stellen sie etwas dar, was außer ihrem eignen Ich vorhanden ist, indem sie etwas erzählen, berichten oder beschreiben. Der dramatische Dichter aber muß stets objektiv verfahren, selbst in lyrischen Stellen, denn auch in diesen soll er andere Personen subjektiv sein lassen und darf sein eignes Ich nicht mit hinein ziehen. In den neueren dramatischen Dichtungen, zum Beispiel von Laube, Prutz und Andern, selbst von Gutzkow, ist es den Dichtern nicht gelungen, aus ihrem eigenen Wesen und Gedankenkreise so herauszutreten, daß man in den von ihnen herbeigeführten Personen immer wirkliche Charaktere sähe und sie demgemäß sprechen hörte. Diese Stücke haben vielmehr fast alle eine Färbung, welche nicht der Kunst, sondern einer politischen oder sozialen Zeitrichtung angehört. Sie haben nicht eine rein poetische Tendenz, welche aus dem Stoffe rein herausläse, sondern der Dichter trägt mit vorwaltender Subjektivität seine Ansicht in denselben hinein. Man kann bei Betrachtung solcher Stücke sich der Gegenwart auf eine Stunde entziehen, um sich in das Ewigwahre, in das naturkräftige Herz der Menschheit und in das Walten des Geschickes zu versenken, sondern man wird immer wieder in den Strudel der vergänglichen Gegenwart und in den Parteikampf der Meinungen hereingezogen. Wie groß steht neben solchen Stücken Goethe's und des oft schon zu subjektiv gescholtenen Schiller dramatische Kunst! — Da die dramatische Poesie, wie die epische, sich mit Personen und Thaten früherer Zeiten beschäftigt, so muß sie sich auch eben so wie diese vor Anachronismus hüten (vgl. § 16, d). Wie anstößig ist es z. B., wenn wir in der Tragödie König Saul, von Gutzkow, von Minnedienst, Klerisei, Klostermauern, Fanfaren, Vampyren, Gardinen, Hünen, Heerbann, vom Tanz mit der Fidel u. dgl. lesen müssen! dazu die moderne Charakterisirung der Personen dieser Tragödie (vgl. König Saul, S. 42), die in dieser Gestalt nicht ihrer, sondern unserer Zeit angehören.

3) Besondere Aufgabe der dramatischen Poesie.

Der dramatischen Poesie liegt, wie der Poesie überhaupt (§ 1, 7), die Darstellung der Wahrheit ob, und zwar ihr die Darstellung der besonderen Lebenswahr-

heit, daß zwischen dem Ungewöhnlichen einerseits und dem Gewöhnlichen andrerseits ein Widerspruch besteht, der einen Kampf herbeiführt. Sie läßt uns sehen, wie ein Mensch von bestimmter Individualität eine Richtung nimmt, die seinen inneren Bedürfnissen entspricht, also seinem Wesen und Charakter angemessen ist; sie zeigt uns darauf, wie er durch das Fortgehen in dieser Richtung gegen das Gewohnte, Alt-Herkömmliche verstoßen muß; sie zeigt uns endlich, wie er im Kampfe gegen diese Mächte entweder unterliegt, oder als Sieger besteht (Trauerspiel, Lustspiel). Es kommt hierbei auf die Beschaffenheit jenes Alt-Herkömmlichen an, ob es in allgemein anerkannten, vielleicht gar natur- und vernunftgemäßen Ansichten der menschlichen Gesellschaft, oder nur in den lächerlichen, vielleicht gar unnatürlichen und unvernünftigen Eigenheiten eines Einzelnen besteht. Im ersteren Falle siegt das allgemein Geltende selbst über die reinste und erhabenste Gesinnung (Tragödie), im letzteren Falle siegt das Vernünftige über das Thörichte und Verkehrte (Lustspiel). Das dramatische Gedicht hat nun solche Lebensverhältnisse darzustellen, die zur Entwickelung eines solchen Kampfes geeignet sind, und Charaktere auftreten zu lassen, welche mit ihren Lebensverhältnissen in Widerspruch gerathen müssen, wenn sie sich selbst, ihrem innersten Wesen, treu bleiben wollen.

Kein Mensch, auch nicht der hochstehende, kann sich seiner Zeit und den in ihr herrschenden Ansichten ganz entziehen; Keiner, auch nicht der Freisinnigste, vermag das allgemein Geltende so entschieden von sich zu weisen, daß dasselbe nicht in seinem eignen Innern dennoch irgend eine Fürsprache fände, bestehe jenes allgemein Geltende auch nur in Engherzigkeiten, alten Gewohnheiten, Jugendeindrücken u. dgl.; Keiner endlich sieht gleichgiltig oder leichtsinnig sein Glück oder sein Leben dahinsinken. Darum wird der Kampf, den ein dramatisches Gedicht darstellt, zugleich ein Kampf des Helden mit sich selbst, der nach Umständen tragisch oder komisch ausfällt.

§ 36. Eintheilung der dramatischen Dichtungsarten.

Es gibt Dichtungen, welche nur darum dramatisch heißen, weil in ihnen die nächsten Anforderungen an dramatische Dichtkunst erfüllt sind, indem sie irgend einen lyrischen oder epischen Stoff, also ein Gefühl oder eine Erzählung, durch Gespräch in der Form der Gegenwart fortschreiten lassen, oder ihn auch ohne weitere Entwickelung nur aussprechen; in ihnen ist bloß die Form dramatisch: Monolog, Dialog, dramatisirte Begebenheit. — Es gibt aber auch Dichtungen, welche den dramatischen Charakter im eigentlichsten Sinne an sich tragen, indem sie eine Darstellung jenes Kampfes widerstreitender Kräfte sind (§ 37, 3). Je nachdem sie denselben im Ernste des Lebens, oder auf eine heitere Weise darstellen, heißen sie Tragödie, Schauspiel, Drama im engeren Sinne des Wortes, Komödie, Posse. — Sind sie mit Musik verbunden, so heißen sie Oper, Vaudeville, Melodrama.

Uebersicht.

Dramatische Formen:	Eigentliche Dramen:	Musikalische Dramen:
1. Monolog.	1. Drama im engern Sinne.	1. Oper.
2. Dialog.	2. Tragödie.	2. Vaudeville.
3. Dramatisirte Begebenheit.	3. Schauspiel.	3. Melodrama.
	4. Komödie.	
	5. Posse.	

A. Dichtungen, welche bloß in der Form dramatisch sind.

§ 37. Monolog.

Im *Monologe* spricht Jemand zu sich selbst. Hieraus erkennt man leicht seine Verwandtschaft mit der *lyrischen* Poesie, denn zu sich selbst spricht ein Mensch nur dann, wenn er innerlich bewegt ist. Der Monolog ist also *subjektive* Poesie und unterscheidet sich von der Lyrik nur durch die Abwesenheit des Gesangartigen, indem er nur Rede bleibt und nicht gesungen, sondern gesprochen werden will. Andern Theils unterscheidet sich der Monolog aber auch dadurch vom lyrischen Gedichte, daß er auf etwas Folgendes *einwirkt*. Ist jedes Lied, wenn es keine epischen Bestandtheile in sich trägt, ein lyrischer, gleichsam ein *gesungener* Monolog zu nennen, so werden davon zu unterscheiden sein die ihrer Form wegen zur dramatischen Poesie gehörigen und *gesprochenen* Monologe, welche uns eine Person in irgend einer Situation darstellen. Es sind dies 1) einige einzelne selbstständige Gedichte, denen oft gar kein, manchmal dagegen ein hohes dramatisches Leben innewohnt; 2) solche Monologe, welche nur Theile der größeren dramatischen Dichtungen sind, in denen sie dazu dienen, die Gedanken, Gefühle und Willensrichtungen einer Person kund werden zu lassen: man kann sie daher nicht immer aus ihrem Zusammenhange reißen und für sich allein verstehen. Sie werden fälschlich oft am unrechten Orte gebraucht: denn von Rechtswegen darf ein Monolog nur dann erfolgen, wenn er der betreffenden Person *innerlich nothwendig* ist, indem sie sich sammeln, über sich selbst klar werden, einen Beschluß fassen will, oder wenn die innere Aufgeregtheit wirklich so groß ist, daß das volle Herz in Worten überströmen *muß*; in diesem letzteren Falle wird er eben leicht lyrisch, besonders wenn er noch in seiner Form durch Reim und Strophen sich dem Liede nähert, was bei Schiller oft der Fall ist. Durch einen Monolog wird die Handlung des Stückes und ein Charakter oft erst in's rechte Licht gesetzt und verständlich.

1. Monologe als selbständige Gedichte.

(*Voll dramatischen Lebens.*)

Prometheus.

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunst,
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Disteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöh'n;
Mußt mir meine Erde
Doch lassen stehen,
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
Um dessen Gluth
Du mich beneidest.

Ich kenne nichts Aermeres
Unter der Sonn', als euch, Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opfersteuern
Und Gebetshauch
Eure Majestät,
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.

Da ich ein Kind war,
Nicht wußte, wo aus noch ein,
Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär'
Ein Ohr, zu hören meine Klagen,
Ein Herz, wie mein's,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sklaverei?
Hast du nicht Alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?
Und glühtest jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?

Ich dich ehren? Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Thränen gestillet
Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herr'n und deine?

Wähntest du etwa,
Ich sollte das Leben hassen,
In Wüsten fliehen,
Weil nicht alle
Blüthenträume reiften?

Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

Goethe.

(Ohne dramatisches Leben.)

Die Sonne.

(Beim Untergange.)

Mit lieblichem Bedauern
Sehnt sich der Mutter Auge und muß trauern.
Noch einmal sie umfangend
Vergeh'n die Kleinen, an den Blicken hangend.
Sie soll und muß sich trennen, —
Nur eine Mutter kann solch Leid erkennen!
So ström' ich volle Farben,
Daß meine Lieben in der Nacht nicht darben.
Und fort vom ird'schen Bande
Will Alles hin zu mir in sanftem Brande.
Ach dürft' ich mich erniedern,
Ihr kindlich Feuer dankbar zu erwiedern!
Noch strömen bunte Fluthen,
Und heller lodern nur die Lebensgluthen;
Die Erde scheint zu rauschen,
Als strebte sie den Wohnsitz zu vertauschen. —
Nun muß ich dennoch scheiden
Und euer Tändeln bis auf morgen meiden!
So sauge, Mensch, denn trunken
Der großen Mutter letzte Liebesfunken!
Noch einmal will ich strahlen
Und dann versinken in der Trennung Qualen.

Fr. Schlegel.

2. Monologe als Theile eines größeren Ganzen.

Aus Torquato Tasso, 4. Akt, 5. Auftritt.

Tasso spricht:

Ja gehe nur, und gehe sicher weg,
Daß du mich überredest, was du willst.
Ich lerne mich verstellen, denn du bist
Ein großer Meister, und ich fasse leicht.
So zwingt das Leben uns, zu scheinen, ja
Zu sein, wie jene, die wir kühn und stolz
Verachten konnten. Deutlich seh' ich nun
Die ganze Kunst des höfischen Gewebes!
Mich will Antonio von hinnen treiben,
Und will nicht scheinen, daß er mich vertreibt.
Er spielt den Schonenden, den Klugen, daß
Man nur recht krank und ungeschickt mich finde,
Bestellet sich zum Vormund, daß er mich
Zum Kind erniedrige, den er zum Knecht
Nicht zwingen konnte. So umnebelt er
Die Stirn des Fürsten und der Fürstin Blick.

Man soll mich halten, meint er: habe doch
Ein schön Verdienst mir die Natur geschenkt;

Doch leider habe sie mit manchen Schwächen
Die hohe Gabe wieder schlimm begleitet:
Mit ungebundnem Stolz, mit übertriebner
Empfindlichkeit und eignem düstern Sinn.
Es sei nicht anders, einmal habe nun
Den Einen Mann das Schicksal so gebildet.
Nun müsse man ihn nehmen, wie er sei,
Ihn dulden, tragen und vielleicht an ihm,
Was Freude bringen kann, am guten Tage
Als unerwarteten Gewinnst genießen,
Im Uebrigen, wie er geboren sei,
So müsse man ihn leben, sterben lassen.

Erkenn' ich noch Alphonsens festen Sinn,
Der Feinden trotzt und Freunde treulich schützt?
Erkenn' ich ihn, wie er nun mir begegnet?
Ja wohl erkenn' ich ganz mein Unglück nun!
Das ist mein Schicksal, daß nur gegen mich
Sich Jeglicher verändert, der für Andre fest
Und treu und sicher bleibt, sich leicht verändert
Durch einen Hauch, in einem Augenblick.

Hat nicht die Ankunft dieses Mann's allein
Mein ganz Geschick zerstört, in Einer Stunde?
Nicht dieser das Gebäude meines Glücks
Von seinem tiefsten Grund aus umgestürzt?
O muß ich das erfahren, muß ich's heut!
Ja, wie sich Alles zu mir drängte, läßt
Mich Alles nun; wie Jeder mich an sich
Zu reißen strebte, Jeder mich zu fassen,
So stößt mich Alles weg und meidet mich.
Und das warum? Und wiegt denn er allein
Die Schale meines Werths und aller Liebe,
Die ich so reichlich sonst besessen, auf?

Ja, Alles flieht mich nun. Auch du! auch du,
Geliebte Fürstin, du entziehst dich mir!
In diesen trüben Stunden hat sie mir
Kein einzig Zeichen ihrer Gunst gesandt.
Hab' ich's um sie verdient? — Du armes Herz,
Dem so natürlich war, sie zu verehren! —
Vernahm ich ihre Stimme, wie durchdrang
Ein unaussprechliches Gefühl die Brust!
Erblickt' ich sie, da ward das helle Licht
Des Tag's mir trüb'; unwiderstehlich zog
Ihr Auge mich, ihr Mund mich an, mein Knie
Erhielt sich kaum, und aller Kraft
Des Geist's bedurft' ich, aufrecht mich zu halten,
Vor ihre Füße nicht zu fallen; kaum
Vermocht' ich diesen Taumel zu zerstreu'n.
Hier halte fest, mein Herz! Du klarer Sinn,
Laß hier dich nicht umnebeln! Ja, auch Sie!
Darf ich es sagen? und ich glaub' es kaum.
Ich glaub' es wohl, und möcht' es mir verschweigen.
Auch Sie! Auch Sie! Entschuldige sie ganz,
Allein verbirg dir's nicht: auch Sie! auch Sie!
Oh dieses Wort, an dem ich zweifeln sollte,
So lang' ein Hauch von Glauben in mir lebt,
Ja, dieses Wort, es gräbt sich wie ein Schluß
Des Schicksals noch zuletzt am ehrnen Rande
Der vollgeschriebnen Qualentafel ein.
Nun sind erst meine Feinde stark, nun bin ich
Auf ewig einer jeden Kraft beraubt.
Wie soll ich streiten, wenn Sie gegenüber
Im Heere steht? Wie soll ich duldend harren,
Wenn Sie die Hand mir nicht von ferne reicht?
Wenn nicht ihr Blick dem Flehenden begegnet?
Du hast's gewagt zu denken, hast's gesprochen,
Und es ist wahr, eh' du es fürchten konntest!
Und ehe nun Verzweiflung deine Sinnen
Mit eh'rnen Ketten auseinanderreißt,
Ja, klage nur das bittre Schicksal an,
Und wiederhole nur: auch Sie! auch Sie!

Goethe.

(Mit lyrischer Haltung.)

Aus der Jungfrau von Orleans, 4. Akt, 1. Auftritt.

Johanna spricht:

Die Waffen ruh'n, des Krieges Stürme schweigen;
Auf blut'ge Schlachten folgt Gesang und Tanz:
Durch alle Straßen tönt der muntre Reigen,
Altar und Kirche prangt in Festesglanz,
Und Pforten bauen sich aus grünen Zweigen,
Und um die Säule windet sich der Kranz;
Das weite Rheims faßt nicht die Zahl der Gäste,
Die wallend strömen zu dem Völkerfeste.

Und Einer Freude Hochgefühl entbrennet,
Und Ein Gedanke schlägt in jeder Brust;
Was sich noch jüngst in blut'gem Haß getrennet,
Das theilt entzückt die allgemeine Lust;
Wer nur zum Stamm der Franken sich bekennet,
Der ist des Namens stolzer sich bewußt;
Erneuert ist der Glanz der alten Krone,
Und Frankreich huldigt seinem Königssohne.

Doch mich, die all dies Herrliche vollendet,
Mich rührt es nicht, das allgemeine Glück.
Mir ist das Herz verwandelt und gewendet,
Es flieht von dieser Festlichkeit zurück;
In's britt'sche Lager ist es hingewendet,
Hinüber zu dem Feinde schweift der Blick,
Und aus der Freunde Kreis muß ich mich stehlen,
Die schwere Schuld des Busens zu verhehlen.

Wer? Ich? Ich eines Mannes Bild
In meinem reinen Busen tragen?
Dies Herz, von Himmelsglanz erfüllt,
Darf einer ird'schen Liebe schlagen?
Ich, meines Landes Retterin,
Des höchsten Gottes Kriegerin,
Für meines Landes Feind entbrennen?
Darf ich's der keuschen Sonne nennen,
Und mich vernichtet nicht die Schaam?

(Die Musik hinter der Scene geht in eine weiche, schmelzende Melodie über.)

Wehe, Weh' mir! Welche Töne!
Wie verführen sie mein Ohr!
Jeder ruft mir Seine Stimme,
Zaubert mir Sein Bild hervor!

Daß der Sturm der Schlacht mich faßte,
Speere sausend mich umtönten —
In des heißen Streites Wuth
Wieder fänd' ich meinen Muth!

Diese Stimmen, diese Töne,
Wie umstricken sie mein Herz!
Jede Kraft in meinem Busen
Lösen sie in weichem Schmerz,
Schmelzen sie in Wehmuthsthränen!

Sollt' ich ihn tödten? Konnt' ich's, da ich ihm
In's Auge sah? Ihn tödten! Eher hätt' ich
Den Mordstahl auf die eigne Brust gezückt!
Und bin ich strafbar, weil ich menschlich war?
Ist Mitleid Sünde? — Mitleid! Hörtest du
Des Mitleids Stimme und der Menschlichkeit
Auch bei den Andern, die dein Schwert geopfert?
Warum verstummte sie, als der Walliser dich,
Der zarte Jüngling, um sein Leben flehte?
Arglistig Herz! Du lügst dem ew'gen Licht,
Dich trieb des Mitleid fromme Stimme nicht! —
Warum mußt' ich ihm in die Augen seh'n!
Die Züge schau'n des edlen Angesichts!
Mit diesem Blick fing dein Verbrechen an,
Unglückliche! Ein blindes Werkzeug fordert Gott,
Mit blinden Augen mußtest du's vollbringen!
Sobald du sahst, verließ dich Gottes Schild,
Ergriffen dich der Hölle Schlingen!

(Die Flöten wiederholen.)

Frommer Stab! o hätt' ich nimmer
Mit dem Schwerte dich vertauscht!
Hätt' es nie in deinen Zweigen,
Heil'ge Eiche, mir gerauscht!
Wärst du nimmer mir erschienen,
Hohe Himmelskönigin!
Nimm, ich kann sie nicht verdienen,
Deine Krone, nimm sie hin!

Ach, ich sah den Himmel offen
Und der Sel'gen Angesicht!
Doch auf Erden ist mein Hoffen
Und im Himmel ist es nicht!
Mußtest du ihn auf mich laden,
Diesen furchtbaren Beruf?
Konnt' ich dieses Herz verhärten,
Das der Himmel fühlend schuf?

Willst du deine Macht verkünden,
Wähle sie, die frei von Sünden
Steh'n in deinem ew'gen Haus,
Deine Geister sende aus.
Die Unsterblichen, die Reinen,
Die nicht fühlen, die nicht weinen!
Nicht die zarte Jungfrau wähle,
Nicht der Hirtin weiche Seele!

Kümmert mich das Loos der Schlachten,
Mich der Zwist der Könige?
Schuldlos trieb ich meine Lämmer
Auf des stillen Berges Höh';
Doch du rissest mich in's Leben,
In den stolzen Fürstensaal,
Mich der Schuld dahin zu geben,
Ach, es war nicht meine Wahl!

Schiller.

§ 38. Dialog.

1) Unter einem Dialoge versteht man ein Gespräch zwischen zwei (Zwiegespräch) oder mehreren Personen. Er bewegt sich in der Form der Gegenwart, indem er die Personen selbstredend einführt. In dieser äußeren Form kann er lyrisch sein (vergl.: Die erste Walpurgisnacht, von Goethe; Der Müllerin Reue, von demselben) und durch Musikbegleitung zur Cantate werden (§ 8, 3). — Er wird aber episch, wenn durch ihn bloß eine Erzählung weiter geführt (z. B. im Prolog zur Jungfrau von Orleans, 3. Auftritt), oder ein Lebensbild vor unsern Augen entworfen wird (vgl. Wanderer und Pächterin, von Goethe), in welchem Falle er zur Idylle werden kann.

(Lyrischer Dialog.)

Lebensmelodieen.

(Abgekürzt.)

Der Schwan.

Auf den Wassern wohnt mein stilles Leben, 1
Zieht nur gleiche Kreise, die verschweben,
Und mir schwindet nie im feuchten Spiegel
Der gebogne Hals und die Gestalt.

Der Adler.

Ich haus' in den felsigen Klüften, 2
Ich braus' in den stürmenden Lüften,
Vertrauend dem schlagenden Flügel
Bei Jagd und Kampf und Gewalt.

Der Schwan.

Mich erquickt das Blau der heitern Lüfte, 3
Mich berauschen süß des Kalmus Düfte,
Wenn ich in dem Glanz der Abendröthe
Weich befiedert wiege meine Brust.

Der Adler.

Ich jauchze daher in Gewittern, 4
Wenn unten den Wald sie zersplittern
Ich frage den Blitz, ob er tödte,
Mit fröhlich vernichtender Lust.

Der Schwan.

Von Apollo's Winken eingeladen, 5
Darf ich mich in Wohllautströmen baden,
Ihm geschmiegt zu Füßen, wenn die Lieder
Tönend weh'n in Tempe's Mai hinab.

Der Adler.

Ich throne bei Jupiters Sitze; 6
Er winkt und ich hol' ihm die Blitze.
Dann senk' ich im Schlaf das Gefieder
Auf seinen gebietenden Stab.

Der Schwan.

7 Ahnungsvoll betracht' ich oft die Sterne,
In der Fluth die tiefgewölbte Ferne,
Und mich zieht ein innig rührend Sehnen
Aus der Heimat in ein himmlisch Land.

Der Adler.

8 Ich wandte die Flüge mit Wonne
Schon früh zur unsterblichen Sonne,
Kann nie an den Staub mich gewöhnen,
Ich bin mit den Göttern verwandt.

Der Schwan.

9 Willig weicht dem Tod ein sanftes Leben.
Wenn sich meiner Glieder Band' entweben,
Lös't die Zunge sich: melodisch feiert
Jeder Hauch den heil'gen Augenblick.

Der Adler.

10 Die Fackel der Todten verjünget:
Ein blühender Phönix entschwinget
Die Seele sich frei und entschleiert,
Und grüßet ihr göttliches Glück.

Die Tauben.

11 In der Myrten Schatten,
Gatte treu dem Gatten,
Flattern wir und tauschen
Manchen langen Kuß.
Suchen und irren,
Finden und girren,
Schmachten und lauschen,
Wunsch und Genuß!

12 Venus Wagen ziehen
Schnäbelnd wir im Fliehen,
Unsre blauen Schwingen
Säumt der Sonne Gold.
O wie es fächelt,
Wenn sie uns lächelt!
Leichtes Gelingen!
Lieblicher Sold!

13 Wende dann die Stürme,
Schöne Göttin! Schirme
Bei bescheidner Freude
Deiner Tauben Paar!
Laß uns beisammen,
Oder in Flammen
Opfre uns beide
Deinem Altar.

A. W. Schlegel.

Unter dem Bilde des Adlers und des Schwanes sind hier zwei gleich bedeutende und edle Charaktere dargestellt, die sich aber wesentlich durch feurigen Thatendurst und sinnige Betrachtung, oder durch Kraft nach außen hin und durch innere Tiefe von einander unterscheiden. Vermöge dieses Unterschiedes stürzt sich der Eine in's Getümmel des Lebens und unternimmt das Kühnste, während sich der Andere einer erhabenen Ruhe und der Sehnsucht nach einem vollkommenen Leben überläßt. Die Tauben dagegen bezeichnen solche Menschen, welche nicht im Großen und Erhabnen, sondern im lieblich Beschränkten ihre Heimat und ihr Glück finden. So stellt dieses Gedicht sinnbildlich die Wahrheit dar, daß die Wege verschieden sind, auf denen die Menschen nach ihrer verschiedenen Natur-Anlage zur Zufriedenheit gelangen. — Einen ähnlichen Gedanken drückt das Gedicht von Mahlmann aus: Der Jüngling und der Wanderer, und von Goethe: Adler und Taube, S. 38.

Aus dem Cid (14).

Rodrigo.

In der stillen Mitternacht,
Wo nur Schmerz und Liebe wacht,
Nah' ich mich hier,
Weinende Ximene,
(Trockne deine Thräne!)
Zu dir.

Ximene.

In der dunkeln Mitternacht,
Wo mein tiefster Schmerz erwacht,
Wer nahet mir?

Rodrigo.

Vielleicht belauscht uns hier
Ein uns feindselig Ohr;
Eröffne mir —

Ximene.

Dem Ungenannten,
Dem Unbekannten
Eröffnet sich zu Mitternacht
Kein Thor.
Enthülle dich;
Wer bist du, sprich!

Rodrigo.

Verwaisete Ximene,
Du kennest mich.

Ximene.

Rodrigo, ja ich kenne dich,
Du Stifter meiner Thränen,
Der meinem Stamm sein edles Haupt,
Der meinen Vater mir geraubt —

Rodrigo.

Die Ehre that's, nicht ich. Die Liebe will's versöhnen.

Ximene.

Entferne dich! unheilbar ist mein Schmerz.

Rodrigo.

So schenk', o schenke mir dein Herz;
Ich will es heilen.

Ximene.

Wie? zwischen dir und meinem Vater, Ihm!
Mein Herz zu theilen?

Rodrigo.

Unendlich ist der Liebe Macht.

Ximene.

Rodrigo, gute Nacht!

Herder.

(Epischer Dialog.)

Der Wandrer.

Wandrer.

Gott segne dich, junge Frau,
Und den säugenden Knaben
An deiner Brust!
Laß mich an der Felsenwand hier,
In des Ulmbaums Schatten,
Meine Bürde werfen,
Neben dir ausruhn.

Frau.

Welch' Gewerb' treibt dich
Durch des Tages Hitze
Den staubigen Pfad her?
Bringst du Waaren aus der Stadt
Im Land herum?
Lächelst, Fremdling,
Ueber meine Frage?

Wandrer.

Keine Waaren bring' ich aus der Stadt.
Kühl wird nun der Abend.
Zeige mir den Brunnen,
Daraus du trinkest,
Liebes junges Weib!

Frau.

Hier den Felsenpfad hinauf.
Geh' voran! Durch's Gebüsche
Geht der Pfad nach der Hütte,
Drin ich wohne,
Zu dem Brunnen,
Den ich trinke.

Wandrer.

Spuren ordnender Menschenhand
Zwischen dem Gesträuch!
Diese Steine hast du nicht gefügt,
Reichhinstreuende Natur!

Frau.

Weiter hinauf!

Wandrer.

Von dem Moos gedeckt ein Architrav!
Ich erkenne dich, bildender Geist!
Hast dein Siegel in den Stein geprägt.

Frau.

Weiter, Fremdling!

Wandrer.

Eine Inschrift, über die ich trete!
Nicht zu lesen!
Weggewandelt seid ihr,
Tiefgegrabne Worte,
Die ihr eures Meisters Andacht
Tausend Enkeln zeigen solltet.

Frau.

Staunest, Fremdling,
Diese Stein' an?
Droben sind der Steine viel
Um meine Hütte.

Wandrer.

Droben?

Frau.

Gleich zur Linken
Durch's Gebüsch hinan,
Hier!

Wandrer.

Ihr Musen und Grazien!

Frau.

Das ist meine Hütte.

Wandrer.

Eines Tempels Trümmer!

Frau.

Hier zur Seit' hinab
Quillt der Brunnen,
Den ich trinke.

Wandrer.

Glühend webst du
Ueber deinem Grabe,
Genius! Ueber dir
Ist zusammengestürzt
Dein Meisterstück,
O du Unsterblicher!

Frau.

Wart', ich hole das Gefäß
Dir zum Trinken.

Wandrer.

Epheu hat deine schlanke
Götterbildung umkleidet.
Wie du emporstrebst
Aus dem Schutte,
Säulenpaar!
Und du, einsame Schwester dort,
Wie ihr,
Düstres Moos auf dem heiligen Haupt,
Majestätisch trauernd herabschaut
Auf die zertrümmerten
Zu euren Füßen,
Eure Geschwister!
In des Brombeergesträuches Schatten
Deckt sie Schutt und Erde,
Und hohes Gras wankt drüber hin.
Schätzest du so, Natur,
Deines Meisterstücks Meisterstück?
Unempfindlich zertrümmerst du
Dein Heiligthum?
Säest Disteln drein?

Frau.

Wie der Knabe schläft!
Willst du in der Hütte ruhn,
Fremdling? Willst du hier
Lieber in dem Freien bleiben?
Es ist kühl! Nimm den Knaben,
Daß ich Wasser schöpfen gehe.
Schlafe, Lieber, schlaf!

Wandrer.

Süß ist deine Ruh'!
Wie's, in himmlischer Gesundheit
Schwimmend, ruhig athmet!
Du, geboren über Resten
Heiliger Vergangenheit,
Ruh' ihr Geist auf dir!
Welchen der umschwebt,
Wird in Götterselbstgefühl
Jedes Tags genießen.
Voller Keim, blüh' auf,
Des glänzenden Frühlings
Herrlicher Schmuck,
Und leuchte vor deinen Gesellen!
Und welkt die Blüthenhülle weg,
Dann steig' aus deinem Busen
Die volle Frucht
Und reife der Sonn' entgegen.

Frau.

Gesegne's Gott! — Und schläft er noch?
Ich habe nichts zum frischen Trunk,
Als ein Stück Brot, das ich dir bieten kann.

Wandrer.

Ich danke dir.
Wie herrlich alles blüht umher
Und grünt!

Frau.

Mein Mann wird bald
Nach Hause sein
Vom Feld. O bleibe, bleibe, Mann!
Und iß mit uns das Abendbrot.

Wandrer.

Ihr wohnet hier?

Frau.

Da, zwischen dem Gemäuer her.
Die Hütte baute noch mein Vater
Aus Ziegeln und des Schuttes Steinen.
Hier wohnen wir.
Er gab mich einem Ackersmann
Und starb in unsern Armen. —
Hast du geschlafen, liebes Herz?
Wie er munter ist und spielen will!
Du Schelm!

Wandrer.

Natur! du ewig keimende,
Schaffst jeden zum Genuß des Lebens,
Hast deine Kinder alle mütterlich
Mit Erbtheil ausgestattet, einer Hütte.
Hoch baut die Schwalb' an das Gesims,
Unfühlend, welchen Zierrath
Sie verklebt;
Die Raup' umspinnt den goldnen Zweig
Zum Winterhaus für ihre Brut;
Und du flickst zwischen der Vergangenheit
Erhabne Trümmer
Für deine Bedürfniss'
Eine Hütte, o Mensch, —
Genießest über Gräbern! —
Leb' wohl, du glücklich Weib!

Frau.

Du willst nicht bleiben?

Wandrer.

Gott erhalt' euch,
Segn' euren Knaben!

Frau.

Glück auf den Weg!

Wandrer.

Wohin führt mich der Pfad
Dort über'n Berg?

Frau.

Nach Cuma.

Wandrer.

Wie weit ist's hin?

Frau.

Drei Meilen gut.

Wandrer.

Leb' wohl! —
O leite meinen Gang, Natur,
Den Fremdlings-Reisetritt,
Den über Gräber
Heiliger Vergangenheit
Ich wandle!
Leit' ihn zum Schutzort,
Vor'm Nord gedeckt,
Und wo dem Mittagstrahl
Ein Pappelwäldchen wehrt.
Und kehr' ich dann
Am Abend heim
Zur Hütte,
Vergoldet vom letzten Sonnenstrahl,
Laß mich umfangen solch ein Weib,
Den Knaben auf dem Arm!

Goethe.

Die Schönheit dieses Dialoges besteht nicht in dem Vorzuge, welcher sonst einen Dialog ziert, daß nämlich die Reden der Personen genau in einander greifen und sich gegenseitig fördern; man wird in dieser Dichtung vielmehr einen auffallenden Mangel dieser im dramatischen Dialoge so nöthigen Eigenschaft gewahr. Seine Schönheit besteht aber in der poetisch ergreifenden Wahrheit des Lebens-

bildes, welches er uns vor die Augen führt und welches jenen Mangel vollkommen motivirt. Wir sehen nämlich in dem Gespräche den interessanten Gegensatz zweier friedlich mit einander verkehrenden Personen, zwischen denen sich eine unermeßliche Kluft aufthut: die Frau — ohne alle wissenschaftliche Bildung, bloß Natürlichkeit des alltäglichen Lebens; der Wandrer — voll hoher Geistesbildung, auf der Höhe antiken Kunstlebens sich poetisch ergehend. Zwischen Beiden dennoch ein Einigungspunkt: das innige Naturgefühl, dort naiv unbewußt, hier in künstlerischem Bewußtsein. Wie treffend ist dazu Lokalität und Situation gewählt, und wie bedeutungsvoll liegen des Menschengeistes herrliche Kunstwerke zertrümmert unter dem frischen Naturleben, dessen ewige Jugendkraft Gott im Pflanzenwuchse und im Kinde auf dem Mutterarme immer wieder erneuert!

2) Soll der Dialog wahrhaft dramatisch sein, so muß er auch Handlung enthalten, und zwar gibt sich diese in der Entwickelung eines bestimmten Willens kund, welcher durch den Dialog offenbart oder auch erst bewirkt wird. Dieser Wille tritt nicht immer mit gleicher Deutlichkeit hervor, er ist zuweilen auch nur eine ganz feine und sich verbergende Absicht, z. B. in der ersten Scene des Don Carlos, von Schiller, wo Domingo den Infanten aushorchen will; aber er enthält darum doch dramatisches Leben, weil am Schlusse desselben entweder ein Plan gescheitert, oder eine Absicht gelungen, oder irgend ein Entschluß gefaßt ist. — Gut kann übrigens ein Dialog nur dann sein, wenn Rede und Gegenrede in genauem Zusammenhange mit einander stehen, sich wechselseitig erst einander erzeugen und sich auf einander beziehen; denn es ist ein großer Unterschied, ob zwei Personen bloß nach einander, oder ob sie zu einander und mit einander sprechen.

Ein Dialog zwischen mehreren Personen ist jenes dramatische Gespräch aus König Lear (S. 225). Es folgen hier daher nur einige Dialoge zwischen zwei Personen.

Aus Wilhelm Tell, 1. Akt, 2. Scene.

[Stauffacher setzt sich kummervoll auf eine Bank unter der Linde. So findet ihn Gertrud, seine Frau, die sich neben ihn stellt und ihn eine Zeit lang schweigend betrachtet.]

Gertrud.

So ernst, mein Freund? Ich kenne dich nicht mehr.
Schon viele Tage seh' ich's schweigend an,
Wie finstrer Trübsinn deine Stirne furcht.
Auf deinem Herzen drückt ein still Gebresten.
Vertrau' es mir, ich bin dein treues Weib
Und meine Hälfte fordr' ich deines Grams.

Was kann dein Herz beklemmen, sag' es mir
Gesegnet ist dein Fleiß, dein Glücksstand blüht,
Voll sind die Scheunen, und der Rinderschaaren,
Der glatten Pferde wohlgenährte Zucht
Ist von den Bergen glücklich heimgebracht
Zur Winterung in den bequemen Ställen.
— Da steht dein Haus, reich, wie ein Edelsitz;
Von schönem Stammholz ist es neu gezimmert
Und nach dem Richtmaaß ordentlich gefügt;
Von vielen Fenstern glänzt es wohnlich, hell;
Mit bunten Wappenschildern ist's bemalt
Und weisen Sprüchen, die der Wandersmann
Verweilend liest und ihren Sinn bewundert.

Stauffacher.

Wohl steht das Haus gezimmert und gefügt,
Doch ach, es wankt der Grund, auf den wir bauten.

Gertrud.

Mein Werner, sage, wie verstehst du das?

Stauffacher.

Vor dieser Linde saß ich jüngst, wie heut,
Das schön Vollbrachte freudig überdenkend:
Da kam daher von Küßnacht, seiner Burg,
Der Vogt mit seinen Reisigen geritten.
Vor diesem Hause hielt er wundernd an;
Doch ich erhob mich schnell, und unterwürfig,
Wie sich's gebührt, trat ich dem Herrn entgegen,
Der uns des Kaisers ritterliche Macht
Vorstellt im Lande. Wessen ist das Haus?
Fragt' er bösmeinend, denn er wußt' es wohl.
Doch schnell besonnen ich entgegn' ihm so:
Dies Haus, Herr Vogt, ist meines Herrn, des Kaisers,
Und Eures und mein Lehen. Da versetzt er:
Ich bin Regent im Land' an Kaisers Statt,
Und will nicht, daß der Bauer Häuser baue
Auf seine eigne Hand, und also frei
Hinleb', als ob er Herr wär' in dem Lande;
Ich werd' mich unterstehn, Euch das zu wehren!
Dies sagend ritt er trutziglich von dannen;
Ich aber blieb mit kummervoller Seele,
Das Wort bedenkend, das der Böse sprach.

Gertrud.

Mein lieber Herr und Ehewirth! Magst du
Ein redlich Wort von deinem Weib vernehmen?
Des edlen Ibergs Tochter rühm' ich mich,
Des vielerfahrnen Manns. Wir Schwestern saßen
Die Wolle spinnend in den langen Nächten,
Wenn bei dem Vater sich des Volkes Häupter
Versammelten, die Pergamente lasen
Der alten Kaiser, und des Landes Wohl
Bedachten in vernünftigem Gespräch.
Aufmerkend hört' ich da manch kluges Wort,
Was der Verständ'ge denkt, der Gute wünscht,
Und still im Herzen hab' ich mir's bewahrt.
So höre denn und acht' auf meine Rede!
Denn was dich preßte, sieh', das wußt' ich längst.

Dir grollt der Landvogt, möchte gern dir schaden,
Denn du bist ihm ein Hinderniß, daß sich
Der Schwyzer nicht dem neuen Fürstenhaus
Will unterwerfen, sondern treu und fest
Beim Reich beharren, wie die würdigen
Altvordern es gehalten und gethan. —
Ist's nicht so, Werner? Sag' es, wenn ich lüge!

Stauffacher.

So ist's, das ist des Geßlers Groll auf mich.

Gertrud.

Er ist dir neidisch, weil du glücklich wohnst,
Ein freier Mann auf deinem eignen Erbe,
— Denn er hat keins. Vom Kaiser selbst und Reich
Trägst du dies Haus zu Lehn, du darfst es zeigen,
So gut der Reichsfürst seine Länder zeigt;
Denn über dir erkennst du keinen Herrn,
Als nur den Höchsten in der Christenheit! —
Er ist ein jüng'rer Sohn nur seines Hauses;
Nichts nennt er sein, als seinen Reitermantel:
Drum sieht er jedes Biedermannes Glück
Mit scheelen Augen gift'ger Mißgunst an.
Dir hat er längst den Untergang geschworen —
Noch stehst du unversehrt! — Willst du erwarten,
Bis er die böse Lust an dir gebüßt?
Der kluge Mann baut vor.

Stauffacher.

Was ist zu thun?

Gertrud

So höre meinen Rath! Du weißt, wie hier
Zu Schwyz sich alle Redliche beklagen
Ob dieses Landvogts Geiz und Wütherei.
So zweifle nicht, daß sie dort drüben auch
In Unterwalden und im Urner Land
Des Dranges müd' sind und des harten Jochs —
Denn wie der Geßler hier, so schafft es frech
Der Landenberger drüben über'm See.
Es kommt kein Fischerkahn zu uns herüber,
Der nicht ein neues Unheil und Gewalt-
Beginnen von den Vögten uns verkündet.
Drum thät es gut, daß Euer Etliche,
Die's redlich meinen, still zu Rathe gingen,
Wie man des Drucks sich möcht' erledigen:
So acht' ich wohl, Gott würd' euch nicht verlassen
Und der gerechten Sache gnädig sein.
Hast du in Uri keinen Gastfreund, sprich,
Dem du dein Herz magst redlich offenbaren?

Stauffacher.

Der wackern Männer kenn' ich viele dort,
Und angesehen große Herrenleute,
Die mir geheim sind und gar wohl vertraut.

Frau, welchen Sturm gefährlicher Gedanken
Weckst du mir in der stillen Brust! Mein Innerstes
Kehrst du an's Licht des Tages mir entgegen,
Und was ich mir zu denken still verbot,
Du sprichst's mit lauter Zunge kecklich aus.
— Hast du auch wohl bedacht, was du mir räthst?
Die wilde Zwietracht und den Klang der Waffen
Rufst du in dieses friedgewohnte Thal.
Wir wagten es, ein schwaches Volk der Hirten,
In Kampf zu gehen mit dem Herrn der Welt?
Der gute Schein nur ist's, worauf sie warten,
Um loszulassen auf dies arme Land
Die wilden Horden ihrer Kriegesmacht,
Darin zu schalten mit des Siegers Rechten,
Und unter'm Schein gerechter Züchtigung
Die alten Freiheitsbriefe zu vertilgen.

Gertrud.

Ihr seid auch Männer, wisset eure Axt
Zu führen, und dem Muthigen hilft Gott!

Stauffacher.

O Weib! Ein furchtbar wüthend Schreckniß ist
Der Krieg: die Heerde schlägt er und den Hirten.

Gertrud.

Ertragen muß man, was der Himmel sendet;
Unbilliges erträgt kein edles Herz.

Stauffacher.

Dies Haus erfreut dich, was wir neu erbauten;
Der Krieg, der ungeheure, brennt es nieder.

Gertrud.

Wüßt' ich mein Herz an zeitlich Gut gefesselt,
Den Brand würf' ich hinein mit eigner Hand.

Stauffacher.

Du glaubst an Menschlichkeit! Es schont der Krieg
Auch nicht das zarte Kindlein in der Wiege.

Gertrud.

Die Unschuld hat im Himmel einen Freund!
— Sieh vorwärts, Werner, und nicht hinter dich!

Stauffacher.

Wir Männer können tapfer fechtend sterben;
Welch Schicksal aber wird das eure sein?

Gertrud.

Die letzte Wahl steht auch dem Schwächsten offen:
Ein Sprung von dieser Brücke macht mich frei.

Stauffacher.

(Stürzt in ihre Arme.)

Wer solch ein Herz an seinen Busen drückt,
Der kann für Heerd und Hof mit Freuden fechten,
Und keines Königs Heermacht fürchtet er.
Nach Uri fahr' ich steh'nden Fußes gleich.
Dort lebt ein Gastfreund mir, Herr Walter Fürst,
Der über diese Zeiten denkt, wie ich.
Auch find' ich dort den edlen Bannerherrn
Von Attinghaus —, obgleich von hohem Stamm,
Liebt er das Volk und ehrt die alten Sitten.
Mit ihnen Beiden pfleg' ich Raths, wie man
Der Landesfeinde muthig sich erwehrt.
Leb' wohl! — und wenn ich fern bin, führe du
Mit klugem Sinn das Regiment des Hauses.

Schiller.

Aus Wallensteins Tod, 2. Akt, 5. Auftritt.

(Octavio Piccolomini. Isolani tritt herein.)

Isolani.

Hier bin ich — Nun, wer kommt noch von den Andern?

Octavio (geheimnißvoll).

Vorerst ein Wort mit Euch, Graf Isolani.

Isolani (geheimnißvoll).

Soll's losgehn? will der Fürst was unternehmen?
Mir dürft Ihr trauen. Setzt mich auf die Probe.

Octavio.

Das kann geschehen.

Isolani.

Herr Bruder, ich bin nicht
Von denen, die mit Worten tapfer sind
Und, kommt's zur That, das Weite schimpflich suchen.
Der Herzog hat als Freund an mir gethan,
Weiß Gott, so ist's! Ich bin ihm Alles schuldig,
Auf meine Treue kann er baun.

Octavio.

Es wird sich zeigen.

Isolani.

Nehmt Euch in Acht. Nicht Alle denken so,
Es halten's hier noch Viele mit dem Hof
Und meinen, daß die Unterschrift von neulich,
Die abgestohlne, sie nichts zu verbinde.

Octavio.

So? nennt mir doch die Herren, die das meinen.

Isolani.

Zum Henker! Alle Deutschen sprechen so.
Auch Esterhazy, Kaunitz, Deodat
Erklären jetzt, man müss' dem Hof gehorchen.

Octavio

Das freut mich.

Isolani.

Freut mich?

Octavio.

Daß der Kaiser noch
So gute Freunde hat und wackre Diener.

Isolani.

Spaßt nicht; es sind nicht eben schlechte Männer.

Octavio.

Gewiß nicht. Gott verhüte, daß ich spaße!
Sehr ernstlich freut es mich, die gute Sache
So stark zu sehn.

Isolani.

Was Teufel? Wie ist das?
Seid Ihr denn nicht — warum bin ich denn hier?

Octavio.

Euch zu erklären rund und nett, ob Ihr
Ein Freund wollt heißen oder Feind des Kaisers.

Isolani.

Darüber werd' ich dem Erklärung geben,
Dem's zukommt, diese Frag' an mich zu thun.

Octavio.

Ob mir dies zukommt, mag dies Blatt Euch lehren.

Isolani.

Wa — Was? Das ist des Kaisers Hand und Siegel.
„Als werden sämmtliche Hauptleute unsrer
„Armee der Ordre unsers lieben, treuen,
„Des Generallieutnant Piccolomini,
„Wie unsrer eignen" — Hm — Ja — So — Ja, ja!
Ich mach' Euch meinen Glückwunsch, Generallieutnant!

Octavio.

Ihr unterwerft Euch dem Befehl?

Isolani.

Ich — aber
Ihr überrascht mich auch so schnell — man wird
Mir doch Bedenkzeit, hoff' ich —

Octavio.

Zwei Minuten.

Isolani.

Mein Gott, der Fall ist aber —

Octavio.

Klar und einfach.
Ihr sollt erklären, ob Ihr Euren Herrn
Verrathen wollet oder treu ihm dienen.

Isolani.

Verrath — Mein Gott — Wer spricht denn von Verrath?

Octavio.

Das ist der Fall. Der Fürst ist ein Verräther,
Will die Armee zum Feind hinüberführen.
Erklärt Euch kurz und gut. Wollt Ihr dem Kaiser
Abschwören? Euch dem Feind verkaufen? Wollt Ihr?

Isolani.

Was denkt Ihr? Ich des Kaisers Majestät
Abschwören? Sagt' ich so? Wann hätt' ich das
Gesagt?

Octavio.

Noch habt Ihr's nicht gesagt, noch nicht.
Ich warte drauf, ob Ihr es werdet sagen.

Isolani.

Nun seht, das ist mir lieb, daß Ihr mir selbst
Bezeugt, ich habe so was nicht gesagt.

Octavio.

Ihr sagt Euch also von dem Fürsten los?

Isolani.

Spinnt er Verrath — Verrath trennt alle Bande.

Octavio.

Und seid entschlossen, gegen ihn zu fechten?

Isolani.

Er that mir Gutes — doch wenn er ein Schelm ist,
Verdamm' ihn Gott! die Rechnung ist zerrissen.

Octavio.

Mich freut's, daß Ihr in Gutem Euch gefügt.
Heut Nacht in aller Stille brecht Ihr auf
Mit allen leichten Truppen; es muß scheinen,
Als käm' die Ordre von dem Herzog selbst.
Zu Frauenberg ist der Versammlungsplatz,
Dort gibt Euch Gallas weitere Befehle.

Isolani.

Es soll geschehn. Gedenkt mir's aber auch
Bei'm Kaiser, wie bereit Ihr mich gefunden.

Octavio.

Ich werd' es rühmen. — —

Isolani
(noch einmal zurückkommend).

Vergebt mir auch mein barsches Wesen, Alter.
Herr Gott! Wie konnt' ich wissen, welche große
Person ich vor mir hatte!

Octavio.

Laßt das gut sein.

Isolani.

Ich bin ein lust'ger alter Knab', und wär'
Mir auch ein rasches Wörtlein über'n Hof
Entschlüpft zuweilen, in der Lust des Weins,
Ihr wißt ja, bös war's nicht gemeint.
(Er geht.)

Octavio.

Macht Euch
Darüber keine Sorge! — Das gelang!
Glück, sei uns auch so günstig bei den Andern!

Schiller.

§ 39. Die dramatisirte Begebenheit.

Die dramatisirte Begebenheit ist dem eigentlichen Drama selbst schon ähnlicher, weil sie nicht bloß Gespräch, sondern auch Entwickelung einer Thatsache enthält und in sich selbst abgeschlossen ist. Sie unterscheidet sich aber von dem eigentlichen Drama durch die Abwesenheit jenes Kampfes widerstreitender Gefühle und Verhältnisse, der das charakteristische Merkmal des eigentlichen Drama's ist, und durch den Mangel an lebendig eingreifender Handlung. Die Entwickelung der Thatsache geht ruhig vor sich und die dramatische Form dient nur dazu, sie anschaulich zu machen, sie in die Wirklichkeit zu versetzen. Daher ist ihr Gegenstand auch oft allegorisch oder nur ein Festspiel, Vorspiel.

Semele, von Schiller; Normännischer Brauch von Uhland; Miltons Muse, von Liebenau (in Francks Taschenb. Dramat. Orig. 1837).

Die dramatisirte Begebenheit ist ein epischer Stoff in äußerlich dramatischer Form (vgl. § 38). Hier ein Beispiel:

Der Tod Napoleons.

[Napoleon. Montholon. Antomarchi, der Arzt. Europa, Geschichte und Poesie, Erscheinungen. Stumme Umgebung: Bertrand, seine Frau und vier Kinder; der Abt Vignali; Marchand und sechs Bediente. Zwei englische Offiziere.
Longwood, am 5. Mai 1821.]

Napoleon (auf dem Sterbebette), Montholon, Antomarchi.

Montholon.

Des Fiebers Gluth hat ausgetobt, er scheint zu ruhn.

Napoleon (im Schlafe.)

Mein Heer!

Montholon.

Er träumt —

Napoleon.

Dem Adler folgt und mir; hinan

Montholon.

Von Schlachten, lenkt im Geiste noch die Völker.

Napoleon.

Sieg!

Montholon.

O scharfer Mißlaut dieses Wortes hier und jetzt!

Napoleon (erwachend).

Wer bin ich?

Montholon.

Herr und Kaiser.

Napoleon.

Wo?

Montholon.

Du bist, o Herr,
Inmitten deiner Treuen.

Napoleon.

Wo?

Montholon.

Ein Felsensitz ....

Napoleon.

Sankt Helena?

Montholon.

Du sprachst es aus.

Napoleon.

Die Zeit ist um.
Abtrünnig werd' ich selber mir, so wie die Welt! —
Die mein annoch sich nennen, ruft herbei; ich will
Abrechnen mit dem Leben.

Montholon (die Thüre öffnend).

Tretet Alle her!

(Gefolge. Die Kinder knieen am Bette.)

Napoleon.

Daß ich geliebt bin worden, legt ihr Zeugniß ab.
Habt Dank! Ich aber scheide hin. Bald haben sie,
Mit deren Kronen ich gespielt, den Haß gekühlt.
Sie ließen uns nur unsrer Thaten Ruhm zurück.
Ihr werdet bald, aus selbsterkorner Haft erlös't,
Mein stolz durch mich gewesnes Frankreich wiedersehn
Und trauern an dem vielgeliebten Seinestrand.
O grüßt mein Frankreich, grüßet mir mein heimisch Land!
Wär' Frankreich dieser nackte, sturmgeschlagne Fels,
Ich wollt' ihn lieben.

Montholon.

Frankreich finden wir, o Herr,
Nur immerdar, wo dein geweihtes Haupt verweilt.

Napoleon.

Nicht also, mein — mein Frankreich grüßt und... meinen Sohn.
Entfernet euch; nicht sollet ihr mich weinen sehn, —
Grüßt meinen Sohn, den grausam mir entfremdeten, —
Mein Sohn, mein Sohn!

Antomarchi.

Gehorcht dem Kaiser, tretet ab!

(Napoleon ist mit verhülltem Antlitz zurückgesunken. Alle heften fragend die Augen auf Antomarchi, der unverwandt den Kranken betrachtet. Sie entfernen sich zögernd.)

Antomarchi.

(Allein bei Napoleon. Lange Pause. Er wirft sich in einen Sessel im Vordergrunde und verhüllt sein Antlitz.)

Lösch' aus, du Stern der Herrlichkeit!

(Es erscheinen Europa, Geschichte und Poesie. Napoleon streckt die Arme nach ihnen aus.)

Europa.

Napoleon!
Weltherrscher einst, in Fesseln nun Verschmachtender;
Zurück von dir nicht fordernd das vergoßne Blut,
Das theure meiner Kinder; nein, den hohen Preis,

Um welchen fließen es gesollt, erschein' ich dir.
Es rangen zwei Weltalter um die Herrschaft; du
Stiegst auf, du Schicksalsmächtiger, da ward es still;
Nicht Friede; schweigend lagen sie zu Füßen dir.
Du, Franklin nicht, nicht Washington, du hast gebaut
Vergänglich für die trunkne Lust des Augenblicks.
Du sankst, du stirbst — ich frage bang: wem beug' ich nun
Den jochgewohnten Nacken? Weh!

Napoleon.

Mein Sohn, mein Sohn!

Europa.

O hättest Freiheit du geschafft nach deiner Macht,
Noch ständen aufrecht deine Bilder, unentweiht
Von Händen, die zu heben unvermögend sind
Das dir entsunk'ne, dein gewicht'ges Herrscherschwert.

Geschichte.

Standbilder eines Mannes stürzen Knaben um,
Umsonst bemüht, zu tilgen meines Griffels Spur
Zukünft'gem Alter, schwerem Unheil aufbewahrt.

Poesie.

Zu schmäh'n, zu schmeicheln haben Knechte nur vermocht,
Jungfräulich deines Namens ist annoch mein Mund,
Hinfort geweiht zum ewigem Gesang, mein Held!

Europa.

Ihr Griffel, ihre Lyra, meine Thränen, die
Der eig'nen Schmach ich weine; rückgewendet dies
Hienieden. — Jenseits ...? Kaiser auf!
Der Schleier reißt!

(Napoleon stirbt, die Erscheinungen verschwinden. Bei dem Ausathmen Napoleons erhebt sich Antomarchi schnell und tritt zu dem Todten, den er lange betrachtet; er geht sodann nach der Thür. — Montholon und das Gefolge kommen ihm entgegen.)

Montholon.

Der Kaiser?

Antomarchi.

Weint! Das war er! Länger zügelt nicht
Die bleiche Furcht, von diesem Kerker aus, die Welt.
Verbeugt vor dem euch, der ihn schlug;
— zerstreuet euch,
Das Liebesopfer eures Lebens ist erfüllt!

(Montholon hat den Kaisermantel über die Leiche ausgebreitet, der Abt ein Kruzifix darauf gelegt; Alle weinen. Zwei englische Offiziere dringen ein. Der Vorhang fällt.)

Chamisso.

B. Eigentliche dramatische Dichtungsarten.

§ 40. Drama im engeren Sinne.

Ein dramatisches Gedicht, welches sich nicht ganz in die besonderen Bedingungen der Tragödie oder des Schauspiels fügt und also keine rechte künstlerische Form hat, obgleich es ihm deshalb nicht an innerem Interesse zu fehlen braucht, nennt man ganz allgemein ein Drama. Es ist darunter nichts anderes als eine ernste, dramatisch dargestellte Begebenheit zu verstehen, ein epischer Stoff, der um effectvoller Situationen willen in die Form der Gegenwart gebracht worden ist. Von der bloßen dramatisirten Begebenheit (§ 39) unterscheidet es sich aber durch das wahrhaft dramatische Leben, das in ihm herrscht. Es ist zuweilen ein Trauerspiel, welches

sich nicht zur Tragödie zu erheben vermochte.

Hedwig, von Körner; Tony, von Demſ.; Herr und Sklave, v. Zedlitz; Das Trauerspiel in Tyrol, v. Immermann (nicht innere Nothwendigkeit führt das traurige Ende herbei).

§ 41. Die Tragödie (Trauerspiel).

1) Erklärung.

Die Tragödie stellt den Kampf zwischen dem Ungewöhnlichen und Gewöhnlichen (s. § 41, 3) im Ernste des Lebens dar, also den Kampf einer ungemeinen, hohen Gesinnung gegen Etwas, was allgemeine Geltung besitzt, oder bestimmter: die Kraft eines ausgezeichneten Charakters kämpft gegen die Macht der Verhältnisse. Scheint es hiernach, als kämpfe ein Mensch nur gegen äußere Feinde, so ist dem dennoch nicht also; denn jene allgemein giltigen Verhältnisse haben auch in dem Innern dessen, der ihnen widerstrebt, eine Stimme, die ihn von dem Kampfe abzuhalten sucht, und hierdurch entsteht auch ein innerer Kampf in der Seele des Helden selbst. Zwei gleichberechtigte und doch im Gegensatze zu einander stehende Nothwendigkeiten nehmen den Menschen in ihre Mitte. — Ein hochgesteigertes Gefühl, welches in seinem Streben und Begehren nicht auf die Stimme der gewöhnlichen Klugheit und Mäßigung achtet, nennt man Leidenschaft, darum sagt man auch: die Tragödie schildert den Kampf der Leidenschaft in eines Menschen Brust.

a) Am schicklichsten zerfällt eine dramatische Handlung in 5 oder 3 Aufzüge (Akte), weil so der Stoff, die Verwickelung und Auflösung am gleichmäßigsten vertheilt werden kann. Der erste Akt (die Exposition) weiht uns in alle später noch zu entwickelnden Verhältnisse ein, indem er uns einen Blick in sie hinein thun läßt; der zweite entwickelt diese Verhältnisse weiter und läßt uns schon den Widerspruch derselben untereinander sehen; der dritte zeigt uns die Verwickelung der Umstände auf dem höchsten Punkte, das Aeußerste geschieht, und hiermit hat das Schicksal des Helden seinen Wendepunkt erreicht, man sagt: die Katastrophe tritt ein; der vierte führt uns die nächsten Folgen davon vor die Augen; der fünfte läßt die Lösung der Verwickelungen consequent aus dem Charakter der kämpfenden Mächte hervorgehen. In dreiaktigen Stücken ist Alles näher an einander gerückt; in einaktigen noch mehr, Scenen vertreten da die Stelle der Akte.

2) Der Held.

Der Held oder die Heldin einer Tragödie muß sich durch Entschiedenheit und Adel des Charakters von den gewöhnlichen Menschen unterscheiden: dies ist's, was uns für ihn gewinnt und ihm unser Interesse sichert. Ein gemeiner Mensch kann also nie ein tragischer Held werden, denn wir würden keine Theilnahme für ihn empfinden; ein vollkommener Weiser und Tugendheld eben so wenig, denn er würde nicht in Zwiespalt mit sich selbst gerathen, sich vielmehr in die Umstände zu schicken und zur rechten Zeit zu entsagen wissen. Dagegen ist der strebende Mensch, der mit Begeisterung ein erhabnes Ziel verfolgt, der mit glühendem Verlangen nach dem Besitze eines Gutes trachtet, das ihm nicht gehört, der zu bewahren trachtet, was man ihm entreißen will oder was er zu verlieren in Gefahr ist, der ein gefährdetes heiliges Recht behauptet, am geeignetsten zum tragischen Helden, gehöre er dem

Privatleben oder der Geschichte an, und sei er jung wie Don Carlos, oder ein Greis wie König Lear.

b) Die Jungfrau von Orleans z. B. unterscheidet sich von den gewöhnlichen Menschen durch ihre ideale, schwärmerische Hingebung an Religion und Vaterland (die Jungfrau von Orleans ist daher eine romantische Tragödie); — Maria Stuart durch unbeugsamen königlichen Sinn, der sich nicht erniedrigen läßt, wenn er auch niedrig behandelt wird; — Wallenstein durch einen großartigen Herrschertrieb, der durch sein Herrschtalent unterstützt und gerechtfertigt wird; — Egmont durch einen freien Sinn, der jede Aengstlichkeit und Sorge als kleinlich und beengend verschmäht; — in Erdennacht (von Raupach): Rinaldo durch republikanische Vaterlandsliebe; — im Stern von Sevilla (von Zedlitz): Ortiz durch loyales Pflichtgefühl und Unterthanentreue; — Antigone (von Sophokles) durch todesmuthige Schwesterliebe.

Die Jungfrau von Orleans und Wallenstein streben nach einem hohen Ziele: Befreiung des Vaterlandes, Erwerbung eines Königreiches; Maria Stuart, Egmont, Rinaldo, Ortiz und Antigone werden dadurch unglücklich, daß sie zu bewahren suchen, was man ihnen entreißen will oder was sie in Gefahr sind zu verlieren: königliches Recht, Unbefangenheit im Handeln, die Republick, Gehorsam gegen die erkannte Pflicht, das Recht, einem Bruder den ewigen Frieden zu geben. — Fehlerhaft ist dagegen der Held in König Saul, von Gutzkow (vergl. S. 29, 229), eingeführt; denn wir sehen ihn schon Anfangs von Gewissensbissen gequält; er ist kein strebender Mann, der im kühnen Unternehmen zu weit geführt wird, sondern er entwickelt innerhalb der Tragödie bloß Widerstand; er ist ein sich wehrendes Passivum, eine matte Figur, obgleich der Verfasser ihn als einen Haudegen hingestellt hat. Sollte Saul ein tragischer Held werden, so mußte vor unsern Augen sein Streben, die Herrschergewalt unabhängig von den Priestern zu machen, weit mehr hervortreten und er als Opfer dieses Kampfes fallen, weil er seine Hände nicht rein erhalten hatte. Wo aber soll das Interesse für einen schon gefallenen, ohnmächtig ringenden Helden herkommen?

Hiermit soll jedoch nicht gesagt werden, daß der Held frei sein müsse von jeder menschlichen Schwachheit. Man vergleiche nur den Prinzen von Homburg, von H. v. Kleist: da Alles vor ihm zusammenbricht, verliert auch er allen Muth und beginnt in echt menschlicher Lebensliebe und Feigheit ganz niedrig zu fühlen, bis er sich selbst verachtet, sich die edleren Stimmen seines Innern wieder geltend machen und er in schwer errungenem Siege sich ideal erhebt. (Vgl. Tiecks dramaturg. Blätter.) Auch König Lear, von Shakespeare, ist nicht von tadellosem Charakter: er ist bei all seinem Königsgefühle und Königswillen doch auch ein schwacher Mensch, welcher einerseits so weich ist, daß ihn Schmeicheltöne mit Leichtigkeit umgarnen, und andererseits (Extreme berühren sich) so despotisch hart, daß er in leidenschaftlicher Hitze den treuen Diener und die schlecht und recht fühlende, aufrichtige Tochter verbannt (vgl. S. 225 f.). Grade dadurch, daß menschliche, natürliche Schwachheiten mit einem erhabenen Sinne und großen Gefühlen gepaart sind, entstehen tragische Geschicke. — Verfehlt ist jedoch der Charakter des Uriel Acosta, von Gutzkow; denn nachdem der Held dem Aberglauben und der geistlichen Beschränktheit Trotz geboten hat, unterwirft er sich ihr dennoch; und er fällt nicht einmal wegen veränderter Ueberzeugung von seinem früheren Sinne ab, sondern er verleugnet seinen Geist. Thut er

das um seines Herzens willen, so ist er zwar ein guter Sohn und Bräutigam, aber nicht ein tragischer Charakter.

3) Konflikt mit den Verhältnissen.

Diese edle Individualität des Helden, sein ausgezeichneter, ungewöhnlicher Charakter, der keineswegs immer in dem Sinne edel zu sein braucht, in welchem dies Wort gewöhnlich genommen wird, sondern der sogar ein von der Natur mit hohen Gaben ausgerüsteter Verbrecher sein kann (Karl Moor, Richard III.), geräth mit seinen besonderen und eigenthümlichen Verhältnissen in einen Widerspruch; dies zeigt uns der Dichter in den ersten zwei Akten.

c) Die Jungfrau von Orleans geräth durch ihre Hingebung an das Ueberirdische in einen Widerspruch mit der irdischen Weiblichkeit, die ihre Bestimmung in Liebe und in Thaten der Sanftmuth findet, während sie der Liebe entsagt und sogar mit eigner Hand ohne Erbarmen Menschen tödtet; — Maria Stuart mit ihrem ungebeugten königlichen Sinne und Stolze geräth in einen Widerspruch mit den Verhältnissen einer Staatsgefangnen, die, wie Elisabeth will, durch die Gefangenschaft gedemüthigt werden soll; — Wallenstein — mit seiner Stellung als Feldherr, also mit seiner Unterthanenpflicht, welche Gehorsam von ihm fordert; — Egmont — mit dem lauernden Mißtrauen des Königs und Alba's, der überall Empörung wittert; — Rinaldo — mit den Gefühlen eines Sohnes gegen seinen Vater, welche Verschwiegenheit verlangt hätten; — Ortiz — mit seiner Liebe für Freund und Braut, die hier die Ablehnung des königlichen Gebotes forderte; — Antigone — mit den Staatsgesetzen, welche die Bestattung verbieten.

4) Das Uebergreifen der idealen Richtung.

Dennoch macht dieser Widerspruch zwischen Gesinnung und Umständen den Helden nicht in seinem hohen Wollen irre; er kämpft vielmehr in sich selbst die abmahnende Stimme nieder und läßt sich von der nahe genug liegenden Klugheit nicht abrathen, sich nicht von seiner Höhe herabziehen; denn sein Charakter ist ja nicht willkürlich von ihm angenommen, sondern er ist ihm von einer höheren Macht, vom Schöpfer selbst gegeben, und er muß ihm gehorchen, wenn er sich nicht selbst gleichsam geistig vernichten will (innere Nothwendigkeit). Indem er nun in seinem an sich edlen und großartigen Streben weitergeht, als für dies Erdenleben klug, oder recht, oder natürlich ist, legt er dadurch den Grund zu seinem tragischen Ende; denn die Verhältnisse, die ihn hätten hemmen sollen und die er nicht so hoch angeschlagen hat, daß er sich durch sie hätte bestimmen lassen, rächen sich an ihm, und die gewöhnliche Klugheit, die ihm umsonst Mäßigung und Beherrschung seines Triebes und seiner Gesinnung anrieth, behauptet durch die Folgen des Kampfes ihr Recht und ihre Bedeutung für das Leben in der menschlichen Gesellschaft. Konnte der Held nicht anders handeln, indem er wirklich einer inneren Nothwendigkeit gehorchte, die ihn in sein Verderben trieb, so stoßen wir hier eben nur an eines jener Räthsel des Lebens, deren Auflösung hienieden unmöglich, deren poetische Darstellung aber ergreifend ist.

d) Die Jungfrau von Orleans geht darin zu weit, daß sie sich unweiblich zu viel Festigkeit, Männern gegenüber,

zutraut, obgleich sie durch eine innere Stimme, welche Schiller gespensterhaft personifizirt hat,*) gewarnt wird: das *natürliche Gefühl* rächt sich an ihr durch die Liebe zu Lionel; — *Maria Stuart* geht darin zu weit, daß sie ihrem *königlichen Stolze* freien Lauf läßt gegen die, von der ihr Schicksal abhängt: dafür rächt sich an ihr der verletzte *gemeine* Stolz Elisabets; — *Wallenstein* darin, daß er, um seinen Herrschertrieb wenigstens mit einem Traume von Selbstständigkeit zu unterhalten, ein zu kühnes Spiel mit Verrätherei wagt: es rächt sich an ihm der bisher verachtete *Schein des Unrechts*, indem er sich jetzt durch ihn gezwungen sieht, die Verrätherei wirklich zu begehen, weil er jetzt auch ohnedies als Verräther behandelt werden würde; — *Egmont* darin, daß er in seinem freien Sinne auch dann der ängstlichen Sorge nicht Raum giebt, als sie an der Zeit wäre und er auf die ungünstigsten Umstände aufmerksam gemacht wird: es rächt sich an ihm die Nichtachtung der *gewöhnlichen Vorsicht*; — *Rinaldo* darin, daß er der unbegrenzten Vaterlandsliebe auch den Vater opfert: es rächt sich an ihm das beleidigte *Kindesgefühl*; — *Ortiz* darin, daß er der Unterthanenpflicht auch die stärksten und natürlichsten Gefühle *unbedingt* zu opfern bereit ist: es rächt sich an ihm, daß er *mehr Unterthan als Mensch* ist; — *Antigone* darin, daß sie das Gesetz des Staates nicht achtet: es rächt sich an ihr, daß sie mehr liebende Schwester, als gehorsame Unterthanin ist.

5) Das Eingreifen des Schicksals.

Zu diesem Fehltritte des Helden, wenn man das Zuweitgehen im ursprünglich- und an sich *edlen* Wollen so nennen darf, gesellt sich immer noch ein *unvorhergesehener Umstand*, der außer dem Bereiche seiner Schuld liegt, den ihm vielmehr sein *Schicksal* zur Unzeit in sein Leben einwebte. Dieses Eingreifen des Schicksals durch einen unglückseligen Umstand, der in dem Vorangegangenen allerdings *motivirt* ist, aber nun ganz unerwartet sich zu jenem sogenannten Fehltritte hinzugesellt, macht die Lage des Helden verwickelt und mißlich.

> Das Unglück treibt mich,
> Die feindliche Zusammenkunft der Dinge!
>
> Wallenstein.

Man sagt hier: die *Nemesis* tritt auf, und versteht darunter nicht das, was wir mit *Vergeltung* bezeichnen, sondern die Göttin, die bei den Griechen jenes geheimnißvolle Naturgesetz vorstellte, wonach sich *jedes Uebermaaß*, der bösen wie der guten Gefühle, rächt.

> Ist immer denn vom Uebel Uebermaaß,
> Selbst in der Tugend, in der Liebe selbst?
>
> Griseldis, von Halm.

e) In der *Jungfrau von Orleans* ist dieser Umstand jenes unerwartete Auftreten des strengen, seine Tochter von Anfang an verkennenden Vaters, der seine Fragen *gerade jetzt* an sie richtet, da sie sich ihres verletzten Gelübdes bewußt ist (auch der Donner tritt dazu, der in der

*) Der schwarze Ritter in der Jungfrau von Orleans ist der personifizirte Zweifel Johanna's an sich selbst. Er regt sich — psychologisch richtig — nachdem sie mit der Ermordung des Wallisers bei dem höchsten Punkte der in Gehorsam verleugneten Weiblichkeit angelangt ist. Gegen solche Regungen wehrt sich der Mensch, ohne sie doch besiegen zu können. Sonst sind es Regungen des Gewissens, gegen welche der Mensch sich sträubt; hier aber ist es die Regung der natürlichen Weiblichkeit. Ihr Glaube an ihre Fähigkeit, der überirdischen Bestimmung folgen zu können, ist erschüttert. Begreiflich ist es, daß in Johanna's Augen die Personifikation solchen Zweifels die Gestalt des gefallenen Talbot annimmt, der vom Dichter als der Repräsentant des Unglaubens geschildert worden ist.

Jungfrau Sinn des Himmels Stimme für sie ist und sie im Schweigen beharren läßt, weil ja Gott für sie spricht, während er in dem Sinne des Volkes des Himmels Stimme gegen sie ist.) — In Maria Stuart ist es der unzeitige Mordversuch, der, im Interesse der Heldin begangen, gerade nach dem beleidigenden Gespräche mit Elisabet desto stärker gegen sie spricht. — In Wallenstein ist es die überraschende Gefangennehmung des sonst so verschmitzten Unterhändlers, die den Verdacht gegen den Helden vergrößern muß und ihn zum wirklichen Verrathe treibt. — In Egmont ist der blutdürstige und hochfahrende Charakter Alba's, welcher gegen alle Erwartung auch selbst die Rechte des goldnen Vließes nicht achtet, der Umstand, der des Helden Freiheitsliebe so verderblich für ihn werden läßt. — In der Erdennacht ist es die nicht vorauszusehende Wortbrüchigkeit der Senatoren, die des Helden Anklage so unglücklich für den Vater und dadurch für ihn selbst werden läßt. — Im Stern von Sevilla wird des Helden Lage durch den nicht im Entferntesten geahnten Umstand so betrübt, daß gerade der Bruder seiner Braut der Mann sein muß, welcher die Majestät beleidigt hat, und den er sich verschworen hat zu tödten; — In der Antigone ist es die List der strafbedrohten Wächter, welche zur Wiederholung der That nöthigt und dadurch zur Entdeckung der Thäterin führt.

6) Unglück und Schuld.

Wir sehen den Helden zwar seiner Schuld und seinem Schicksal erliegen; aber sein Unglück ist größer, als seine Schuld. Deshalb verliert er durch sie nicht einmal unsre Theilnahme, denn für seine Schuld giebt es mildernde Umstände, die bald in der Verwickelung seiner Verhältnisse, bald aber in der innern Nothwendigkeit seines Charakters liegen; ja es ist sogar der Fall, daß der Held in unseren Augen verlieren, kleiner erscheinen, zum gewöhnlichen Menschen herabsinken müßte, wenn er seinen Fehler, sein Zuviel nicht beginge, sondern sich im Schwachheitsgefühe dem Drange der entgegenstehenden Verhältnisse unterwürfe. — In der Antigone hat z. B. Ismene nicht die geringste Anlage zu einer tragischen Heldin, weil sie sich in den Willen Anderer mit weiblicher Gesinnung fügt.

7) Das Tragische.

Der Held wird also darum unglücklich, weil er von Natur und durch sein Streben einen so hohen Sinn hat, der ihn in einen Kampf mit dem Gewöhnlichen und Gemeinen kommen ließ, und weil er in diesem Kampfe, der Stimme seines edleren Selbst folgend, in eine Schuld verwickelt, d. h. zu einer That verleitet wurde, welche gegen die gewöhnliche Klugheit oder das gewöhnliche Recht verstößt, und weil endlich sein Schicksal dieser That durch hinzutretende Umstände einen unheilvolleren Ausgang gab, als sie an sich selbst, in ihrer ursprünglichen Absicht, verdient hätte. In dieser Mischung von Schuld, die aber aus edler Naturanlage entsteht, und von Unglück, das aber nicht vorherzusehen war, besteht das Tragische, das wohl zu unterscheiden ist vom Traurigen, bei welchem letzteren nur das Unglück eine Rolle spielt, aber keine Schuld nöthig ist.

Das Gedränge von widerstreitenden Gefühlen oder Pflichten in der Tragödie ist noch nicht das Tragische selbst, sondern erst die Quelle desselben. Aus diesem

Gedränge ringt sich die freie Selbstbestimmung des Helden oder der Heldin für eine jener Pflichten, der Sieg des einen jener Gefühle, hervor. Wenn die Umstände nun so verwickelt sind, daß jeder Sieg, mag ihn die eine oder die andere Pflicht, das eine oder das andere Gefühl davontragen, von unbeglückenden Folgen für den Helden oder die Heldin werden muß; dann erst tritt das Tragische selbst in's Leben. Wählte der Held das Eine: so bliebe er in seinem Innern unbefriedigt und also unbeglückt, denn er hätte eine Stimme Gottes in seinem Herzen umsonst ihn zur Erfüllung einer heiligen Pflicht rufen lassen, er hätte ein innerlich mahnendes Gebot nicht erfüllt! Wählt er das Andere: so geht er äußerlich unter, indem er entweder sein Leben verliert, oder wenigstens sein Lebensglück zerstört, denn er ruft die ungeheure Macht der äußeren Verhältnisse gegen sich auf und will gegen einen Strom schwimmen, dessen Wogen er nicht brechen kann! Der Dichter hat in der Tragödie die Entwickelung solcher Verhältnisse darzustellen, die einen Menschen zu einem tragischen Ausgange hinführen, das Tragische selbst ist nur der Schlußpunkt seiner Darstellung, wo sich das Schicksal des Helden entscheidet. Bis zur Katastrophe stieg die Verwickelung widerstrebender Verhältnisse allmählich immer höher, noch war das tragische Ende nur zu ahnen; aber von der Katastrophe an (im 3. Akte) ist der tragische Ausgang unvermeidlich, und schneller herbeigeführt wird er noch durch jenen eintretenden Umstand (vgl. 5), d. h. durch das Eingreifen des Schicksals in das Leben des Helden.

Es zeigt sich in den Tragödien eine Verschiedenheit in der Art, wie der tragische Ausgang herbeigeführt wird, indem sich der Held nicht immer gleich unschuldig erhalten hat. Manchmal unterliegt er, weil er geradezu etwas Unrechtes ergriffen hat; seine freie That ist dann eine Abirrung vom Wege des Rechtes, und die Vergeltung ist es, welche ihn ergreift: dann kann unser Interesse an ihm nur dadurch noch aufrecht erhalten werden, daß diese Verirrung Anfangs aus edlen Kräften und verzeihlichen Antrieben, später aus dem Drängen der Umstände hervorgeht (Richard III., Wallenstein). Manchmal unterliegt der Held aber gerade, weil er das Rechte und ewig Wahre festhält, dem nur gegenwärtig zufällige, oder auch wohlbegründete Umstände feindlich entgegenstehen; er erliegt in diesem Falle der Unvollkommenheit menschlicher, irdischer Verhältnisse: dann tritt nur eine unergründliche, höhere Macht hervor, welche den Helden in solche Verwickelungen gerathen ließ, daß ihn selbst die Vollbringung des Rechten zum Untergange führen muß (Jungfrau von Orleans; Antigone; Stern von Sevilla). Zwischen diesen beiden Fällen, wo der Held aus eigner Schuld, und wo er, ohne daß es aus dem innern Werthe seiner That an sich hervorgehen müßte, leidet oder untergeht, stehen aber viele Tragödien in der Mitte, welche die eigne Schuld und das strenge Schicksal von ziemlich gleicher Einwirkung auf den tragischen Ausgang werden lassen (Maria Stuart, Egmont). — Von der Tragödie der neuern Zeit kann man, im Gegensatze zu der antiken*), im Allgemeinen sagen, daß in ihr das Prinzip vorherrsche, den Helden nicht ohne eigne Schuld bleiben zu lassen. Eine solche Auffassung des Tragischen entspricht unsern christlichen Begriffen von der Vorsehung mehr, als das Walten eines harten Verhängnisses, das auch den Schuldlosen verdirbt, um sich im Glanze einer

*) Orestes muß die Mutter tödten! der Gott hat es befohlen und hat die Unterlassung der That mit furchtbaren Strafen bedroht.

liebeleeren Macht zu zeigen. Vom zeitgemäßen religiösen Standpunkte aber kann sich der tragische Dichter nicht entfernen, da er das Menschenleben in seinem geheimen Zusammenhange mit einer unsichtbaren Macht darzustellen hat.

8) Das Erhebende der Tragödie.

Das tragische Ende des Helden, worunter nicht immer sein Tod, sondern oft nur die Zerstörung seines Lebensglückes zu verstehen ist, muß uns um so mehr betrüben, je mehr wir uns für seine edle Individualität interessirten; darum könnte es scheinen, als könne die Tragödie des Eindrucks wegen, den sie in uns zurückläßt, kein Kunstwerk sein (§ 3, 2). Wie aber Kunstwerke überhaupt nur für solche Menschen da sind, welche dabei verweilen und darüber nachdenken: so findet man bei näherer Betrachtung auch das Versöhnende und Beruhigende einer Tragödie. Denn es liegt eine erhabene, ja eine wahrhaft religiöse Schönheit und etwas tief Lehrreiches in der durch die Tragödie dargebotenen Wahrheit: daß eine ewige Gerechtigkeit auch den Reichbegabtesten und Vortrefflichsten ereilt, sobald er eine Stimme seines Busens nicht achtet, die ihm heilig oder wichtig sein sollte, und sobald er, indem er dem Triebe seines Herzens blindlings folgt, eine Schuld auf sich ladet! — Wo, wie in Maria Stuart, die innerhalb der Tragödie begangene Schuld am Ende doch zu gering ist, um den tragischen Ausgang ganz zu rechtfertigen, da läßt der Dichter auch wohl die Vergangenheit noch mitspielen und die außerhalb der Tragödie begangene Schuld in derselben mit bestraft werden; oder er zieht sogar die Zukunft mit herein, um dem tragischen Ausgange durch die Ahnung des größeren, erst durch die spätere Geschichte klar gewordenen Zusammenhanges etwas Versöhnendes zu geben (Goethe in Egmont durch den Traum im Gefängnisse). Stücke wie Uriel Acosta, von Gutzkow, können daher nicht befriedigen; denn in dem Helden hat eine edle Regung (Liebe zur Braut und zur Mutter) die andre, eben so edle (gesinnungsvolle Ueberzeugungstreue) niedergekämpft, ohne ihm Ehre zu bringen. Das ist keine mit Künstlersinn gewählte Situation: sie hat etwas Drückendes. — Auch ist es erhebend, zu sehen, wie ein Held sich ermannt und sein zwar nicht in dieser Härte verdientes, aber durch ihn selbst doch herbeigeführtes Geschick muthig und mit einer Würde erträgt, welche die Bewunderung rechtfertigt, die wir dem Adel seiner Gesinnung gezollt haben. Woher kommt ihm diese würdevolle Haltung? Von dem Bewußtsein, das ihm Nothwendige gewollt zu haben! Die Darstellung einer Tragödie ist abgerundeter, wenn sie die, durch seinen Fall nicht getrübte, innere Freudigkeit des Helden noch sehen läßt; noch abgerundeter ist sie, wenn sie auch noch zeigt, daß die Siegreichen sich innerlich niedergeschmettert fühlen, gedrückt von des Gefallenen Größe und deren Wirkungen auf die Menschen (Elisabet in Maria Stuart; Piccolomini im Wallenstein; der König im Stern von Sevilla; Kreon in der Antigone). Das ist wieder die poetische Gerechtigkeit (vergl. § 28, e). Im andern Falle, wo der Held ohne seine Schuld, ohne jene sittliche Nothwendigkeit, welche folgerecht aus einer fehlerhaften That hervorginge, dennoch unterliegt, ist es ebenfalls etwas Beruhigendes und Versöhnendes, selbst aus dem tragischen Ende des Helden oder der Heldin doch zu erkennen, daß das Gute und Erhabene den Sieg behält. Denn wenn der Held solcher Tragödien unter-

geht, so geschieht dies ja nur darum, weil er Dem gefolgt ist, was er als das Rechte erkannt hat. Möge es uns traurig stimmen, daß das Edle und Hohe auf Erden seine Heimat nicht findet, sondern statt derselben nur Kampf und den Untergang seines Kämpfers: immer ist es doch auf erhabene Weise befriedigend, zu sehen, wie ein Mensch sein Alles, Glück und Leben daran setzt, das Ideale in sich und durch sich zur Wirklichkeit zu erheben, und wie er selbst in seinem Falle noch für die Idee begeistert ist, für die er von Anfang an entbrannt war! Der Einzelne geht unter, aber die Idee siegt.

Und wär's noch nicht gescheh'n, so thät' ich's noch!

Ortiz, im Stern von Sevilla.

Mehr kann man von der Poesie doch nicht verlangen, als daß sie uns zu der höchsten Erkenntniß hinführe, die eine Menschenseele zu fassen vermag, zu der Ueberzeugung, daß das Gute, Wahre, Schöne unsterblich ist und selbst bei dem scheinbaren Untergange noch in der Siegesgewißheit rufen kann: es ist vollbracht!

9) Allgemeine Tendenz der Tragödie.

Wenn die dramatische Poesie im Allgemeinen die Lebenswahrheit darzustellen hat, daß zwischen dem Ungewöhnlichen und der gemeinen Wirklichkeit ein Widerspruch besteht (vgl. § 35, 3; 41,): so stellt die Tragödie insbesondere die Wahrheit heraus, daß nur die freiwillige Beschränkung auch der edelsten Triebe und Kräfte den ungewöhnlich begabten Menschen auf der rechten Bahn erhält, die ihn zum Glücke führt. Denn so wie ein Mensch im allzu hohen Selbstgefühle die Schranken überschreitet, welche ihm von der Vorsehung durch seine Verhältnisse gezogen sind, so ist er nicht mehr Herr seiner That, sondern sie wächst ihm über den Kopf*), sie reißt ihn fort, wohin er Anfangs nicht wollte, und wird dann vom Schicksale leicht zu einem Ausgange geführt, den er sich nicht geträumt hatte. Wie reich ist die Geschichte an solchen Beispielen! Daher giebt es so viel historische Tragödien.

10) Besondere Tendenz mancher Tragödien.

Während dies die höhere Wahrheit ist, die jeder guten Tragödie zum Grunde liegt, giebt die Einheit der Handlung oft noch eine bestimmtere Idee zur Hand, die sich mit wenig Worten ausdrücken läßt. Man nennt sowohl jene allgemeine, als diese besondere Wahrheit die Tendenz der Tragödie, und wenn es nicht gerade des Dichters bewußte Absicht war, sie darzustellen, so hat er es doch nichts desto weniger gethan, und seine Tragödie ist gleichsam nur ein Beispiel zu dieser Idee (vgl. § 28, 5).

f) So ist z. B. in der Jungfrau von Orleans gezeigt, wie die fromme Schwärmerei eines reinen Herzens unerklärlich Wunderbares zu bewirken vermag (daher auch romantische Tragödie genannt); — in der Maria Stuart: daß die unbeherrschten Triebe auch auf dem Throne unglücklich machen; denn Maria verlor darüber zuerst den Thron und zuletzt das Leben; — in Egmont ist die Unterdrückung der niederländischen Freiheit durch die spanische Gewalt-Herrschaft dargestellt (beide durch Egmont und Alba repräsentirt). Parallel mit diesem im Staatsleben gezeigten Schicksale der

*) Schön ist dies von Goethe dargestellt in der parabolischen Erzählung: Der Zauberlehrling. Vgl. S. 212.

Freiheitsliebe läuft das Schicksal der Liebe zu Klärchen: Brackenburg ist jene bürgerliche Liebe in ihrer Mittelmäßigkeit, welche etwas Entscheidendes weder thut, noch leidet und darum auch ihren Preis nicht gewinnt — wie es die Bürger von Brüssel mit ihrer Liebe zur Freiheit halten; Egmont ist ein ganzer Mann, weshalb er Klärchens Gegenliebe erlangt, wie er auch ganz im Besitze der Freiheit ist; aber weil er sorglos sie zu schützen versäumt, verliert er Alles, und mit ihm stirbt Klärchen, wie die Freiheit stirbt. — Im Stern von Sevilla wird die Loyalität verherrlicht. — In der Antigone ist gezeigt, welches Leid aus starrer Unnachgiebigkeit hervorgeht. — Im Uriel Acosta, von Gutzkow, ist der Sieg des Herzens über den Geist gezeigt (aber nicht wie dieser Sieg zum Segen oder zum ruhmvollen Untergange, sondern wie er zum unehrenhaften Verderben führt: — keine schöne Wahrheit). — In Agnes Bernauer, von Hebbel 1855, wird uns der Konflikt des Herzenslebens mit den Rücksichten auf die äußere Lebensstellung ergreifend vor die Augen gestellt, und es wird uns gezeigt, daß ein Fürst nicht ein bloß subjektiv fühlender Mensch sein dürfe, daß sein Beruf ihm vielmehr die Unterdrückung des eigenen Gefühles zuweilen gebiete. Dieses Schauspiel ist die beste Bearbeitung dieses schon öfter dramatisirten Stoffes. — Im Herzog von Athen, von Jos. Rank 1854, ist die Tendenz eine parteiisch-subjektive, nicht eine allgemein anerkannte Wahrheit (§ 28, 5), nämlich daß die bürgerliche Republik die beste Regierungsform sei. Der Dichter schildert zu diesem Zwecke den Mann, der sich zum Monarchen erheben will, als den schändlichsten Charakter, den Adel als unbedeutend in jeder Beziehung, läßt die Erbärmlichkeit des Volkes nur schonungsvoll in der Ferne sehen, stattet aber dagegen die Bürger mit allen Vorzügen reichlich aus und schweigt von dem Kleinlichen und Engherzigen, das in diesem Stande zu finden ist und das größere Menschenkenner in ähnlichen Fällen nie mit in die Wagschaale zu legen vergessen haben, wie Shakespeare im Julius Cäsar, Goethe im Egmont, Grabbe im Hannibal.

11) Kurzgefaßte Erklärung der Tragödie.

Fassen wir kurz zusammen, was wir bisher über den Gang einer Tragödie angeführt haben, so müssen wir die Erklärung derselben auf diese Weise geben: die Tragödie zeigt uns in einem Charakter Kräfte, welche ursprünglich edel, durch den Widerspruch des äußeren Lebens in ihrer freien Entwickelung aufgehalten, aber nicht unterdrückt werden, im Widerstande vielmehr wachsen. Durch konsequentes Streben nach innerlich nothwendiger Entfaltung werden sie endlich sogar zur Verletzung eines Gesetzes hingerissen, eines Gesetzes, das auf naturgemäßen oder konventionellen Rechten beruhte. In Folge dieser Verletzung die Nemesis, die Rächerin jedes Uebermaaßes herbeiführend, nehmen sie, im allzukühnen Unternehmen scheiternd, ein tragisches Ende.

12) Einzelne Forderungen an die Tragödie.

Die Tragödie bedarf zur Erreichung ihres Zieles ein Bruchstück aus dem Leben, worin sich ihre Handlung zutragen kann, sei es auch nur ein einziger Tag. Mißlich ist es, zwischen einzelnen Auftritten einen längeren Zeitraum verfließen zu lassen (Shakespeare); doch kann es in den Zwischenakten leicht geschehen. Der Dichter wählt dazu gern eine drangvolle Zeit aus dem Privat- oder Staats-

leben eines ausgezeichneten Menschen. Am gewöhnlichsten bewegt sich die Handlung auf den Höhen des Lebens, unter hochgestellten Menschen: theils weil eben nur großartige Verhältnisse geeignet sind, großartige Gefühle und Bestrebungen hervorzurufen, theils weil innere Größe schicklich auch von einer äußeren repräsentirt wird, theils auch, weil die Verhältnisse hochgestellter Menschen und ihre reicheren Mittel dem Dichter erlauben, sich über manches Kleinliche hinwegzusetzen, ohne dadurch in's Unwahrscheinliche zu verfallen. Häufig wählt der Dichter den Stoff der Tragödie, den man, kurz erzählt, die Fabel des Stückes nennt, aus der Weltgeschichte. Diese große Lehrerin der Menschheit bietet, wie für das Epos und den Roman, so besonders auch für die Wahrheit der Tragödie reichlichen Stoff dar, doch gilt auch hier, daß man vom Dichter nicht historische Treue fordern darf (§ 3, b).

Die Personen müssen bei innerer Wahrheit, insofern nämlich das Leben wirklich solche Charaktere aufweist, bestimmt und deutlich gezeichnet sein und überall sich gleich bleiben, auch müssen sie sich in Thaten und Worten selbst darstellen und dürfen nicht bloß beschrieben werden. Ein großer Fehler ist es, wenn Personen aufgenommen werden, die nicht nothwendig sind, weil sie nicht in die Entwickelung der Handlung eingreifen. Hat man doch selbst Goethe vorgeworfen, daß Arkas in der Iphigenie überflüssig sei, obgleich mit Unrecht; denn Arkas ist es, dessen treue Worte in Iphigeniens schwankender Seele den Entschluß hervorrufen, wahr zu bleiben (vgl. Akt 4, Scene 3).

Die Sprache der Tragödie ist dem Inhalte gemäß edel und voll kräftigen Lebens, im Einzelnen charakteristisch für die sprechende Person; auch ist es angemessen, daß man sich der gebundenen Rede bediene. Seit Lessings Nathan der Weise (1779), obgleich schon früher von Brawe und Weiße der Anfang gemacht worden war, ist der (englische) fünffüßige Jambus als dramatischer Vers an der Stelle des bis dahin herrschenden und nur kurze Zeit von der Prosa verdrängten Alexandriners angenommen worden. Nur in Lustspielen ist manchmal noch der Alexandriner gebräuchlich. Bd. 2, S. 235. Unedel und unpoetisch ist eine Sprache, welche sich nicht scheut, Ausdrücke wie die folgenden aufzunehmen: „stinkend liegt der Schächer da“ — der gefallene König ist damit gemeint; „ranziges Oel“ — Samuel selbst spricht so vom heiligen Salböle; Jemand etwas „anstreichen“ — so viel als vergelten (König Saul, von Gutzkow).

Aus dem Gesagten geht auch hervor, daß die Tragödie in jeder Hinsicht eine der großartigsten und schwierigsten Dichtungsarten ist, weshalb es auch nicht viel gelungene giebt. Schon die Wahl eines geeigneten Stoffes, die kunstgemäße Gestaltung desselben zur Einheit, seine Vertheilung in Akte und Scenen, die ungezwungene Herbeiführung interessanter Situationen, das rechtzeitige Eintreten der Ereignisse, die zeitige und naturgemäße Motivirung dessen, was in späteren Akten geschieht u. s. w., erfordert das durchdachteste Studium, und wie viel Menschenkenntniß und Darstellungsgabe gehört dazu, die Wechselwirkung zwischen den Gesinnungen der Menschen und ihren äußeren Verhältnissen nicht erzählend, wie im Romane, sondern in lebendiger, gegenwärtiger Handlung darzulegen, so daß man einen Charakter im Drange des äußeren und inneren Lebens wie eine Blüthe sich entfalten sieht! — Eine wahre Tragödie wird daher stets nur von einem Dichter ausgehen, der eben so großartig, als

scharfsinnig zu erkennen, eben so tief, als richtig zu fühlen vermag. Wie fehlt es hieran selbst in dem sonst so schönen Trauerspiele: Uriel Acosta, von Gutzkow! denn die Braut betrügt vor Gott ihren angetrauten Gatten, um ihrem Vater das Geld desselben zu verschaffen. Das ist, so lange ein guter Zweck nicht schlechte Mittel heiligt, eine traurige Mischung von Edelmuth und Gemeinheit und steht einem idealisirten, tragischen Charakter übel an.

Wird durch irgend eine poetische Produktion die alte Vorstellung gerechtfertigt, vermöge deren der Gott der Dichtkunst zugleich der Gott der Weisheit ist, so ist es durch die Tragödie.

13) Zur Vergleichung des Epos, des Romanes und der Tragödie.

1) Das Epos, der Roman und die Tragödie haben das miteinander gemein, daß sie das Eingreifen einer höheren Macht in unser Leben darstellen: aber das Epos stellt dies im großen Völkerleben dar, so weit es der Sage angehört; der Roman nimmt das beschränktere gesellige Leben der Menschen dazu, das sowohl Privatleben geblieben, als auch zum Theil geschichtlich geworden sein kann; die Tragödie bewegt sich in derselben Sphäre, wie der Roman, wenn sie auch nur eine viel kürzere Zeit zur Entwickelung bedarf.

2) In allen drei Dichtungsarten ist ferner der Held — ein ungewöhnlich begabter Mensch, der durch seine idealisirten Eigenschaften unsere Theilnahme erregt: aber im Epos ist er ein in sich selbst einiger und entschiedener Mann, der zuletzt als Sieger dasteht; im Romane ein noch nicht ausgebildeter, in sich unklarer Jüngling oder eine Jungfrau, erst zuletzt zur Reife und Entschiedenheit, wie zu einer sichern Stellung im äußeren Leben, gelangend; in der Tragödie ein zwar entschiedener und reifer, aber in Betreff einer einzelnen That halb frei, halb gezwungen handelnder und dabei seine Kräfte überschätzender Charakter, der zuletzt unterliegen muß.

3) In allen drei Dichtungsarten ist das Leben des Helden ein Kampf: aber im Epos kämpft er, fern von allem inneren Zwiespalt, nur gegen äußere Feinde, und er steht in diesem Kampfe nicht allein da, sondern es ist wesentlich, daß er von helfenden Freunden und Genossen umringt wird; im Romane kämpft der Held zwar auch gegen äußere Feinde und feindliche Umstände, aber er verfolgt nicht voll Plan und Größe ein festes Ziel, wie im Epos, sondern verhält sich mehr passiv, wird mannigfach bewegt und von Andern bestimmt und geleitet; in der Tragödie kämpft der Held gegen eine unsichtbare Macht, gegen die Macht der Verhältnisse an, und nicht ohne inneren Zwiespalt, den er allein auskämpfen muß.

4) In allen drei Dichtungsarten treten bedeutende Nebenpersonen auf, welche das Geschick der Hauptperson herbeiführen helfen: aber im Epos sind die Charaktere derselben der bloßen Naturkraft entnommen, insoweit sich dieselbe im Menschen ausdrückt, es sind also natürliche Menschen voll Kraft, List, Treue, Falschheit und anderer einfacher Eigenschaften; im Romane gehören sie der Bildung irgend einer Zeit an, konversationelle Gewandtheit, gesellige Feinheiten und Ränke, wissenschaftliche Bildung, ein oft wunderlich aus edel und unedel gemischter Charakter ist ihnen eigen, weil der Roman überhaupt nur ein Produkt des durch gesellschaftliche Bildung und ihre Einflüsse bewegten Lebens ist; in der Tragödie erheben sie sich gern zu Symbolen für eine ganze Gattung von Charakteren

(vgl. § 5, 3), zu Repräsentanten gewisser Stände, gewisser Ideen (man vergleiche z. B. die Charaktere aus dem Volke in Goethe's Egmont — jeder einzelne ein ganzes Geschlecht): sie verlieren dadurch diejenige Individualität, welche einen Einzelnen von jedem andern Menschen unterscheidet, welcher Unterschied aber oft nur in etwas Zufälligem liegt und keineswegs immer aus begründeter innerer Nothwendigkeit hervorgeht oder der Menschennatur angehört (vgl. S. 39, III.).

§ 42. Abart der Tragödie.

(Schicksalstragödie.)

Wenn in einer Tragödie die Idee vorwaltet, daß das Loos eines Menschen schon vor seiner Geburt vorausbestimmt sei und er durch seine Bemühungen, demselben zu entfliehen, ihm nur desto sicherer entgegengehe: so nennt man sie eine Schicksalstragödie. Jene Vorherbestimmung ist des Helden Schicksal (fatum), das ihn ereilt, wenn er auch noch so schuldlos und edel handelt. Die sittliche Freiheit, diese erhabene Würde in dem schwachen Menschen, findet bei dieser Vorstellung keinen Raum; der Held leidet unschuldig, er trägt die Strafe für die Schuld Anderer. Solchen Tragödien fehlt alles Erhebende und Versöhnende, und sie lassen durchaus einen niederschlagenden Eindruck zurück; denn es ängstigt das Gemüth, einen hohen Charakter ungeachtet alles edleren Strebens dennoch einem dunkeln Verhängnisse zur Beute werden zu sehen, und glauben zu müssen, daß ein unversöhnliches Schicksal auch die Unschuldigen vernichtet, selbst wenn kein innerer Grund solcher Vernichtung etwa in der unedlen Gesinnung des Helden, sondern nur der äußere Grund vorhanden ist, daß des Helden Vater oder Mutter gesündigt hat. Wir stehen nun einmal auf dem christlichen Standpunkte und können deshalb nichts für Wahrheit halten, was wir in einem Widerspruche mit der Vorsehung finden (vgl. § 4, e), die wir eben so liebevoll als gerecht erkennen und die also Niemanden zur Sünde gleichsam zwingt, um längstvorherverkündigte Strafen an ihm vollziehen zu können. Es fehlt also den Schicksalstragödien die höhere Lebens-Wahrheit, so schön und kunstvoll sie auch sonst äußerlich in Anlage und Sprache erscheinen mögen. Sie sind erst ein Produkt der neueren Zeit; denn die Tragödien der Alten (Griechen) sind in einem andern Sinne Schicksalstragödien: der Unglückliche ist in ihnen nicht ohne eigne Schuld, die er im Zustande moralischer Freiheit begangen und die als Mangel an weiser Mäßigung erscheint.

Wenn aber die Alten das Loos eines Menschen auch vorausverkündigt sein ließen, und der Held der Tragödie durch seine freie That dies gleichsam als Fluch vorausverkündigte Loos nun selbst herbeiführte und zur Wahrheit machte (Oedipus, Orestes), so vertrug sich das mit der religiösen Ansicht der Griechen; denn der Fluch des dunkeln Schicksals und die Verkündigung desselben fanden Anerkennung im Glauben des Volks. S. 253 f. Uns aber fehlen jene mythischen Organe einer erzürnten Gottheit (Orakel, Seher), welche den Fluch der Götter auszusprechen berechtigt erscheinen könnten. So ist es denn ein verfehltes Bestreben, dem kein Volksglaube entgegenkommt, wenn z. B. Müllner eine Zigeunerin (in der Schuld) und die mystische Gewalt dämonischer Mächte (in der Albaneserin) an die Stelle griechischer Orakel und Seher stellen will.

a) Von Zacharias Werner: Der vierundzwanzigste Februar; von Ad. Müllner: Der neunundzwanzigste Februar, Die

Schuld, Die Albaneserin; von Grillparzer: Die Ahnfrau; von Hölzl: Die Grafen Osinsky; von Otto Ludwig: Der Erbförster. — Hettner in seinem Buche über das moderne Drama S. 112 zieht auch romantische Schauspiele hierher, sobald sie nur das wunderbar Unerklärliche im Wesen eines Menschen zu mystisch behandeln, wie Heinrich. v. Kleist im Käthchen von Heilbronn, oder den Zufall zu sehr walten lassen.

§ 43. Das Schauspiel.

1) Die den Ernst des Lebens darstellende dramatische Dichtung heißt zuweilen auch Schauspiel: 1, wenn der Charakter des Helden von der Art ist, daß er seine zum Unglück führende Richtung verlassen und eine andere einschlagen kann, die zum Heile führt, ohne daß er dadurch an poetischem Interesse verliert. Des Helden Unglück bereitende That geht dann zwar aus dem Drange der Umstände hervor, aber nicht aus der innern Nothwendigkeit eines nur für eine solche Handlungsweise geschaffenen Charakters, wie es bei der Tragödie der Fall war, und dies ist der Hauptunterschied dieser Gattung von Schauspielen von der Tragödie. Doch ist nicht zu vergessen, daß der Held eines solchen Schauspiels auch dann nicht zum tragischen Helden geeignet wäre, wenn er auf seinem eingeschlagenen Wege verharrrte; denn es fehlt ihm einmal das innere göttliche Gesetz des Handelns. Das Schauspiel gewinnt einen erfreulichen Ausgang, weil der Held in seiner zwar nicht unedlen, aber verderblichen Richtung nicht weiter fortschreitet, sondern umkehrt. Solche Schauspiele sind z. B. Die Geschwister, von Leutner; Die Fürstenbraut, von Amalie von Sachsen; Werner, von Gutzkow; Ottfried, von dems.; Agnes Bernauer, von Hebbel.

Die dramatische Dichtung heißt ein Schauspiel: 2. wenn der Held mit seiner idealen Willensrichtung glücklich zum Ziele dringt, also seine Macht über die feindlichen Verhältnisse so groß ist, daß er sie zu besiegen weiß. Von der Tragödie unterscheidet sich das Schauspiel in diesem Falle nicht nur durch den glücklichen Ausgang, sondern vorzüglich dadurch, daß die ideale Richtung des Helden nicht gegen ewige Gesetze des Rechtes und des menschlichen Gefühls, sondern gegen das Unrecht oder gegen nur zufälligen Widerstand ankämpft. Solche Schauspiele sind Wilhelm Tell, von Schiller, und Iphigenie, von Goethe, in welcher letzteren gezeigt wird, daß Unschuld und Wahrheit mehr vermögen, als List (Pylades) und Gewalt (Orestes, Thoas), indem die Unschuld durch sanfte Ueberredung und göttliche Schönheit unwiderstehlich wird; oder auch: wie Reinheit des Herzens den alten Fluch versöhnt. Bd. 2, S. 343 f.

Die dramatische Dichtung heißt Schauspiel: 3. wenn sie nur überhaupt eine einheitvolle interessante Begebenheit voll dramatischen Lebens darstellt, insofern dieselbe einer drangvollen Zeit angehört und in den Ernst des Lebens einschlägt. Besonders gehören hierher die historischen Schauspiele, wie Götz von Berlichingen, von Goethe und unbedeutendere, wie: Der Tagesbefehl, von Töpfer; der Herzog von Athen, von Rank. In diesem Falle schließt das Schauspiel auch komisches Element nicht aus, und kann sich in manchen Theilen selbst zum Lustspiele hinneigen (Shakespeare), so traurige Dinge auch wiederum vorkommen können, wie denn überhaupt nicht der Tod dieser oder jener Person aus dem Schauspiel eine Tragödie machen kann. Das Wort Tragödie ist mit

Trauerspiel keineswegs erschöpfend ausgedrückt.

a) Fehlerhaft ist es, wenn die Rettung des Helden durch einen deus ex machina (vergl. § 16, b) herbeigezogen wird, der plötzlich Alles gut machen muß, was der Held verdorben hat oder nicht bewerkstelligen kann. Als ein deus ex machina erscheint z. B. in den Geschwistern der Fürst, der die Verwirrung der Verhältnisse mit einem Machtspruche löst.

2) Bürgerliches Schauspiel nennt man diese ernsten dramatischen Dichtungen, wenn die Begebenheit dem bürgerlichen Familienleben entnommen ist. Wie aber die Verhältnisse eines solchen Lebens beschränkt und klein sind, so ist es auch den wenigsten dieser Schauspiele gelungen, sich zur wahren Poesie zu erheben, sie sind nur Schilderungen aus dem gewöhnlichen Leben in dramatischer Form geblieben. Zu den besten gehören von Goethe: Die Geschwister; von Gemmingen: Der deutsche Hausvater; von Iffland: Die Jäger. Vorzüglich Iffland und Kotzebue haben sich in dieser Art von Schauspielen ohne höhere Poesie und Kunst hervorzuthun gesucht; Gutzkow dagegen hebt sie zur wahren Poesie heraus in Herz und Welt. — Man hat auch bürgerliche Tragödien, z. B. Kabale und Liebe, von Schiller. Das erste bürgerliche Trauerspiel in Deutschland ist von Lessing: Sara Sampson 1748.

„Unser soziales Leben trägt in seinem Innern so viel Verkehrtes und Ungöttliches, das doch ein historisches Recht erlangt hat, daß es an tragischem Stoffe nicht fehlen kann."

Deutsche Jahrb. 1841.

§ 44. Die Komödie (Lustspiel).

1) Denselben Kampf eines von Natur mit liebenswürdigen Eigenschaften ausgerüsteten Charakters gegen widerstreitende Verhältnisse, oder den Zwiespalt eines Menschen mit sich selbst, den die Tragödie im Ernste des Lebens darstellt, führt uns das Lustspiel in heitern Bildern vor die Augen.

In der Tragödie geht der Held unter: die Macht der Verhältnisse, gegen die er kämpfte, trägt den Sieg davon; in der Komödie dagegen siegt der Held, die feindlich sich entgegenstellenden Umstände aber müssen weichen und nachgeben (daher der Ausdruck, die Komödie sei eine umgekehrte Tragödie). Dies wird dadurch möglich, daß die feindlichen Verhältnisse nicht großartig das göttliche Recht und die Macht der öffentlichen Meinung repräsentiren, sondern in der Herzens- oder Geistesschwäche eines oder weniger Einzelnen bestehen, und daß der Held nicht über die Schranken des gewöhnlichen Lebens hinausstrebt, sondern gerade ganz im Geiste desselben handelt und nur gegen ungewöhnliche Engherzigkeit oder Thorheit ankämpft. Dieser Kampf wird daher auch nicht mit großartigen Kräften, deren es dazu nicht bedarf, sondern mit List und Gewandtheit geführt; das ernste Schicksal wird nicht mit hinein verflochten, es tritt höchstens als neckender Zufall auf. Die Lösung der entstandenen Verwickelungen beruht auf Nachgiebigkeit oder Ueberlistung der feindlich gesinnten Personen, nicht auf dem Untergange eines Menschen oder seines Glückes. Die Sphäre, in welcher sich das Lustspiel bewegt, ist das gesellige Leben. — Es kann jedoch auch der Fall sein, daß der Held unterliegt, wie in der Tragödie, und die Gewöhnlichkeit den Sieg über sein ungewöhnliches Trachten davonträgt, wie dort; aber dann gibt sein Unterliegen ihn der Welt und dem Vernunftleben erst wieder, weil sein ungewöhnliches Streben oder Verlangen etwas Ueberspanntes war. Dieser scheinbar tra-

gische Ausgang hat also ebenfalls etwas Heiteres und Befriedigendes.

a) Zu diesen zuletzt erwähnten Lustspielen gehören z. B.: Donna Diana, aus dem Spanischen des Moreto; Freien nach Vorschrift, von Töpfer; Kritik und Antikritik, von Raupach; Valentine, von Freitag.

2) Je nachdem in einem Lustspiele das Komische vorherrschend in der List und Gewandtheit liegt, womit der glückliche Ausgang herbeigeführt wird, oder in dem Kontraste, den die verschiedenen Charaktere theils im Vergleiche zur praktischen Wirklichkeit des Lebens, theils unter einander selbst bilden, nennt man es auch wohl entweder ein Intriguenstück, oder im letztern Falle ein Charakterlustspiel. Meistens ist beides vereinigt.

b) Zu den Ersteren gehören z. B. die Lustspiele von Adolf Müllner, zu den Letzteren die von Töpfer und Bauernfeld; komische Charaktere und Intrigue vereinigt findet man in den Lustspielen von Raupach, Feldmann, Benedix.

3) Das Lustspiel ist auch ganz besonders dazu geeignet, ein Gemälde seiner Zeit zu geben; denn indem es dem geselligen Leben angehört, bewegt es sich in den Ideen und Sitten der Gesellschaft und ist ein Spiegel ihrer Denkungs- und Gefühlsweise. Es entbehrt in diesem Falle nicht selten der Einheit der Handlung, läßt mehrere gleich bedeutende Charaktere auftreten und dieselben ihre verschiedenen Interessen verfolgen. Da auch diese sich nicht einmal immer durchkreuzen, sondern friedlich nebeneinander hingehen, so entsteht oft auch nicht einmal eine rechte Verwickelung. Es entbehrt in diesem Falle oft der Handlung, des dramatischen, oder vielmehr des theatralischen Lebens, und entwickelt sich mehr durch Gespräche; man nennt es deshalb auch wohl ein Conversations-Stück.

c) Hierher gehören besonders die Lustspiele von Bauernfeld, die zum Theile solche dramatische Gemälde unseres geselligen Lebens sind. Kunstgemäß in einen begrenzenden Rahmen gefaßt, der die Einheit herstellen soll, ist ihnen ungeachtet der modernen Frivolität, die hier und da durchscheint, doch im Ganzen der Charakter deutscher Gemüthlichkeit aufgeprägt.

4) Solche Lustspiele haben oft Gelegenheit, die Irrthümer ihrer Zeit im Gemälde derselben darzustellen und lächerlich zu machen, werden also leicht satirisch; ja, da es das Lustspiel überhaupt mit den Schwächen und Verirrungen des menschlichen Herzens und Verstandes zu thun hat, so ist es seiner ganzen Anlage und Natur nach — satirisch.

Lustspiele, welche nur solche Verirrungen zum Gegenstande haben, die für ihre Zeit charakteristisch sind, machen in der Gegenwart den größten Effekt, werden aber in spätern Zeiten an Interesse verloren haben, wogegen solche Lustspiele, welche sich mit den Schwächen und Irrthümern beschäftigen, die der menschlichen Natur überhaupt angehören, zu allen Zeiten interessant sein werden, weil die menschliche Natur immer dieselbe bleibt, und also dieselben Verirrungen hier und da immer wieder auftauchen.

d) Zu diesen satirischen Zeitspiegeln gehört ein großer Theil der Lustspiele von Kotzebue, die nur leider oft gar zu frivol sind, d. h. auch solche Dinge mit Spott verfolgen und lächerlich machen, welche vielmehr Achtung und Schonung verdienen.

5) Als Mittel, dessen sich das Lustspiel bedient, ist vorzüglich der Kontrast zu betrachten. Er besteht zum Theil in überraschenden Begebenheiten, welche einen Gegensatz zu dem bilden, was man er-

wartete, theils in originellen Ansichten und Einfällen, die von dem Gewöhnlichen auf überraschende Weise abweichen, theils in persönlichen Eigenthümlichkeiten, welche als Verirrung oder Schwäche des Geistes und Gefühles erscheinen und also manche Blöße geben, die von andern Personen benutzt wird, um gewisse Zwecke zu erreichen. Der Kontrast ist die Quelle alles Komischen; seine geschickte Herbeiführung, die die Grenzen der Wahrscheinlichkeit nicht überschreitet, ist bei einem Lustspiele daher das wesentlichste Erforderniß. Durch Witz, Lebhaftigkeit und gute Laune wird seine Wirkung natürlich sehr erhöht. Die Bestrebungen der einzelnen Personen durchkreuzen sich und dies führt das dramatische Leben herbei. Um den Sieg zu gewinnen, wird List und Gewandtheit aufgeboten; hierdurch finden sich, weil unvorhergesehene Umstände (in der Tragödie das Schicksal genannt) hinzutreten, sonderbare Verlegenheiten und Verwickelungen, die in der Nachgiebigkeit des dem Helden oder der Heldin feindlich Gesinnten endlich ihre Lösung finden, sei diese Nachgiebigkeit eine freiwillige oder erzwungene. — Schwierig ist es, wie im Leben, so auch im Lustspiele, das Feine, Gefällige, die leichte Anmuth auszudrücken, die, ohne gerade lautes Lachen zu erregen, eine schöne, geistvolle Heiterkeit über das Ganze verbreitet.

e) Namentlich in der neueren Zeit wird das Komische sehr oft auf Kosten der Wahrscheinlichkeit herbeigeführt, so daß man auf der Bühne das Leben häufig nicht wieder erkennt, ja die Lustspiele werden schon zu Märchen (Raupach, Raimund). Oft kann man sogar nur dann darüber lachen, wenn man auf seinen Verstand resignirt (Der artesische Brunnen ꝛc.).

6) Die poetische Wahrheit des Lustspiels, daß das Verkehrte und Irrthümliche endlich der Vernunft und Natürlichkeit weichen muß, liegt manchmal sehr verborgen und wird selbst von den Dichtern oft verkannt, indem sie dem bloßen Witze zu viel, der Vernunft zu wenig einräumen, oder gar dem Komischen zu Liebe das Unrecht, also das Unvernünftige (werde es auch durch noch so viel Verstand und Schlauheit unterstützt), über das Rechte den Sieg davon tragen lassen. Dann verschwindet die Poesie daraus, die auf der Wahrheit beruht; flüchtige Ergötzlichkeit, herbeigeführt durch gesteigerte Schilderung der gemeinen Wirklichkeit, ist dann sein höchstes Ziel.

7) Bei entschiedener Einheit der Handlung oder Bestimmtheit der Charaktere läßt sich auch aus dem Lustspiel oft noch eine besondere Wahrheit oder Idee (Tendenz) herausfinden, ohne daß sie jedoch der Dichter immer mit Bewußtsein hineingelegt haben müßte.

f) Z. B. Donna Diana: „Was gegen die Natur ist, hält sich nicht"; Das Testament, von Bauernfeld: „Auch der erfahrne Weltmann trifft auf Charaktere, die seine, Andere so leicht geringschätzende Menschenkenntniß beschämen"; Der Vater, von Demselben: „Der Vater, der aus Liebe zum Lebensgenusse seine Würde vernachläßigt, geräth in Verlegenheiten und Irrthümer mit seinen Kindern"; Nehmt euch ein Exempel dran, von Töpfer: „Die Eifersucht schafft sich erst selbst die Qual."

§ 45. Die Posse.

Bewegt sich das Lustspiel in einer niedern Sphäre und herrscht demgemäß die Derbheit des Ausdrucks und etwas Kunst- und Zwangloses in den Charakteren und Begebenheiten vor, so daß jedes feinere gesellige Element verbannt ist, so nennt

man es eine Posse. Das Feine und Anmuthige geht bei ihr im Komischen unter. Nur gesunde Kraft entschädigt in der Posse für das, was ihr an gebildetem Ausdrucke fehlt.

Seit Kotzebue zeichnen sich in der neueren Zeit in der Posse aus: Angely, Herzenskron, Jovialis (Rapp), Raimund, Raupach, Grabbe: Scherz, Satire, Ironie u. s. w.

Musikalische Dramen.

§ 46. Die Oper, Operette.

Ist das dramatische Gedicht mit Musik verbunden, so daß diese erst recht ausdrückt, was die Dichtung nur andeutet, so heißt es eine Oper, sei der Gegenstand heiter (opera buffa) oder ernst (opera seria). In ihr werden vom Dichter natürlich solche Momente herbeigeführt, worin die Musik sich in all ihrer Macht entwickeln kann; denn die Musik ist Zweck, die Dichtkunst nur das Mittel, ihr Gelegenheit zu geben, einzutreten. Der Operndichter hat ganz in's Besondere hierauf Rücksicht zu nehmen und solche Situationen zu schaffen, welche in ihrer ganzen Bedeutung nur durch die Macht der Musik ausgesprochen werden können, weil Worte zu vorübergehend sind, als daß der Zuhörer sich in die Situation versetzen könnte. Der Ausdruck der Gefühle bedarf Zeit, wenn sie verstanden werden sollen, und nur der Musik ist es gegeben, sich im Hauptgedanken wiederholen zu können, was in der Sprache langweilig sein würde. Der Operndichter muß resigniren können, um dem Komponisten Raum zu geben; er hat nur vorzubereiten. — Mit dem Charakter der Oper verträgt es sich auch, daß noch andere Künste, namentlich der Tanz und die Malerei, mitwirken, und daß die Handlung überhaupt aus dem Romantischen in's Märchenhafte, aus dem Gebiete der Phantasie in das Phantastische übergehe; denn die zauberhafte Gewalt der Tonkunst bereitet auf alles Wunderbare vor.

Ist die Oper klein, oder spielt wenigstens die Musik nicht eine so große Rolle darin, so heißt sie eine Operette.

Auch das Oratorium ist eine Art Oper, worin nur die dramatische, poetische Charakteristik, der musikalischen gegenüber, zu wenig vertreten ist. (Vgl. S. 82.)

Die Oper führte zuerst mythologische Gegenstände auf, wobei das Recitative, als Nachahmung der musikalischen Deklamation der Griechen, die Vortragsform war. Dies geschah in den Hallen der Großen, als nach der Eroberung von Konstantinopel (1453) die Kenntniß des klassischen Alterthums in Italien aufblühte. Jacopo Peri aus Florenz und Emilio del Cavaliere aus Rom werden als die ersten Komponisten des Recitative genannt, und zwar zu Ende des 16ten Jahrhunderts. Die Gesänge waren Anfangs Intermezzi in den Zwischenakten, selbst bei Tragödien und Komödien. Die erste öffentliche Aufführung einer Oper im Theater fand zu Venedig 1637 statt, wo die Andromeda aufgeführt wurde.

§ 47. Das Vaudeville.

Sind nur einzelne Singstücke in einem Lustspiele eingelegt, namentlich bekannte Melodieen, so heißt es ein Vaudeville (Singspiel).

Nachdem schon Hans Sachs (1494 bis 1576) Volkslieder in einzelne Stücke eingeflochten hatte, brachte Jakob Ayrer († 1618) die ersten Singspiele, welche aber noch das ganze Stück hindurch nur eine einzige Melodie haben und aus 50 bis 60 Strophen bestehen. Die neueren Singspiele deuten schon durch ihren französischen Namen auf ihren ausländischen Ursprung; durch die geschickte Einflechtung ansprechender Volks-Melodieen werden sie sich jedoch überall dankbare Zuhörer zu verschaffen wissen (Goethe, von Holtei, Schneider rc.). Vgl. Bd. 2, § 44.

§ 48. Das Melodrama.

Begleitet die Musik nur eine Deklamation, oder füllt sie nur die Pausen derselben aus, so nennt man dies ein Melodrama; es ist immer ernst. Die Ballade: Der Gang nach dem Eisenhammer, von Schiller, wird z. B. nach einer Komposition melodramatisch vorgetragen. Doch nicht bloß solche lyrisch-epische Gedichte, sondern auch die Zusammenstellung einiger dramatischen Scenen, die nicht gerade ein größeres dramatisches Gedicht bilden, wird Melodrama genannt, wenn Musik sie begleitet. Solche Melodramata oder „Scenen mit Gesang" besitzen wir besonders von Herder.

Die

Dichtkunst und ihre Gattungen.

Zweiter Theil.

Zweiter Theil.

Eintheilung der Gedichte nach ihrem Charakter.

Alle die im ersten Theile erklärten Dichtungsarten sind der Poesie nothwendig: sie gehen ungesucht und ganz naturgemäß aus der großen Verschiedenheit äußerer Gegenstände und innerer Erregungen hervor. Noch ein anderer Ausdruck poetischen Lebens aber, als in den bisher erklärten Dichtungsarten, ist gar nicht denkbar; es kann keine andere Dichtungsarten mehr geben, und gäbe es deren noch, so müßten sie sich, gleich den schon genannten, doch ebenfalls der subjektiven oder objektiven Poesie unterordnen lassen (§ 5) und also entweder lyrisch, oder episch, oder dramatisch sein. Es kommt dabei auch auf den Willen des Dichters gar nicht an; denn selbst wenn er gar nicht wollte, so müßte seine Dichtung dennoch, je nach der Beschaffenheit ihres Inhaltes, eine der drei genannten Richtungen einschlagen. Wohl aber lassen sich dieselben Gedichte, welche im ersten Theile nach ihrem Inhalte eingetheilt worden sind, noch von einem andern Standpunkte betrachten. Denn jedes Gedicht hat außer seinem Inhalte noch einen gewissen Charakter, der ihm durch des Dichters subjektive Ansicht, Stimmung oder Willensrichtung mitgetheilt wird, also einen Charakter, der nicht nothwendig, sondern willkürlich oder zufällig ist, etwa wie man eine Gestalt so oder so kostümiren kann. So kann z. B. ein Gedicht ernst sein oder heiter, lehrhaft oder naiv u. s. w., und es ist dabei doch entweder lyrisch, episch, oder dramatisch. Wollten wir nun in diesem zweiten Theile die Gedichte nach ihrem Charakter eben so vollständig eintheilen, als wir es im ersten Theile ihrem Inhalte nach gethan haben, so müßten wir von erhabenen, komischen, naiven, symbolischen, allegorischen, satirischen, belehrenden und vielen andern Gedichten sprechen, ja wir müßten jeden möglichen Charakter erklären, welchen ein Gedicht durch die Subjektivität des Dichters erhalten kann. Dies ist jedoch nicht nothwendig, weil der Charakter der meisten Gedichte gar keiner Erklärung bedarf, indem der Leser schon weiß, was ernst, heiter u. s. w. ist. Wir heben daher nur einige, und zwar jene gebräuchlichen Namen hervor, womit man einige der auffallendsten Charakterzüge an einzelnen Dichtungen bezeichnet, und sprechen also nur von didaktischen, satirischen, parodirenden, travestirenden, humoristischen, allegorischen Gedichten. An Vollständigkeit ist

bei diesem **zweiten Theile** also nicht zu denken, weil sie unnöthig wäre; er enthält vielmehr von einer **möglichen** „Eintheilung der Gedichte nach ihrem verschiedenen Charakter" nur eine Auswahl derer, welche vor andern als der Erklärung bedürftig erscheinen.

Bei der nun folgenden Eintheilung ist mithin festzuhalten: 1) Die folgenden Gedichte sind in Beziehung auf ihren **Inhalt** schon im ersten Theile dieses Buches behandelt und ließen sich in irgend eine Dichtungsart einreihen: das eine als Lied, das andere als pöetische Erzählung, noch ein anderes in die dramatischen Formen. 2) Auch die **äußere Form** manches der folgenden Gedichte kann einen besonderen Namen tragen (Sonett, Stanze), und in dieser Beziehung wird von ihrer **Form** im dritten Theile dieses Buches die Rede sein. 3) Die wesentliche Bedeutung der folgenden Gedichte liegt für den Zweck dieses Buches außerhalb ihres Inhaltes und ihrer äußeren Form nur in dem **eigenthümlichen Charakter**, welchen des Dichters persönliche Ansicht, Stimmung oder Willensrichtung ihnen mitgetheilt hat.

§ 49. Das didaktische Gedicht; Lehrgedicht.

1) Es ist schon § 5, I. gesagt worden, daß die didaktische Poesie ihr wesentliches Merkmal in dem Vorherrschen des **Gedankens** besitzt. Da sie mithin zur subjektiven Poesie zu rechnen ist, so kann man sie für einen Theil der lyrischen Dichtungsarten halten, um so mehr, als ihre Gedanken oft von Gefühlen getragen oder begleitet werden. Dennoch müssen wir sie jenen Dichtungsarten zuzählen, welche sich ebensowohl mit der epischen und dramatischen, als mit der lyrischen Poesie im Einklange finden, weil ihr Merkmal weder das Gefühl selbst, noch das Erzählen, noch auch die gegenwärtige Handlung ist, sondern außerhalb dieser Formen geistiger Thätigkeit in der subjektiven Zuthat des Dichters selbst besteht, in den Gedanken, welche er einfließen läßt. Ein didaktisches Gedicht kann also zugleich ein Lied, eine Epistel, eine Ballade, ein Roman, ein Drama u. s. w. sein. Da jedoch manche Dichtungsarten geradezu als ein Beispiel, als ein Beweis, als ein Bild einer übersinnlichen Wahrheit, also eines Gedankens, auftreten, so werden dieselben auch **immer** etwas Didaktisches an sich haben, wie die Fabel, Parabel, das symbolische Gedicht. Selbst das geistliche Lied artet oft vom gefühlvollen Gesange und der frommen Erhebung zur bloß lehrhaft redenden Moral und Dogmatik aus. — Der Werth didaktischer Gedichte wird in der wahrhaft lyrischen, epischen, dramatischen Haltung, in der Tiefe, Wahrheit oder Neuheit des Gedankens, und in der natürlichen Anschmiegung des Gedankens an den gefühlvollen oder erzählenden Inhalt des Gedichtes liegen.

Dem Liebesänger.

(Lyrisch.)

1 Wenn du willst in Menschenherzen
Alle Saiten rühren an,
Stimme du den Ton der Schmerzen,
Nicht den Klang der Freuden an.

2 Mancher ist wohl, der erfahren
Hat auf Erden keine Lust,
Keiner, der nicht still bewahren
Wird ein Weh in seiner Brust.

Rückert.

Friede.

1 „Du suchest Frieden?
Friede wohnt hier!“
Hier in der Einsamkeit der Klostermauern
Soll ich mein Leben öde vertrauern?
Göttlicher Friede, wohnest du hier? —
„„Fremdling, es wohnet Zankbegier,
Unmuth hier!““

2 „Du suchest Frieden?“
Friede wohnt hier!“
Hier in der Dunkelheit verschwiegener Kreise,
Werd' ich ein Gott hier, tugendhaft weise?
Friede der Brüder, wohnet er hier? —
„„Fremdling, es wohnet Gunstbegier,
Trugsucht hier!““

3 „Du suchest Frieden?
Friede wohnt hier!“
Hier im gelehrten Hain, am Quell der Musen,
Dir, o Natur, am liebenden Busen —
Friede der Weisheit, wohnest du hier? —
„„Fremdling, es wohnet Ruhmbegier,
Zanksucht hier!““

4 Dort in der Ruhestatt der stillen Grüfte,
Unter dem Säuseln friedlicher Lüfte,
Friede des Lebens, wohnest du hier? —
„„Fremdling, im Herzen wohnt er dir,
Tief in dir!““

Herder.

Die Ameise.

(Episch.)

Ein Müßiggänger sah die Lilie
Des Feldes blüh'n, und hört' der Vögel Chor
Lobsingen. „Bin ich denn nicht mehr als sie?“
Sprach er. „Wohlan! so sei mein Leben auch
Blüh'n und Verblühen, Anschau'n und Gesang!“

Er ging zur einsam frommen Wüstenei
Und harrete auf Offenbarung. Da
Rief eine Stimme: „Schau' zur Erd' hinab.
Simplicius.“
Er sah. Ein wimmelnd Nest
Ameisen war vor ihm in lebender
Bewegung. Diese trugen eine Last,
Viel größer als sie selbst. Ein andrer Hauf
Hielt Kräutersaamen in dem Munde, fest
Wie mit der Zange. Jene holten Erd'
Herbei und dämmten ihren breiten Strom.
Die andern trugen für den Winter ein,
Und schroteten die Körner künstlich ab,
Daß ihre feuchte Wohnung nicht mit Kraut
Verwüchse. Diese hielten einen Zug:
Sie trugen einen Todten aus der Stadt.
Und keiner stört' den andern; jeder wich
Beim Ein- und Ausgang seinem Nachbar aus.
Wer unter seiner Last erlag, und wer
Die steile Straße nicht erklimmen konnte,
Dem half man auf, man bot den Rücken dar. —

Simplicius sah's mit Verwunderung,
Und sähe noch, hätt' ihm die Stimme nicht
Gerufen: „Bist du nicht viel mehr als sie?“

Und vor ihm stand ein Greis: Verlorner Sohn,
Wie? hast du keinen Vater? keine Mutter?
Und keinen Freund und Armen, dem du jetzt
Beispringen könntest? Bist vom Himmel du
Entsprossen? keinem Menschen auf der Welt
Verbunden oder werth, daß ihm ein Theil
Von dir gehöre? — Sieh' das kleine Volk
Ameisen. Jede wirket insgemein,
Und ohne Eigenthum hat jede g'nug.“

Belehret kehrt Simplicius zurück
Zur muntern Thätigkeit, und sich fortan
Im großen Ameishaufen dieser Welt
Die Gottesstadt, die (oft sich unbewußt)
Im Wirken für's Gemeine lebt und webt,
Niemand für sich, für Alle Jedermann.

Herder.

Breite und Tiefe.

1 Es glänzen Viele in der Welt,
Sie wissen von Allem zu sagen,
Und wo was reizet, und wo was gefällt,
Man kann es bei ihnen erfragen;
Man dächte, hört man sie reden laut,
Sie hätten wirklich erobert die Braut.

2 Doch geh'n sie aus der Welt ganz still,
Ihr Leben war verloren. —
Wer etwas Treffliches leisten will,
Hätt' gern was Großes geboren,
Der sammle still und unerschlafft
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.

3 Der *Stamm* erhebt sich in die Luft
Mit üppig prangenden *Zweigen*;
Die *Blätter* glänzen und hauchen Duft,
Doch können sie Früchte nicht zeugen;
Der *Kern* allein im schmalen Raum
Verbirgt den Stolz des Waldes, den Baum.

Schiller.

Gespräch.

(Dramatisch.)

1 „Und immer nur vom alten Recht?
Wie du so störrig bist!" —
Ich bin des Alten treuer Knecht,
Weil es ein *Gutes* ist.

2 „Das Bess're, nicht das *Gute* nur
Zu rühmen sei dir Pflicht!" —
Vom Guten hab' ich sichre Spur,
Vom Bess'ren, leider! nicht.

3 „Wenn ich dir's aber weisen kann,
So merk' und trau' auf mich!" —
Ich schwör' auf keinen einzeln Mann,
Denn Einer bin auch ich.

4 „Ist weiser Rath dir kein Gewinn,
Wo zündest du dein Licht?" —
Ich halt' es mit dem schlichten Sinn,
Der aus dem Volke spricht.

5 „Ich sehe, daß du wenig weißt
Von Schwung und Schöpferkraft." —
Ich lobe mir den stillen Geist,
Der mählich wirkt und schafft.

„Der ächte Geist schwingt sich empor 6
Und rafft die Zeit sich nach." —
Was nicht von innen keimt hervor,
Ist in der Wurzel schwach.

„Du hast das Ganze nicht erfaßt, 7
Der *Menschheit* großen Schmerz." —
Du meinst es löblich, doch du hast
Für unser Volk kein Herz.

Uhland.

An Goethe.

(Als er den Mahomed von Voltaire auf die Bühne brachte.)

Du selbst, der uns vom falschen Regelzwange 1
Zur Wahrheit und Natur zurückgeführt,
Der, in der Wiege schon ein Held, die Schlange
Erstickt, die unsern Genius umschnürt,
Du, den die Kunst, die göttliche, schon lange
Mit ihrer reinen Priesterbinde ziert,
Du opferst auf zertrümmerten Altären
Der Aftermuse, die wir nicht mehr ehren?

Einheim'scher Kunst ist dieser Schauplatz eigen; 2
Hier wird nicht fremden Götzen mehr gedient.
Wir können muthig einen Lorbeer zeigen,
Der auf dem deutschen Pindus selbst gegrünt;
Selbst in der Künste Heiligthum zu steigen,
Hat sich der deutsche Genius erkühnt,
Und auf der Spur des Griechen und des Britten
Ist er dem bessern Ruhme nachgeschritten.

Denn dort, wo Sklaven knie'n, Despoten walten, 3
Wo sich die eitle Aftergröße bläht,
Da kann die Kunst das Edle nicht gestalten:
Von keinem Ludwig wird es ausgesä't;
Aus eigner Fülle muß es sich entfalten,
Es borget nicht von ird'scher Majestät:
Nur mit der *Wahrheit* wird es sich vermählen,
Und seine Gluth durchflammt nur *freie* Seelen.

4 Drum nicht in alte Fesseln uns zu schlagen,
Erneuerst du dies Spiel der alten Zeit,
Nicht, uns zurückzuführen zu den Tagen
Charakterloser Minderjährigkeit.
Es wär' ein eitel und vergeblich Wagen,
Zu fallen in's bewegte Rad der Zeit:
Geflügelt fort entführen es die Stunden;
Das Neue kommt, das Alte ist verschwunden.

5 Erweitert jetzt ist des Theaters Enge,
In seinem Raume drängt sich eine Welt;
Nicht mehr der Worte rednerisch Gepränge,
Nur der Natur getreues Bild gefällt;
Verbannet ist der Sitten falsche Strenge,
Und menschlich handelt, menschlich fühlt der Held;
Die Leidenschaft erhebt die freien Töne,
Und in der Wahrheit findet man das Schöne.

6 Doch leicht gezimmert nur ist Thespis Wagen,
Und er ist gleich dem acheront'schen Kahn:
Nur Schatten und Idole kann er tragen,
Und, drängt das rohe Leben sich heran,
So droht das leichte Fahrzeug umzuschlagen,
Das nur die flücht'gen Geister fassen kann.
Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen,
Und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen.

7 Denn auf dem bretternen Gerüst der Scene
Wird eine Idealwelt aufgethan.
Nichts sei hier wahr und wirklich, als die Thräne!
Die Rührung ruh' auf keinem Sinnenwahn!
Aufrichtig ist die wahre Melpomene:
Sie kündigt nichts, als eine Fabel an,
Und weiß durch tiefe Wahrheit zu entzücken;
Die falsche stellt sich wahr, um zu berücken. —

8 Es droht die Kunst vom Schauplatz zu verschwinden:
Ihr wildes Reich behauptet Phantasie;
Die Bühne will sie wie die Welt entzünden,
Das Niedrigste und Höchste menget sie.
Nur bei dem Franken war noch Kunst zu finden,
Erschwang er gleich ihr hohes Urbild nie: —
Gebannt in unveränderlichen Schranken,
Hält er sie fest, und nimmer darf sie wanken.

Ein heiliger Bezirk ist ihm die Scene: 9
Verbannt aus ihrem festlichen Gebiet
Sind der Natur nachlässig rohe Töne,
Die Sprache selbst erhebt sich ihm zum Lied;
Es ist ein Reich des Wohllauts und der Schöne;
In edler Ordnung greifet Glied in Glied;
Zum ernsten Tempel füget sich das Ganze,
Und die Bewegung borget Reiz vom Tanze.

Nicht Muster zwar darf uns der Franke werden: — 10
Aus seiner Kunst spricht kein lebend'ger Geist!
Des falschen Anstands prunkende Geberden
Verschmäht der Sinn, der nur das Wahre preist.
Ein Führer nur zum Bessern soll er werden! —
Er komme, wie ein abgeschiedner Geist,
Zu reinigen die oft entweihte Scene
Zum würd'gen Sitz der alten Melpomene.

Schiller.

Aus dem Laienbrevier,

von L. Schefer.

An Alles leget die Natur die leise,
Doch unabwehrbar starke Hand; sie legt sie
An eines Kindes liebliches Gebild,
Wie an die Rosenknospe, und sie schafft
Sie beide voll und reif zu Mann und Rose,
So daß du Kind und Knospe nicht mehr kennst!
Sie legt sie an die Nacht und an die Sonne,
Und pflückt sie wie ein Tausendschön vom Himmel;

Sie legt sie an den Frühling, an den Herbst,
An jedes Jahr, an Alles, was den Menschen
Von früher Kinderzeit umgab und mit ihm ward,
Sie legt sie an den Greis und an sein Silberhaar,
Sie legt sie an die Todten noch im Erdschooß,
Und macht ihr moderndes Gebein zu Staub —
Mehr kann man nicht erfahren von dem Aergsten.
An Eines aber legt Natur die Hand nicht:
Sie legt sie nicht an unsres Herzens Neigung!
Sie legt sie nicht an unsres Geistes Güter:
An Freiheit, Liebe, Wahrheit und sein Schönes;
An diese legt sie nur der freche Mensch
Dem Menschen, daß er ihm die Welt verderbe.
Und löſ't Natur uns Helles auf in Hell'res,
Und schafft sie für ein Schönes uns noch Schön'res —
Wir können unsre Neigung treu bewahren
Selbst für die Puppe, die aus unsrer Kindheit
Uns ansieht, wie mit über uns Erwachs'ne
Erstaunten großen Augen! Wie viel mehr
Bleibt uns die Liebe, — Liebe für die Freiheit,
Das Wahre, Schöne, das wir je erblickt! —
Mehr kann man nicht verlangen von dem Besten!
— Das ist die große Lehre für den Menschen.

2) Wenn ein Gedicht nicht bloß eine gute Lehre geben will, sondern eine zusammenhängende Reihe von Gedanken über ein Thema aus der Philosophie, der Religion, der Kunst, des praktischen Lebens enthält: so heißt das Gedicht in erhöhetem Sinne ein Lehrgedicht. In diesem Falle läuft es oft Gefahr, gereimte oder doch in Verse gebrachte Prosa zu werden, weil die Absicht des Lehrens in das Gebiet der Wissenschaft, nicht in das der Poesie gehört. Die auf S. 36 mitgetheilte Probe ist nur ein Beispiel gänzlicher Verirrung; aber in geringerem Grade werden auch weit bessere Lehrgedichte entweder stellenweise unpoetisch, weil der beweisende Verstand die Phantasie und das Gefühl allzusehr verdrängt, oder nur stellenweise poetisch, weil der Gegenstand an und für sich selbst ein prosaischer ist (z. B. Die Pocken-Inoculation, von Triller; Die Pflicht des Poeten, deutlich zu sein, von Kästner; Von der Vormünder und Pflegeväter gebührender Administration, 3 Thle., von Thomas v. Schröer, † 1643 in Breslau; Regeln von der Wässerung der Aecker, von Tscharner.)

a) Das erste bedeutende Lehrgedicht der neueren Zeit ist von Haller: Vom Ursprung des Uebels (1734); erwähnenswerth von Uz: Theodicee; von v. Creuz: Die Gräber, philos. Gedicht in 6 Gesängen, 1760; von Gleim: Halladat; von Tiedge: Urania; von Schefer: Laienbrevier; von Sallet: Laienevangelium; von Rückert: Weisheit des Brahmanen ꝛc.

§ 50. Satirische Dichtungen.

1) Erklärung.

Die Satire entsteht aus dem Kontraste, der sich zwischen dem Zustande der Dinge, wie er sein sollte: dem idealen Zustande, und dem, wie er zuweilen ist: der gemeinen Wirklichkeit, vorfindet und ist die Darstellung des vom Ideale weit entfernten Zustandes in seiner Nichtigkeit und Erbärmlichkeit. Sie tadelt also das Bestehende, und zwar thut sie dies durch Ironie, indem sie es zu loben scheint, wodurch sie nur um so em-

pfindlicher für den wird, gegen den sie gerichtet ist, und wodurch sie sich von dem ernsten, würdevoll gehaltenen Tadel unterscheidet, den z. B. der Prediger und Lehrer aussprechen muß.

a) Der Kontrast im Lustspiele (§ 44, 5), soweit es nicht ebenfalls Satire wurde (§ 44, 4), ging aus einem Mangel an dem für das praktische, gesellige Leben nothwendigen, richtigen Gefühl und Wissen hervor. Er zeugte allerdings ebenfalls von einer Schwäche, die aber oft verzeihlich erschien und dem Charakter dessen, bei dem sie sich fand, keineswegs immer schadete, oft denselben sogar liebenswürdig machte. Dieser Kontrast wollte bloß komisch sein; lachten wir darüber, so hatte dieses Lachen doch etwas Gemüthliches und jene Schwachheiten erlebten einen glücklichen Ausgang. Der Kontrast aber, welcher der Satire zum Grunde liegt, geht aus einem Mangel an Gefühl für's Gute, Wahre und Schöne hervor und wirft einen Schatten auf den Charakter dessen, welcher diesen Mangel in sich trägt. Dieser Kontrast will nicht bloß komisch sein, sondern er will, indem er lächerlich macht, zugleich tadeln und strafen, und unser Lachen ist ein Lachen des Spottes, ja zuweilen sogar der Verachtung. Man hat daher die Satire auch Spottgedicht, Strafgedicht genannt.

b) Die Ironie ist ein verstelltes Rechtgeben, ein Bejahen solcher Dinge, welche man innerlich verneint und von denen man will, daß der Andere, vor dem wir sie bejahen, sie ebenfalls innerlich verneine. Sie ist also nicht ein gutmüthiges Rechtgeben, etwa um Jemandem nicht zu widersprechen, sondern der Ironische urtheilt absichtlich auf eine solche Weise, daß der Andere gar wohl erkennt, wie wenig aufrichtig dies Urtheil gemeint war; ja selbst wenn der Ironische in das Urtheil des Andern nur eingeht, ohne ihn zu einem andern Urtheile überreden zu wollen, geht er doch auf eine solche Weise darauf ein, daß der Andere das absichtlich Unrichtige des zugestandenen Urtheils oder den innern Widerspruch zwischen der Aussage und der wahren Meinung des Ironischen herausfühlt. Darum bringt die Ironie des Einen im Andern keine Ueberzeugung, sondern oft die entgegengesetzte Ansicht hervor, und darum auch beleidigt die Ironie so oft. Denn indem der Ironische darauf rechnet, daß wir den stillen Widerspruch zwischen seiner wahren und seiner nur gegen uns ausgesagten Meinung wohl durchschauen werden, und uns dennoch dieses von uns beiderseits stillschweigend als falsch anerkannte Urtheil beibringen und einreden will, verspottet er uns geradezu und verhöhnt unser gesundes Urtheil. Setzt er aber nicht einmal voraus, daß wir das absichtlich Unrichtige seines Urtheils erkennen werden, so behandelt er uns gar als einfältig. In jedem Falle verleidet er uns die Meinung, die er uns beibringen zu wollen oder mit uns zu theilen scheint. — Es ist z. B. Ironie, wenn Don Cesar, gegen seine Ueberzeugung, der Prinzessin Donna Diana (2. Akt, 6. Scene) nicht glauben will, daß sie sich durch seine Verstellung getäuscht gefühlt habe, sondern den Ruhm der gelungenen (verabredeten) Verstellung ihr zuschreibt und höflich sagt, obgleich er weiß, daß sie das eben so wenig glauben wird, wie er:

Prinzessin, nur zu wohl hab' ich bemerkt,
Daß Ihr den Schein des Irrthums bloß Euch gabt,
Um meine schwache Kunst zu unterstützen.*)
Ihr habt Euch angestellt, als täuscht' ich Euch,
Und selber habt Ihr meisterhaft gespielt.

*) Die Prinzessin war auf die Verstellung Cesars wie auf wirklichen Ernst eingegangen.

Und Donna Diana sagt für sich hierauf:

Wie beißend ist sein Spott, wie giftig!

Ebenso ist es Ironie, wenn die Base Terzky zu Wallenstein (1. Akt, 7. Scene) sagt:

Und Alles wird in seiner Ordnung bleiben.
An einem Morgen ist der Herzog fort,
Auf seinen Schlössern wird es nun lebendig,
Dort wird er jagen, bau'n, Gestüte halten,
Sich eine Hofstatt gründen, goldne Schlüssel
Austheilen, gastfrei große Tafel geben,
Und kurz, ein großer König sein — im Kleinen! u. s. w.

Was ernsten Vorstellungen nicht gelungen war, Wallenstein zum Bruche mit dem Kaiser zu bewegen, das gelingt dieser Ironie auf seine künftige geträumte Größe. — Auch in dem ersten Dialoge der Iphigenie mit König Thoas ist Ironie. Ebenso ist der Anfang der poetischen Erzählung: Die Widersprecherin (S. 169), ironisch, so wie folgende Epigramme von Geisheim:

Versag' ihm nichts von Gottes Gaben,
Es muß ein Kind von Allem haben.

Was wirst du selber dich bemühn,
Laß vom Gesind' es auferziehn.

Spricht er von seinem Lehrer schlecht,
So gieb dem Buben immer Recht.

Ihren Stachel verliert die Ironie jedoch, wenn eine wohlmeinende Absicht ihr zum Grunde liegt. Dann wird sie ein Reiz in der Unterhaltung, ein Mittel zur Erreichung eines Zweckes und dient selbst als ein Mittel zur Belehrung, wie bei Sokrates. Wenn aber die Satire sich der Ironie bedient, so greift sie ihren Gegenstand um so empfindlicher an, jemehr sie ihn zu loben scheint, denn die scheinbar Gelobten müssen im eigenen Innern doch diesem Lobe widersprechen, weil sie das Bewußtsein ihres Mangels oder Unrechts nicht aus sich und aus den Mitmenschen herausreißen können, und sehen sich also durch ein Bejahen ihres Wesens und Treibens nur verhöhnt. Man nennt die Ironie darum auch wohl ein Spottlob. — Man spricht zuweilen auch von einer Ironie des Schicksals, wenn uns das Geschick etwas versagt, während es uns dasselbe zu gewähren scheint, oder auf einer Seite nimmt, was es auf der andern gegeben; wenn es die Erfüllung unserer Wünsche von solchen Folgen begleitet sein läßt, daß wir sie bereuen (Hero und Leander). Vgl. § 52, 2, III.

2) Ihr Gegenstand.

Der Gegenstand der Satire kann immer nur das Verkehrte, Kleinliche und Schlechte sein, nie aber etwas, was außer dem Gebiete des freien Willens liegt, z. B. menschliche Gebrechen. Auch nicht gar zu weit darf der Gegenstand vom Rechten und Idealen abweichen, denn sonst hört er auf, für den Spott geeignet zu sein: über Verbrechen z. B. kann man keine Satiren machen. — Das Verkehrte und Schlechte ist zum Theil in der menschlichen Natur begründet und kommt deshalb unter allen Menschengeschlechtern wieder vor: Satiren hierüber werden daher zu allen Zeiten ihren Werth haben, z. B. über prahlerische Großsprecher, über eigennützige Freunde, über unverdiente Würden, über die kleinliche Gesinnung mancher Emporkömmlinge u. s. w. Zum Theil aber liegt das Verkehrte und Schlechte nur in dem Unverstande oder dem Unfuge der Gegenwart: Satiren hierüber müssen natürlich veralten, z. B. über Kotzebue's unsittliche und seichte dramatische Dichtungen (von A. W. Schle-

gel), über die Schutzmittel gegen die Cholera (von Dr. Mises) u. s. w., denn ihr Gegenstand ist verschwunden; in ihrer Zeit aber sind sie oft desto eingreifender und pikanter. In jedem Falle erscheint die Satire als eine Geißel für die Thorheit, Engherzigkeit und Schlechtigkeit der Menschen.

c) Die Art, wie die Satiriker ihren Gegenstand behandeln, ist sehr verschieden. Der Eine portraitirt lebende Individuen und wird dadurch kränkend, aber allerdings auch interessanter; ein Anderer bringt seine eigene Leidenschaft hinein, weil er an sich Kränkungen erlitten hat, und wird dadurch bitter und gehässig; ein Anderer steht dagegen über seinem Gegenstande und ergötzt sich harmlos an dem komischen Bilde, das er entworfen hat, auch in der Satire die Gemüthlichkeit und Menschenliebe nicht verleugnend; noch Andere lassen nicht ohne Ernst ihre Liebe zum Wahren und Guten (zum idealen Zustande der Dinge) durch ihre Satiren hindurchleuchten. Daher macht sich mancher Satiriker Feinde, manchem aber kann man nicht zürnen, wenn man sich auch selbst durch ihn getroffen fühlt (z. B. Gellert). Die Lektüre mancher Satiren bleibt für uns ohne Genuß, weil wir ihre speziellen Beziehungen auf Zustände und Personen nicht kennen.

Liscow, Rabener, Johannes Falk, Jean Paul, Lichtenberg, Friedrich, Tieck, Dr. Mises, Börne, Platen, Heine, Immermann u. s. w. (Vgl. auch von Goethe: Musen und Grazien in der Mark; von Schiller: Shakespeare's Schatten, Die Weltweisen, Die Philosophen; von Uhland: Frühlingslied des Recensenten; Wanderung.)

Aus:

Ehen werden im Himmel geschlossen.

Der Quellen sind vielerlei, aus denen solche Ehen entspringen, deren unglücklichen Ausgang der unschuldige Himmel auf seine Rechnung nehmen soll.

Die Ehen aus Neigung machen die stärkste Anzahl davon aus. Derjenige ist der hochdeutschen Sprache noch nicht mächtig genug und kann mich also nicht verstehen, welcher glaubt, Neigung bedeute so viel, als eine freundschaftliche und vorzügliche Liebe, die sich auf Tugend und Verdienste des geliebten Gegenstandes gründet. Diese Begriffe haben jetzt noch Einige, es ist wahr, und diese Einige sind beneidenswürdig; aber unsre Muttersprache ist viel reicher, als daß sie sich auf eine so enge Bedeutung einschränken sollte. Wenn ich sage: ich habe Neigung zu diesem Frauenzimmer; so heißt das so viel: die Augen dieses Mädchens gefallen mir, sie hat einen schönen Mund, ihre runde Hand reizt auch einen Philosophen zum Kusse, sie ist wohl gebaut, ihr Gang edel, ihr Fuß englisch, ihr Verstand... Nein, das war falsch, der Verstand gehört nicht dazu; genug, das Mädchen ist schön, ich liebe sie, ich bete sie an, ich seufze, ich seufze, bis sie mich erhört. Und wenn diese Schöne so fein ist, daß sie die Seufzer dieses schmachtenden Seladons nicht allzu zeitig erhört, so hat sie das gewünschte Glück, seine Frau zu werden. Er hat sie aus Neigung geliebt und aus Neigung geheirathet. Noch einige Zeit liebt er auf eben diese Art brünstig. Er wird ihre reizenden Augen, ihren schönen Mund gewohnt — er liebt sie noch, ohne sie brünstig zu lieben. Das Feuer der Augen verliert sich — die Liebe zu ihr wird matt. Nun wird er gegen seine Frau gleichgültig; er wird bei dem täglichen Umgange frostig gegen sie. Sie hat nicht Verstand genug, seine Liebe sich zu erhalten. Eine Krankheit stürzt mit dem Reste der Schönheit alle Neigung über einen Haufen. Nun ist sie ihm ganz unerträglich. Er seufzet noch, der unglückliche Seladon; aber er seufzet nicht mehr für seine Schöne. Er seufzet über sich, über die traurige Verwand-

lung; über den Himmel seufzet er, daß er ihn nicht bei den Haaren von einer Thorheit zurückgezogen, zu welcher ihn seine Neigung riß. Alle Freunde, welche seine Frau nicht vor dem Verfalle ihrer Schönheit gekannt haben, wundern sich über seine lächerliche Wahl. Einer von ihnen ist so vertraut, ihn zu fragen, wie er sich habe entschließen können, eine Frau ohne Schönheit, ohne Geld, ohne Betragen, ohne Verstand zu heirathen? Er zuckt mit den Achseln; die Ehen werden im Himmel geschlossen, antwortet er. Er thut sehr wohl, daß er so antwortet. Soll er etwa so sprechen: Diese matten Augen, mein Herr, waren voll Feuer, als ich sie liebte; ihren unwitzigen Mund küßte ich mit Entzücken, denn er war schön; ich liebte die schön gemalte Puppe, und war ein Thor, sie zu heirathen, und war so närrisch, daß ich glaubte, ich heirathete sie aus vernünftiger Neigung? Nein, dieses offenherzige Geständniß kann man ihm zu thun nicht zumuthen. Der Himmel, wie gesagt, nur der Himmel ist Schuld daran! Seladon bleibt vernünftig; nur ist er unglücklich.

Nach diesem Charakter, den ich von ihm gemacht habe, wird seine Frau allein Ursache an dieser unglücklichen Verbindung sein? Sie hat ihn verführt, sie hat ihn mit ihren flüchtigen Reizungen geblendet. Nein! Sie ist ebensowohl, als er, zu entschuldigen; sie hat ihn aus Neigung, aus bloßer Neigung geheirathet. Was beim Frauenzimmer Neigung heißt, brauche ich hier nicht zu erklären; die Bedeutung soll in der neuesten Auflage des Frauenzimmer-Lexikons ausgeführt werden. Es war auf einem Balle, wo sie ihn das Erstemal kennen lernte. Er tanzte, und dieses mit der Artigkeit eines Menschen, welcher tanzt, um bewundert zu werden. Ein weißer seidener Strumpf hob den Werth eines wohlgemachten Fußes und einer beredten Wade. Selinde war niedergeschlagen; er hat mit ihr noch nicht getanzt. Nun tanzt er mit ihr, sie bewundert ihn. Alles überführt sie von seinen Verdiensten; der Kopf, die Bewegung der Arme, seine Blicke. Er führt sie wieder an ihren Ort, er küßt ihr die Hand. Wie zärtlich küßt der artige Seladon. Er nennt sie eine Göttin. Sie antwortet ihm ganz sittsam mit einem schamhaften: „Ach nein!" Er küßt ihr die Hand noch feuriger, und schwört, sie sei eine englische Schöne! Soll das gute Kind seinem Schwure nicht glauben? Er redet von seelenvollen Augen, von zernichtenden Blicken, von lachenden Grübchen, vom Purpur der Lippen, vom blendenden Schnee ihrer runden Hände; und dreimal hat er schon geseufzet, da er dieses sagt. Er schwatzt ihr viel Zärtliches von Opfern und Herzen vor, und will in Fesseln vor ihren Füßen sterben. „Ach nein, mein Herr," sagt sie ganz weichmüthig zu ihm, „ach nein;" und überläßt ihm ihre Hand, ohne es zu wissen, und ohne etwas weiter zu sagen, als ein stammelndes: „O, gehn Sie doch!" Sie verspürt in sich selbst etwas gegen ihn, das sie Neigung nennt, sie ist ihm gut, dem artigen Seladon. Der Ball endigt sich, er führt seine Schöne zum Wagen und ist so geschickt, ihr einen Stab in dem Fächer zu zerbrechen, um das Vergnügen zu haben, ihr morgen mit einer neuen Garnitur aufzuwarten. Der schalkhafte Seladon! So weit hat er es in einem einzigen Abende gebracht.

Wer die Welt nur ein wenig kennt, der wird mir bezeugen können, wie vortheilhaft es einem Liebhaber sei, wenn er zu rechter Zeit einen Fächer zerbricht, und auf eine anständige und freigebige Art diesen Schaden wieder ersetzt.

Man kann glauben, daß ihm sein Sieg nicht schwer gemacht wird. Da er schon am ersten Abend es so weit gebracht hatte, so nahm sich seine Schöne nicht mehr Zeit, als es die Vorsicht und der Wohlstand erforderte, ihn auf eine verbindende Art der Neigung zu versichern, die sie gegen seine tugendhaften Vollkommenheiten oder, die Wahrheit zu reden, gegen seine artige Person, seinen wohlgewachsenen Körper, seinen gut gestalteten und flüchtigen Fuß, gegen seinen schmeichelhaften Mund und seine erobernden Blicke empfand. Sie gab ihm ihre Hand und ward seine Frau.

Und seine Frau mußte sie bleiben, ungeachtet bei einem täglichen Umgange sich mit ihrem Reize auch seine tugendhaften Vollkommenheiten verloren. Seine artige Person

war nicht mehr für sie artig; sein Mund schmeichelte allen Schönen, nur ihr nicht, und seine erobernden Blicke hatten sich in mürrische Blicke eines mißvergnügten Ehemanns verwandelt. Womit beruhiget sich diese Unglückliche? Mit dem Schicksale, welches so grausam ist, daß es den Thoren nicht mit Gewalt verwehrt, Thoren zu sein, oder, andächtig zu reden, mit dem Himmel, in welchem ihre närrische Ehe soll geschlossen worden sein.

Es kann dieses genug sein, den Satz von den Ehen zu erläutern, welche aus Neigung geschlossen werden. Allemal ist es nicht nöthig, daß so vielerlei reizende Umstände zusammenkommen, welche zwei junge Personen zärtlich machen. Ein einziger ist oft hinreichend. Eine weiße, runde Hand, welche zu rechter Zeit aus den Falten eines schwarzen Sammetmantels einen verrätherischen Ausfall that, hat einen jungen Menschen um seine Freiheit gebracht, der auf seinen flatterhaften Leichtsinn stolz war. Ein Paar schmachtende blaue Augen sind die ersten Dolmetscher einer Liebe gewesen, die sich nunmehr in die traurigste Ehe verwandelt hat. Meine selige Frau hatte ein Paar schwarze Augen, so schwarz, als keine selige Frau in ganz Westphalen! Sie entzückten mich, und machten mir ihre ganze Person angenehm. Ich heirathete sie; ja wohl heirathete ich sie! Könnte sie wohl ein Paar so schwarze Augen haben, wenn sie nicht der Sitz einer tugendhaften, vernünftigen und zärtlichen Seele wären? so dachte ich bei mir selbst; aber länger als ein Jahr dachte ich nicht so. Schwarz blieben ihre Augen immer, es ist wahr; aber Tugend, Vernunft, Zärtlichkeit... ja, meine Herren, es ist vorbei! Der Himmel, welcher diese Ehe schloß, hat sich meiner Noth erbarmt. Sie ist todt! O wären meine Freunde auch so glücklich, die unter dem tyrannischen Joche einer kleinen weißen Hand und ein Paar blauer schmachtender Augen über die Strenge des Himmels noch jetzt seufzen müssen.

Alles, was ich hier gesagt habe, wird den Satz bestätigen, daß die meisten Ehen, die aus dem Anblick einer oder mehrerer Schönheiten entstehen, nicht im Himmel, nein, vor dem Spiegel geschlossen werden.

Die Ehen, die man aus Eigennutze schließt, werden dem Himmel auch sauer genug. Ich will mich aber wohl hüten, von diesen Ehen gar zu viel Böses zu reden; denn meine Freunde geben mir Schuld, daß, wenn ich mich zum zweitenmale verheirathen sollte, meine Ehe gewiß nicht im Himmel, sondern im Comptoir geschlossen werden würde. Ich kann mich bei diesem Vorwurfe beruhigen. Mir, als einem Wittwer, ist es zu gute zu halten, wenn ich ein wenig mehr auf's Nützliche und Gründliche in der Ehe sehe. Da ich jung war, verführten mich die schwarzen Augen meiner Frau, und ich ward unglücklich genug; da ich so jung nicht mehr bin, so hätte ich wohl Lust, mir eine reiche Frau zu wählen, die Augen mögen sehen, wie sie wollen. Bin ich auch wieder unglücklich bei einer reichen Frau, wie ich es bei einer schönen war, so weiß ich doch zum wenigsten, wo ich Trost suchen soll. Den fand ich bei meiner ersten Frau nicht, sobald ein Jahr vorbei war, denn ihr ganzes Einkommen bestand aus zwei schwarzen Augen, bei denen der zärtlichste Ehemann mit der Zeit verhungern kann. Ich habe die Anmerkung gemacht, daß wir Mannspersonen bis in unser zwanzigstes Jahr vor Liebe zappeln, bis ins fünfundzwanzigste dahlen und bis in's dreißigste lieben; heirathet man aber im vierzigsten Jahre, so handelt man Herz um Geld, Zug für Zug. Gezappelt habe ich, auch gedahlt, und vielleicht einige Zeit geliebt: Nun wird man es mir in meinem vierzigsten Jahre nicht übel nehmen können, wenn ich ein wenig ernsthafter verfahre und sehr genau überrechne, wie viel ich Prozent mit einem Seufzer verdienen kann. Wer behaupten will, daß man bei den Ehen nicht auf das Geld sehen soll, den halte ich, mit seiner gütigen Erlaubniß, für einen verliebten Pedanten, und wenn er darüber böse wird, so wünsche ich ihm zur Strafe meine Erfahrung. Da waren die Mädchen ohne Geld noch sehr nützlich, da sie weiter nichts brauchten, als einen Mann; jetzt aber, da sie so viele kostbare Kleinigkeiten verlangen, da der Mann nur ein Nebenwerk und die

Pracht die vornehmste Absicht ihrer Liebe ist, jetzt ist so eine poetische Schäferliebe nicht Jedermanns Werk. Man wird mir diese Lästerung vergeben; es fällt mir alle Augenblicke ein, daß ich auch so arkadisch geliebt habe.

Nach dem Vermögen meiner Frau werde ich meine Liebe einrichten. Ich habe nicht Willens, ein Mädchen zu betrügen; ich will also die Taxe von meinem Herzen bekannt machen und der Welt sagen, wie theuer ich liebe:

2000	Thlr.,	ich werde nicht gleichgültig sein;
4000	„	verdienen eine aufrichtige Gegenliebe;
6000	„	eine zärtliche Gegenliebe;
10000	„	eine inbrünstige Gegenliebe;
15000	„	eine ewige Liebe;
20000	„	o Mademoiselle! dafür bete ich Sie an und sterbe vor Liebe (aber erst nach Ihrem Tode).

Mich dünkt, ich bin noch ganz billig und darf den Vorwurf nicht befürchten, daß ich die Mädchen übertheure. Denn das wird doch nicht strafbar sein, daß ich ein wenig kostbar und spröde thue. Das ist immer die Sprache alter Junggesellen und Wittwer, wenn sie auch noch häßlicher aussehen, als ich; aber sie lassen mit sich handeln, die ehrlichen Leute, und ich will mich auch billig finden lassen. Kann man wohl mehr von mir verlangen?

Rabener.

Nachtwächterlied.

1 Hört, ihr Herr'n, und laßt euch sagen,
Was die Glocke hat geschlagen:
Geht nach Haus und wahrt das Licht,
Daß dem Staat kein Schaden geschicht.
Lobt die Jesuiten!

2 Hört, ihr Herr'n, wir brauchen heute
Gute, nicht gelehrte Leute,
Seid ihr einmal hochgelehrt,
Sorgt, daß Keiner es erfährt.
Lobt die Jesuiten!

3 Hört, ihr Herr'n, so soll es werden:
Gott im Himmel, wir auf Erden,
Und der König absolut,
Wenn er unsern Willen thut.
Lobt die Jesuiten!

Seid, ihr Herr'n, es wird euch frommen, 4
Von den gutgesinnten Frommen;
Blase jeder, was er kann,
Lichter aus und Feuer an.
Lobt die Jesuiten!

Feuer, ja, zu Gottes Ehren, 5
Um die Ketzer zu bekehren,
Und die Philosophen auch,
Nach dem alten, guten Brauch.
Lobt die Jesuiten!

Hört, ihr Herr'n, ihr seid geborgen, 6
Geht nach Haus, und ohne Sorgen
Schlaft die lange, liebe Nacht,
Denn wir halten gute Wacht.
Lobt die Jesuiten!

Chamisso.

Kleidermacher-Muth.

Und als die Schneider revoltirt, — 1
Courage! Courage!
So haben gar grausam sie massakrirt
Und stolz am Ende parlamentirt:
Herr König, das sollst du uns schwören.

Und drei Bedingungen wollen wir stell'n: — 2
Courage! Courage!
Schaff' ab, zum Ersten, die Schneider-Mamsell'n,
Die das Brot verkürzen den Schneider-Gesell'n,
Herr König, das sollst du uns schwören.

Die brennende Pfeife, zum Andern, sei — 3
Courage! Courage!
Zum höchsten Aerger der Polizei,
Auf offner Straße uns Schneidern frei;
Herr König, das sollst du uns schwören.

Das Dritte, Herr König, noch wissen wir's nicht, — 4
Courage! Courage!

Doch bleibt es das Best' an der ganzen Geschicht',
Wir besteh'n auch darauf bis an's jüngste Gericht;
Das Dritte, das sollst du uns schwören.

Chamisso.

Unterhaltung im Freien.

1 Da sitzen die Herren und rauchen
Und gucken in die Höh',
Da sitzen die Damen und tauchen
Den Kuchen in den Kaffee.

2 Da scharrt ein Herrchen die Füße
Und macht sein Kompliment,
Die Damen erwiedern die Grüße,
Dann ist die Sache zu End'.

3 Da nehmen die Herren die Stöckchen
Und klopfen sich die Schuh';
Die Damen verschieben die Löckchen,
Und zeigen die Händchen dazu.

4 Da rufen die Herren dem Hündchen,
Und rufen: „Marsch! apport!"
Die Damen verziehen das Mündchen
Und stricken gähnend fort.

5 Da kriegt ein Herrchen Courage
Und wird gar amüsant,
Die Damen befürchten Blamage
Und gucken in den Sand.

6 Das Herrchen sagt süßlich und herbe:
„Das Wetter ist so schön!"
Die Damen erwiedern: „Süperbe,
Man kann's nicht schöner seh'n!"

7 Das Herrchen ist nun fertig
Und setzt den Hut sich schräg;
Die Damen sitzen gewärtig
Auf's Ende vom Gespräch.

8 Das Herrchen schweigt aber verlegen
Und schaut zum Dach hinauf;
Die Damen, sie nehmen hingegen
Die Nadeln wieder auf.

Dann geht das Herrchen nach Hause, 9
Ganz von sich selbst charmirt,
Sagt sich selbst beim fröhlichen Schmause:
„Die hab' ich amüsirt!"

M. G. Saphir.

3) Die Satire tritt nicht immer als selbständige Dichtung auf, sondern ist oft in einzelnen Theilen und Wendungen anderer Dichtungen enthalten, oft nur in einzelnen Bemerkungen und Ausdrücken; namentlich ist dies im Lustspiel oft der Fall. Die Satire gehört somit vielen Dichtungsarten an.

4) Will die Satire nicht tadeln und strafen, sondern Menschen lächerlich machen, so heißt sie ein Pasquill. Dadurch unterscheidet es sich von der Satire, die im Interesse des Guten handelt und es daher auch mehr mit den Eigenschaften und Thorheiten der Menschen, als mit den Menschen selbst zu thun hat, während das Pasquill immer gegen bestimmte Personen gerichtet ist und sich nicht um allgemeine, sondern grade nur um dieser Personen Schwachheiten und Fehler kümmert. Es ist daher kleinlicher als die Satire, und seine Bedeutung genau an die Bedeutsamkeit der Person geknüpft, gegen die es gerichtet ist. Darum kann es auch nicht ein allgemeines, sondern in dem kleinen Kreise, in welchem die betreffenden Personen bekannt sind, nur ein spezielles Interesse erregen. Durch Lieblosigkeit und durch Mißbrauch des Witzes wird es öfter zur gemeinen Schmähung, als zum poetischen Produkte gestempelt.

§ 51. Die Travestie.

Die Travestie geht meistens nur aus der Liebe zum Komischen hervor und hat ihren Reiz in dem Kontraste, den sie zu einem schon vorhandenen Ge-

dichte bildet. Der Dichter wählt sich denselben Gegenstand, den sein Vorbild besungen hat, behandelt ihn aber im entgegengesetzten Geiste, und erinnert doch so oft als möglich durch ähnliche Ausdrücke, ja durch die Wahl ganz derselben Worte an sein Vorbild. Es bekommen die erhabensten, ernstesten und tiefsinnigsten Worte etwas desto Lächerlicheres und Verkehrteres, je widersprechender ihre ursprüngliche erhabene Bedeutung und deren neue Anwendung auf kleine und gemeine Verhältnisse erscheint. Dieser Kontrast wird aber immer um so wirksamer sein, je entschiedener ideal und erhaben das Vorbild der Travestie ist, und darum versucht sich dieselbe auch nur an den erhabensten und ernstesten Gedichten, indem sie dieselben im entgegengesetzten Geiste, doch mit theilweiser Benutzung ihrer Thatsachen und Worte wiedergibt. Leicht arten sie bei diesem Streben nach dem Entgegengesetzten in's Niedere und Gemeine aus, und selten dürfen sie daher Anspruch auf poetischen Werth machen, sie enthalten vielmehr meistens nur Witz und Laune. — Am höchsten steht die Travestie, wenn sie satirisch wird, ihr also ein höheres Interesse zum Grunde liegt. Satirisch ist sie nämlich dann, wenn sie eine falsche, überschwängliche Richtung des Gefühls lächerlich macht und somit die Sache der Wahrheit und der gesunden Vernunft vertritt.

Vgl. Buch deutscher Parodieen und Travestieen, von J. Funk, 1840; auch Blumauer's travestirte Aeneis; Almanach von Parodieen und Travestieen, von Solbrig, 1816, von Röller, 1817.

Nach Schillers:

Jungfrau von Orleans.

(Vgl. S. 234.)

Die Knüppel ruhn, die Keilerei ist alle,
Uf dicht'ge Priegel wird nu brav gedanzt,
Voll sind die Straßen wie uf enem Balle,
Und überall wird dichtig rumgeranzt;
Und Pergamyden bau'n se an jedem Stalle,
Da heeßt et, spute dir man, wat du kannst!
Die Straßen seint ganz dicke vuller Leute,
Und drängeln duhn se sich, des geht in's Weite.

Und Alles freut sich und is vull Vergnügen,
Und alle Menschen denken ganz eingal,
Und die mit Knippeln sich zu Leibe stiegen,
Die denken gar nicht mehr an den Skandal;
Wer man Franschösches kann zu packen kriegen,
Der duht sich dicke wie en General;
Neu uspolirt is nu die Krone och,
Und uf franschösch schreit Alles: Vivat hoch!

Und mir, die all des Glück gefabriziret,
Mir riehrt es nich, mich is es ganz toute même.
Des Herz im Leib' is mir gerunjeniret,
Und och en Walzer wär' mich unbequem.
Ein Engelländer hat mein Herz geriehret,
Ach könnt' ich diesen Menschen zu mich nehmen!
Ja wann ick diesen Menschen haben künnte, —
Die ganze Freundschaft ließ ick in die Tinte.

Wat! Ick soll eine Mannsperson
In meinem Busen hocken haben?
Mein Herz hat seine Porzion,
Und damit laß ick mir begraben!
Ick, die sich rumgeschlagen hat,
Und die ganz Frankreich hat gerett,
Ick soll mir in'n Major verlieben,
In'n englischen? Ne, et is übertrieben,
Und du, Johanne, schämst dir nich?

Wie? wat hör' ick? Danzmusike!
Oder kommt's mich man so vor?
Allens ruft mich sein Gespräche,
Bringt mir sein Portrett hervor!

Wenn se sich doch priegeln wollten,
Knippel um die Ohren flögen,

In die dickste Keilerei —
Gar zu gerne wär' ick bei!

Die Musike, dieser Walzer —
Gott, wie reißt er mir ant Herz!
Die Couräge aus den Busen
Macht er weech wie frische Semmel,
Und mir überlöst en Demel!
Hätt' ich lieber statts den Säbel
Mir en Knippel zugelegt;
Hätt' et mir nich aus die Zacken
Von den Echbohm zugewegt;
Und wärst du zu Haus geblieben!
Schönste Himmelskönigin,
Nimm, mir kann se doch nich dienen,
Deine Mütze, nimm se hin!

Ach, ick sah den Himmel offen,
Sah mank schönes Manns-Gesicht;
Doch hier bin ick angelosen,
Und in Himmel bin ick nich.
Ach, wat scheerten mir die Schlachten,
Königliche Schlägerei'n?
Ick drieb meine Hammel sachten
Immer in't Gebirge 'rein.
Doch du hast mir 'rein gerissen
Hier in dies Palais royal,
Ach, ick wollte nischt von wissen,
Mir war Allens ganz eingal.

§ 52. Parodie.

1) So nennt man ein Gedicht, welches im Gegensatze zur Travestie, durch verwandten Geist und ähnliche Gedankenfolge an ein schon vorhandenes Gedicht erinnert; es schmiegt sich dann auch durch gleiche Form an sein Vorbild an, ja es erinnert ganz insbesondere gerade durch diese Form an das schon vorhandene Gedicht. Der Gegenstand ist natürlich immer ein anderer als der des Urbildes, weil ja sonst die Gedichte, bei gleichem Geiste der Behandlung und der gesuchten Aehnlichkeit, ja Gleichheit der äußeren Form in einander fallen müßten. Namentlich sind lyrische Ergüsse, wenn sie in ihrer Zeit bedeutenden Eindruck machten, in dieser Art parodirt worden. Auf das Gedicht von Goethe: Kennst du das Land, wo die Citronen blühn u. s. w., und auf Schillers: Hektors Abschied, und: Die Worte des Glaubens, sind viel Parodieen erschienen. Eine ernsthafte Parodie des Liedes: Ein' feste Burg 2c. sang die päpstliche Leibwache um 1660. Vgl. Schlesische Provinzialbl. 1845, S. 481.

Sehnsucht.

Parodie auf Goethe's: Kennst du das Land 2c.

Siehst du das Licht, das jenseits unbegrenzt 1
Aus tausend Welten auf uns niederglänzt?
In das der Nächte Finsterniß nicht dringt,
Das rein und frei sich durch den Aether schwingt?
Siehst du das Licht? — Dahin, dahin
Laß aus des Lebens banger Nacht uns fliehn!

Siehst du das Blau, das jeden Stern umschließt? 2
Den Aether, der durch alle Wellen fließt?
Der nie getrübt, von keinem Sturm bewegt,
Den Strahl des reinsten Lichtes trinkt und trägt?
Siehst du das Blau? — Dahin, dahin
Laß aus des Lebens Nebelluft uns fliehn!

Siehst du den Stern, der dort so hell uns glänzt, 3
Wo keine Nacht des Lebens Traum begrenzt?
Wo keines Truges Gaukellicht uns scheint,
Kein Donner rollt, kein liebend Auge weint?
Siehst du den Stern? — Dahin, dahin,
Laß aus des Lebens Thränenthal uns fliehn!

Bretschneider.

2) Oft aber wandelt die Parodie den Geist ihres Urbildes in's Komische um. Da in diesem Falle nicht bloß ihr Gegenstand, sondern auch der in ihr lebende

Geist ein anderer, als der des Urbildes ist: so kann sie an dasselbe nur durch Anschmiegen an die Form desselben und durch den Gebrauch derselben Ausdrücke erinnern. Von der Travestie unterscheidet sich die Parodie alsdann nur dadurch, daß sie *einen andern Gegenstand besingt, als ihr Urbild*, während die Travestie immer den Gegenstand des Urbildes beibehält. Dieser Unterschied ist nur ein äußerer, während das Wesentliche in diesen Dichtungsarten, das Lächerlichmachen des Urbildes, oder das Hervorbringen des Komischen durch den Kontrast des Niederen mit dem Erhabenen oder Ernsten, derselbe bleibt. Die *komische Parodie* könnte man daher füglich auch *eine Travestie mit anderem Gegenstande* nennen. Gleich der Travestie ist sie nur gar zu oft fade und nichtssagend. Auch sie kann satirisch sein, wenn sie eine schiefe Richtung des Geistes lächerlich machen, oder das Unwahre seines Scheines entkleiden will. Dann besitzt sie auch wirklichen Werth, während sie sonst höchstens das Verdienst des Witzes haben kann. Satirisch sind z. B. Mahlmanns Parodie auf Kotzebue's Hussiten vor Naumburg: *Herodes vor Betlehem*; Stahlpanzers Parodie auf Müllners 29sten Februar: *Eumenides Düster*; *Der Schicksalsstrumpf*, von Castelli, gegen Müllners Schuld; *Die verhängnißvolle Gabel*, von Platen; *Bittersüßes Schwanenlied*, von Wetzel. — Man hat es bei der Parodie, wie bei der Travestie, immer mit zwei Gedichten auf einmal zu thun.

Aus Wallensteins Tod, 2. Abtheilung, 3. Auftritt.

Es gibt im Menschenleben Augenblicke,
Wo er dem Weltgeist näher ist, als sonst,
Und eine Frage frei hat an das Schicksal.
Solch ein Moment war's, als ich in der Nacht,
Die vor der Lützner Aktion vorherging,
Gedankenvoll an einen Baum gelehnt,
Hinaussah in die Ebene. Die Feuer
Des Lagers brannten düster durch den Nebel;
Der Waffen dumpfes Rauschen unterbrach,
Der Runden Ruf einförmig nur die Stille.
Mein ganzes Leben ging, vergangenes
Und künftiges, in diesem Augenblick
An meinem inneren Gesicht vorüber,
Und an des nächsten Morgens Schicksal knüpfte
Der ahnungsvolle Geist die fernste Zukunft.
Da sagt' ich also zu mir selbst: „So Vielen
Gebietest du: sie folgen deinen Sternen
Und setzen, wie auf eine große Nummer,

Schneider Fips.

Es gibt im Schneiderleben Augenblicke,
Wo man dem Genius der Schneiderkunst
Weit näher als zu andern Zeiten steht,
Und eine Frage frei hat über Künst'ges.
Solch ein Moment war's, als ich in der Nacht,
Die vor dem letzten Weihnachtsfest vorherging,
Gedankenvoll an einen Tisch gelehnt,
Den Zuschnitt eines Fracks besah. Die Lampen
Der Werkstatt brannten düster in den Ecken,
Der Nadeln dumpfes Stochern, das Geklapper
Der Scheeren und das Flüstern der Gesellen,
Einförmig unterbrach's allein die Stille.
Mein Schneiderleben ging, vom Lehrjungs- und
Gesellenstand, in diesem Augenblick
An meinem innern Auge schön vorüber,
Und an den Tag des Meisterwerdens knüpfte

Ihr Alles auf dein einzig Haupt und sind
In deines Glückes Schiff mit dir gestiegen.
Doch kommen wird der Tag, wo Diese alle
Das Schicksal wieder auseinander streut;
Nur Wen'ge werden treu bei dir verharren.
Den möcht' ich wissen, der der Treuste mir
Von Allen ist, die dieses Lager einschließt.
Gib mir ein Zeichen, Schicksal! Der soll's sein,
Der an dem nächsten Morgen mir zuerst
Entgegenkommt mit einem Liebeszeichen."
Und, dieses bei mir denkend, schlief ich ein.
Und mitten in die Schlacht ward ich geführt
Im Geist. Groß war der Drang. Mir tödtete
Ein Schuß das Pferd, ich sank, und über mir
Hinweg, gleichgültig, setzten Roß und Reiter,
Und keuchend lag ich, wie ein Sterbender,
Zertreten unter ihrer Hufe Schlag.
Da faßte plötzlich hülfreich mich ein Arm,
Es war Octavio's — und schnell erwacht' ich;
Tag war es — und Octavio stand vor mir.
„Mein Bruder," sprach er, „reite heute nicht
„Den Schecken, wie du pflegst. Besteige lieber
„Das sich're Thier, das ich dir ausgesucht.
„Thu's mir zu lieb, es warnte mich ein Traum."

Und dieses Thieres Schnelligkeit entriß
Mich Banniers verfolgenden Dragonern.
Mein Vetter ritt den Schecken an dem Tag,
Und Roß und Reiter sah ich niemals wieder.

Schiller.

Der rege Geist mein künftig Schneiderleben.
Da seufzt' ich also bei mir selbst: So viele
Gesellen setzest du! Sie folgen deiner Firma,
Und hoffen, wie von einer großen Nummer,
Ihr Wochenlohn aus deiner Hand, sie sind
In deiner Werkstatt muthig eingewandert.
Doch kommen wird der Tag, wo Jungen und Gesellen
Das Schicksal wieder auseinanderstäubt.
Den möcht' ich wissen, der der treuste mir
Von Allen ist, die in der Werkstatt sitzen.
Gib mir ein Zeichen, Genius! Der soll's sein,
Der an dem nächsten Morgen mir zuerst
Entgegenkommt mit ein Paar neuen Hosen!
Und also bei mir denkend, setzt' ich mich
In meinen Kröpelstuhl und nickte ein.
Und in die Werkstatt ward ich eingeführt
Im Traum. Groß war der Kunden Drang. Ein Paar
Studenten rückten mir zu Leib' und wollten
Partout betreßte Hosen bei mir pumpen.
Das weigert' ich; sie warfen mich zu Boden
Und trampelten gleichgültig über mich hinweg
Mit ihren Stiefeln, wie die Küraßreiter;
Und keuchend lag ich da, ich armer Schneider,
Zerfetzt von der Studenten scharfem Sporn.
Da faßte plötzlich hülfreich mich ein Arm,
Es war des Dresdners Arm und schnell erwacht' ich;
Tag war es, und der Dresdner stand vor mir
Und hatte zwei Paar Hosen unterm Arm.
„Herr Meister," sprach er, „gehet heute nicht
„Nach Froichen, wie Ihr pflegt, und gehet lieber
„Zur Hummel, die ich Euch empfehlen kann.
„Thut mir's zu Lieb', es warnte mich ein Traum."
Und ich that also und entging dadurch
Dem Kampfe mit den Schlächtern dort bei Froichen.
Mein Retter ging nach Froichen an dem Tag,
Und braun und blau geschlagen kam er wieder.

Hilarius.

Das Mädchen aus der Fremde.

1 In einem Thal bei armen Hirten
Erschien mit jedem jungen Jahr,
Sobald die ersten Lerchen schwirrten,
Ein Mädchen schön und wunderbar.

2 Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam;
Doch schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.

3 Beseligend war ihre Nähe,
Und alle Herzen wurden weit;
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.

4 Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur.

5 Und theilte Jedem eine Gabe,
Dem Früchte, Jenem Blumen aus;
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein Jeder ging beschenkt nach Haus.

6 Willkommen waren alle Gäste;
Doch nahte sich ein liebend Paar,
Dem reichte sie der Gaben beste,
Der Blumen allerschönste dar.

Schiller.

Die Erscheinung im Kaffeesaale.

In einer Stadt bei jungen Frauen 1
Erscheint — nach jedem Mittagsmahl,
So wie der Kaffee sich läßt schauen,
Ein geistig Wesen in dem Saal.

Es ist nicht in dem Saal geboren, 2
Man fragt es nicht, woher es kam;
Doch schnell ist seine Spur verloren,
Sobald man wieder Abschied nahm.

Vereinigend ist seine Nähe, 3
Und alle Lippen thun sich auf,
Und keine Würde, keine Höhe,
Hemmt ihres Wörterstromes Lauf.

Es bringet Fehler mit und Namen, 4
Gemerkt in einem andern Haus,
Bei eingebildeteren Damen,
Auf einem andern Kaffeeschmaus.

Es schenket Jeder eine Gabe, 5
Der Witz und Jener scharfen Blick,
Der Jüngling, wie der Greis am Stabe,
Ein Jeder kommt beklatscht zurück.

Zum Tadel dienen alle Gäste; 6
Doch birgt sich wo ein liebend Paar,
Das gibt der Kaffeereden beste,
An dem läßt man kein gutes Haar.

Röller.

Aus:

Adelaide,

von Matthisson.

Abendlüftchen im zarten Laube flüstern,
Silberglöckchen des Mai's im Grase säuseln,
Wellen rauschen und Nachtigallen flöten:
Adelaide!

Parodie (Travestie).

Alle Hühner im ganzen Hofe gackern,
In dem Stalle die alten Ochsen brüllen,
Schweine grunzen und Ziegenböcke meckern:
Anne Rosine!

§ 53. Humoristische Dichtungen.

1) Erklärung des Humors.

Humoristisch nennen wir eine Darstellung, welche etwas Komisches ernst, etwas Ernstes komisch behandelt, das Große und Bedeutende absichtlich mit dem Kleinen und Unbedeutenden vermischt und es wie Gleichartiges nebeneinanderstellt. Die so wichtig scheinenden Unterschiede, die wir zu machen

gewohnt sind, verschwinden also ganz, und die Zusammenstellung des für unser Urtheil so Verschiedenartigen gibt dann auch den erhabensten und tiefsinnigsten Aussprüchen eine komische Außenseite, wie sie im Gegentheil auch dem Nichts eine Bedeutung zu geben scheint. Der Humor erscheint mithin als eine dem Wesen der Dinge entgegengesetzte Behandlung derselben, oder als eine Untereinandermischung ungleichartiger Gefühle und Gedanken, die jedoch, vom Standpunkte des Humoristen aus angesehen, mit einander verwandt sind. Darum wird der Humor oft witzig sein; denn Ungleichartiges wegen scheinbarer Aehnlichkeit, welche überrascht, als Gleichartiges behandeln können, ist Witz. Der Humor wird auch oft komisch sein und zum Lachen reizen, weil das Lächerliche auf dem Kontraste zum Hergebrachten, gesellig Vernünftigen beruht. Die scheinbar unpassende Darstellung, welche man Humor nennt, geht aber nicht aus einer gewissen Ungeschicklichkeit hervor, welche vielleicht nicht gewußt hätte, wie sie ihren Gegenstand behandeln solle, sondern absichtlich verfehlt sie die scheinbar richtigere, gewöhnliche Ausdrucksweise. Auch blickt diese Absicht unwillkürlich hindurch, und nur darum kann uns der Humor jenes seltsame Vergnügen gewähren, während er uns sonst als etwas Verkehrtes anwidern würde; nur wegen dieses durchblickenden Bewußtseins einer verkehrten Darstellung können wir zuweilen mitten im Lachen ernst werden, so wie die Thräne der Empfindung durch den Humor wiederum oft im Lachen vergeht. Das Bewußtsein des verfehlten, wenigstens dem Wesen der Sache scheinbar nicht entsprechenden Ausdrucks könnte jedoch gar nicht durch denselben hindurchblicken, wenn der Humorist nicht allemal seinem Gegenstande überlegen wäre, über ihm stände, und überhaupt aller Humor nicht aus geisteskräftiger Ueberlegenheit hervorginge. Deshalb erscheint er nicht selten als heroischer Uebermuth; vergl. Leonidas' Aeußerung: „so werden wir im Schatten fechten." Je bedeutender deshalb der Gegenstand des Humors ist, desto bedeutender tritt er mit seiner Ueberlegenheit selbst auf und steigert sich trotz alles Ungehörigen, Sonderbaren und Lächerlichen oft bis zum Erhabenen, weil dem Bedeutenden nur ein Großartiger überlegen sein kann und wahre Erhabenheit in einem Geiste und Gemüthe wohnen muß, welchem selbst das Gewaltige klein erscheint, also, daß er darüber stehet und sogar noch Scherz mit ihm treiben kann.

Nicht als Spott erscheint indeß der Scherz des Humors, denn er ist weder Satire, noch Ironie, sondern er scherzt bei Gegenständen, über die gar nicht gespottet werden kann, wenn man nicht frivol sein will; dies aber wird der wahre Humor nie sein, denn er geht aus der Tiefe und Kraft des inneren Menschen hervor. Frivolität dagegen ist nur seichten Gemüthern eigen. In der Seele des Humoristen lebt vielmehr eine aufrichtige Liebe zum Wahren, Guten und Schönen, nur daß er es nicht auf direkte Weise ausdrückt, sondern es gerade nur ahnen läßt. Doch gibt es allerdings viel falschen Humor, der nur die Außenseite desselben zur Schau trägt; Goethe sagt einmal: „es gibt keinen Unsinn, der nicht, fratzenhaft ausgedrückt, wie Humor aussähe." Nicht Jeder, der sich so benimmt, als wäre er einer Sache überlegen, ist es auch in der That; außerhalb der Sache stehen, heißt nicht über ihr stehen; ohne Gefühl sein, heißt nicht über dem Gefühle stehen. (Falschen Humor finden wir in vielen Gedichten von Heine.) Wenn wir den Humor dennoch oft auch bei

wahrhaft ernsten Dingen scherzen und ihn in solchen Ausdrücken davon sprechen hören, die das Ernste komisch erscheinen lassen, so kommt dies von seiner Erhebung über das Unwesentliche her, von der Ueberzeugung, daß auch eine komische Form dem wahrhaft Guten nicht schaden wird: macht doch das Kleid nicht den Mann, und findet der Wissende und Suchende doch auch aus unscheinbarer Form den Kern und das Wesen heraus. Man könnte sagen, solcher Humor gleiche einem Könige, der sich den Mantel eines Gemeinen umhängt — sein Blick und seine Geberde bleiben königlich für Jeden, der sich auf Würde versteht.

Der Leser ist gar nicht immer im Stande, dem Humoristen zu folgen, er muß sich darein ergeben, Vieles nicht gleich zu verstehen, was er liest; denn der Humor, der sich um keine Regel und Form kümmert, fährt in allen Fächern des Wissens und Lebens hin und her und fügt an das Entgegengesetzte das Entgegengesetzteste an, Sprünge machend in Stil und Gedanken. Deshalb befreundet man sich schwer und erst später bei wiederholter Lesung mit dem humoristischen Theile eines Werkes. Auch wird mancher Leser durch die Ungezogenheiten des Humors abgestoßen, die zuweilen gemein und roh klingen, den Leser mitten in den schönsten Empfindungen überfallen und den eben erst empfangenen Eindruck wieder vernichten. Doch zeugt es für den Werth des Humors, daß man sich mit der Zeit immer mehr mit ihm befreundet und ihn in seiner gesunden Kraft liebgewinnt.

a) Zur Unterscheidung verwandter Begriffe. Vom bloß Komischen unterscheidet sich der Humor dadurch, daß hinter seiner Lächerlichkeit das Darüberstehen zu erkennen ist; der Humorist ist über die Art seiner Erscheinung erhaben, der Komiker aber geht in ihr, im Lächerlichen, auf, und nur der Zuschauer oder Leser, dem er lächerlich erscheint, steht darüber. Bloß komisch ist z. B. in Dr. Katzenbergers Badereise das Gespräch des Doktors an der Mittagstafel (24ste Summula), denn der Doktor geht ganz in dem Gesprochenen auf; nur der Verfasser des Buches, nur Jean Paul ist dabei humoristisch, denn er steht über dem Gespräche. Er weiß recht gut, wie häßlich dasselbe ist, macht sich aber nichts daraus; denn ihm, dem Humoristen, ist es ein Mittel zu dem höheren Zwecke der Charakteristik, bei dem Doktor hingegen geht es aus unanständiger Behaglichkeit als Selbstzweck hervor und wird nur durch den Kontrast zur übrigen Gesellschaft komisch.

Von der Ironie unterscheidet sich der Humor dadurch, daß er nicht das Kleine als groß, sondern das Große als klein darstellt; er bejahet nicht, um dadurch zu verneinen, sondern er verneint, heimlich bejahend, und ist eine umgekehrte Ironie, die nicht das Unwahre, sondern das Wahre verbergen will.

Naivetät ist jene Natürlichkeit, die mit Rücksichten des geselligen Lebens unbekannt ist, eine Unwissenheit, die nicht absichtlich rücksichtslos ist, sondern in der ihr zum Grunde liegenden Unschuld ihre Entschuldigung findet. Sie kann daher in der Regel nur von jungen Menschen ausgehen, da ältere wissen sollen, was jenen noch unbekannt sein kann, und daher wird, was bei der Jugend naiv ist, bei den reifen Menschen dumm genannt werden; oder da die Naivetät nur in Beziehung auf das gesellig gebildete Leben stattfindet und sich nicht auf das Wissen des Gelehrten bezieht: so wird bei älteren Menschen ungeschickt und rücksichtslos genannt werden, was bei der Jugend naiv erscheint. Im höheren Geistesleben ist das Naive genial: man sagt Originelles,

ohne es zu wissen. So zeigt sich der Humor oft. Der Humor ist manchmal mit der Naivetät verwandt, weil er dieselben Verstöße gegen die Rücksichten des geselligen Lebens begeht; aber er unterscheidet sich selbst hierin von ihr, weil er das gar wohl kennt und nur nicht achtet, was der Naive gern achten würde, wenn er es kennte oder gerade daran dächte. Mit Bewußtsein sagt und thut der Humor das Unpassende, weil er sich darüber hinwegsetzt, und könnte daher nur bewußte Naivetät genannt werden. Doch darf man ihn auch nicht mit affektirter Naivetät verwechseln, die etwas Widerliches hat, weil sie Natürlichkeit und Unschuld heuchelt, nicht mit Unschuld unwissend ist, sondern mit Schuld unwissend sich stellt.

Jede dieser genannten, dem Humor ähnlichen Erscheinungen läßt einen bestimmten und unverfälscht bleibenden Eindruck zurück; aber der Humor vernichtet durch einen Eindruck bald den andern und reißt den Leser vom Ernste zum Scherze und aus einem Gebiete der Empfindungen und des Wissens in's andere hinüber.

2) Gegenstände des Humors.

Der Humor äußert sich auf so verschiedenartige Weise, daß wir, um noch deutlicher zu werden, versuchen wollen, diese Aeußerungen übersichtlicher darzustellen, indem wir sie vereinzeln, wie sie es in der Wirklichkeit nicht sind, wo sich die verschiedenen Arten des Humors oft dicht nebeneinander befinden. — Der Humor entspringt, wie wir bereits gesagt haben, aus geisteskräftiger Ueberlegenheit, und der Humorist steht mit lebenvollem Geiste über seinem Gegenstande. Dieser Gegenstand bestimmt daher auch zum großen Theile die Beschaffenheit des Humors.

1) Den Menschen beschäftigt z. B. ein Gefühl, ein Schmerz droht die Kraft des Geistes zu brechen, die Rührung stimmt ihn weich. Dagegen wehrt sich des Humoristen gesunder Geist, der eher allem Andern, nur nicht der Wehmuth und Sentimentalität Sprache gibt; auch ist der Humorist bei seiner Gemüthsbeschaffenheit, sobald einmal ein Schmerz sich seiner zu bemächtigen gewußt hat, zu tief und mächtig ergriffen, als daß er sein Inneres ganz aussprechen könnte, oder als daß er, so ergriffen, vor Andern sich nur sehen lassen möchte. Denn es lebt in kräftigen Naturen oft eine schamhafte Scheu, das verwundete, klagende Herz zu zeigen und Andern einen Blick in das starke, aber heimlich für den zartesten Eindruck empfängliche Gemüth zu gönnen. Nun könnten sie zwar in solchem Falle verschlossen sein und bei innerer Bewegtheit vor der Welt ruhig erscheinen, wie dies im Leben ja so oft geschehen muß; allein es gibt unter den kräftigen Naturen solche, die von Geist und Leben überquellen und die ihr volles Herz aussprechen müssen, wenn es bewegt ist, wie des Meeres Wellen brausen müssen, wenn der Sturm darüber hinfährt. Wenn solche Menschen sich ihrer edlen Sentimentalität und der aufgeregten Tiefe ihres Gefühls vor Anderen, ja vor sich selbst nicht hingeben wollen, so verhilft ihnen eben ihr Geist und ihre Lebenskraft zu dem Auskunftsmittel, sich durch den Kontrast Luft zu machen; sie stellen sich über ihr Gefühl. Die Lustigkeit, die sie zeigen, betäubt und verbirgt den Schmerz, den sie verschweigen, den aber der Kenner des menschlichen Herzens dennoch heraushört; denn man merkt dieser Lustigkeit etwas Uebertriebenes, Verwegenes, Keckes an, womit der Humorist sich gleichsam selbst

um sein Gefühl betrügen will. Darum erschüttert und rührt uns mancher Humor so tief; denn stumme Schmerzen, die sich verbergen wollen, dringen tiefer in unsere Seele, als laute Klagen. So erscheint der Humor also als ein Kampf des kräftigen Willens mit dem Gefühle, das sich dennoch nicht ganz unterdrücken läßt, so lächerlich es auch gemacht wird, oder so lächerlich die Gegenstände sind, die vor dasselbe geschoben werden, um es zu verbergen. Sich nun selbst im humoristischen Treiben halb verhöhnend, halb mißhandelnd, achtet der Humorist auch nicht immer die Regeln des Anstandes; er setzt sich vielmehr oft keck über sie hinweg, und nur ein gesundes, erfahrenes und natürlich gebliebenes Gefühl weiß ihn auch dann noch zu würdigen. Hierin liegt wohl auch der Grund, warum nur Männer Humoristen sind; denn das weibliche Herz überläßt sich seinem Gefühle und scheut das Unpassende in der Erscheinung und das gewaltsame Verfahren des Humors. Auch die Griechen hatten in ihren ernsten Kunstwerken keinen Humor, theils weil bei ihnen die Empfindung nicht so das Uebergewicht über andere Geisteskräfte besaß, theils weil die gewaltsame Unterdrückung derselben durch Witz und Ironie jener ideal-natürlichen Schönheit Eintrag thut, deren Muster die Griechen sind.

II) Oder das bunte Treiben des Humors betrifft das Gebiet des Verstandes, Ansichten, Meinungen, Sitten der Menschen. Um über diesen zu stehen, bedarf es der Klugheit, hoher Bildung, der Freisinnigkeit und wieder des gesunden Geistes: nicht leichten Kaufes gelangt man zu einem so großartigen Maaßstabe für die menschlichen Angelegenheiten, daß alle gleich groß oder gleich klein erscheinen und ohne Affektation und Unsinn unter einander gemischt werden können. Auch in diesem Falle von Ueberlegenheit könnte der Mensch entweder schweigen, oder lehrend auftreten: aber Beides ist nicht Jedem gegeben, sondern es gibt eben Humoristen, d. h. Menschen voll munteren Phantasielebens, voll Heiterkeit und lebendiger Regsamkeit, deren Geist leicht übersprudelt, und diese müssen sich auf ihre eigene Weise ausdrücken, weil ihre Lebens- und Weltanschauung originell und mit dem Kopfe das Herz voll ist. Sollen sie es in einem soliden, ernsten Sinne thun? Sie können nicht, wenn sie nicht ihr ganzes, eben ihr humoristisches Wesen aufgeben wollen, sie müssen es auf eine erfindungsreiche, witzige Weise; ja selbst in aller Ruhe würden sie sich, indem sie sich in das fügten, über dem sie doch stehen, immer komisch vorkommen. In solchen Fällen wird sich die Ueberlegenheit des Humoristen bald harmlos, bald spöttisch, keck, voll toller Laune, trocken u. s. w. zeigen, je nach seiner eigenen Gemüthsbeschaffenheit, und es ist natürlich, daß dieser Humor oft in Ironie und Satire hinüberspielen wird. Gefährlich scheint dies besonders dann, wenn er sich mit dem befaßt, was im gewöhnlichen Leben als sittlich gilt und gelten muß; denn hier könnte die Ueberlegenheit leicht unsittlich erscheinen. Doch der Humor läßt ja durch seinen Spott und seine Komik noch den Ernst einer höheren Wahrheit hindurchblicken, und so können wir gewiß sein, daß der wahre Humorist auch wahrhaft sittlich sein wird; nur in dem Bewußtsein, selbst vom rechten Geiste getrieben zu werden, stellt er sich nicht unter das allgemeine Gesetz. Wir erinnern auch hier daran, daß der wahre Humor nicht frivol wird.

III) Endlich zeigt sich der Humor auch in der Behandlung des Lebens selbst, in der Art, wie man den Lauf der Welt, das Walten des Schicksals erträgt und wie man sich in die Zustände des

Lebens findet; denn es gibt einen Humor, der auch über dem Leben steht. Es kann sich der erhabene Mensch dann zwar still und ergeben zeigen, aber der Humorist kann das nicht, der lebenskräftig auch dem Ernsten eine komische Seite abgewinnt und den selbst das Größte und Höchste nicht von einer spaßhaften Behandlung abhalten kann, weil er in seiner eignen großen Seele das Hohe in aller ihm gebührenden Würde und das Gewaltige in seiner erdrückenden Macht anerkennt und wohl weiß, daß es, wenigstens in seinen Augen, durch eine entgegengesetzte komische Behandlung nichts verlieren wird: denn wahre Größe leuchtet durch jede Form hindurch. Es versteht sich jedoch von selbst, daß es gewisse Dinge gibt, über welche auch ein gesundes, richtiges Gefühl sich nicht hinwegsetzen darf: über die Leiden der Unschuld, über wahren Werth könnte nur die Rohheit lachen. Auch bei dieser humoristischen Weltanschauung wird der Ernst des Lebens oft genug hindurchblicken; denn wer vermöchte in jedem Augenblicke jene Kraft des Geistes festzuhalten, die ihm die Mängel des Erdenlebens klein erscheinen läßt? und wer ist stark genug, sich in der drückenden Wirklichkeit immer mit erhabenen Ideen zu trösten und im Besitze derselben noch zu lachen? — Gerade bei dieser Art von Humor hat sich jedoch in der neueren Zeit eine Verirrung kund gethan, indem wir oft einer nur vorgespiegelten Erhabenheit über das Schicksal begegnen, die statt leichter Heiterkeit und jovialen Spaßes eine verzweifelte Lustigkeit zur Schau trägt, der man einen Ingrimm anmerkt, eine Zerfallenheit mit dem Geschick und seinem Lenker. Solcher Humor ist frivol und bitter, er ist gemacht und nicht natürlich. Nicht unwillkürlich, sondern absichtlich leuchtet durch solchen erzwungenen Scherz der Ernst, ja der Schmerz des Lebens hindurch, welcher aus einem zerrissenen, unversöhnten Gemüthe kommt, aus einer trostlosen Weltansicht, die wiederum ihren Grund in den unausgeglichenen Widersprüchen des Lebens hat, welches das Edle und Tüchtige untergehen und das Gemeine und Schwächliche bestehen läßt. Solchen Humor nennt man auch wohl Ironie des Schicksals, Hohn des Schicksals (vgl. S. 276), was natürlich nur ein bildlicher Ausdruck für die Wahrheit ist, daß Gottes Wege nicht unsre Wege sind; denn das Schicksal, oder Gott, hat nichts mit Hohn und Ironie gemein, sondern ist nur unbegreiflich.

b) Beispiele können hier nur insofern gegeben werden, als der Humor sich in einem kleinen Ganzen ausspricht, während er in seiner ganzen Kraft und Schönheit sich nur in Romanen, Schau- und Lustspielen, Novellen, überhaupt in größeren Dichtungen zeigt, wo Gelegenheit zur Entwickelung eines Charakters gegeben ist. In solchen Dichtungen zeigt sich der Humor bald im Dargestellten, bald in der Darstellung, d. h. es ist bald eine der vom Dichter geschaffenen Personen, bald der Dichter humoristisch, auf den freilich zuletzt auch der Humor der von ihm aufgestellten Personen zurückfällt. Humoristische Schriftsteller sind Claudius, Hippel, Lichtenberg, Jean Paul, Tieck, Raupach, Musäus, Dr. Mises, Heine, Shakespeare, Sterne u. s. w. Auch die Hofnarren früherer Zeiten sind eine humoristische Erscheinung.

Recht empfindsam.

Tochter.

Meine theuern Eltern, habt Erbarmen, 1
Laßt mein Leid erweichen euren Sinn!
Nähm' ich diesen Mann, in seinen Armen
Welkt' ich zarte Blume bald dahin!

Vater.

2 Mutter, sieh, wie sie sich zieret!
Hör', du dumme Trine du,
Einen Mann sollst du bekommen,
Greif' mit beiden Händen zu.

Tochter.

3 Rauher Wirklichkeit nur mag er fröhnen;
Ohne Zartheit, ohne Poesie,
Ungebildet, kann er nur mich höhnen,
Mich verstehen, nein, das wird er nie!

Vater.

4 Mutter, die verfluchten Bücher
Müssen ihr den Kopf verdreh'n.
Waren wir denn je gebildet?
Konnten wir uns je versteh'n?

Tochter.

5 Wo die Herzen fremd einander blieben,
Knüpft ihr nicht ein gottgefällig Band;
Weder achten kann ich ihn, noch lieben,
Nimmermehr erhält er meine Hand!

Vater.

6 Mutter, hör' die dumme Trine,
Hör' doch, was es Neues gibt!
Haben wir uns je geachtet?
Haben wir uns je geliebt?

Tochter.

7 Lieber will ich in ein Kloster fliehen,
Gibt's kein Kloster, in mein frühes Grab!
Wohl denn! dieser Schmach mich zu entziehen,
Stürz' ich in die Wellen mich hinab!

Vater.

8 Hast du endlich ausgeredet?
Gut, du bleibst mir heut' zu Haus,
Hältst dein Maul und nimmst den Bengel,
Punktum, und das Lied ist aus.

Chamisso.

Beruhigung der Geliebten.

1 Du hast Diamanten und Perlen,
Hast Alles, was Menschenbegehr,
Und hast die schönsten Augen:
Mein Liebchen, was willst Du mehr?

Auf Deine schönen Augen 2
Hab' ich ein ganzes Heer
Unsterblicher Lieder gedichtet:
Mein Liebchen, was willst Du mehr?

Mit deinen schönen Augen 3
Hast Du mich gequälet sehr,
Und hast mich zu Grunde gerichtet:
Mein Liebchen, was willst Du mehr?

H. Heine.

Liederstoff.

Auf meiner Herzliebsten Aeugelein
Mach' ich die schönsten Canzonen;
Auf meiner Herzliebsten Mündchen klein
Mach' ich die besten Terzinen;
Auf meiner Herzliebsten Wängelein
Mach' ich die herrlichsten Stanzen,
Und wenn meine Liebste ein Herzchen hätt',
So wollt' ich drauf machen ein hübsches Sonett.

Derselbe.

Es ist nur so der Lauf der Welt.

Mir ward als Kind im Mutterhaus 1
Zu aller Zeit, Tag ein, Tag aus,
Die Ruthe wohl gegeben.
Und als ich an zu wachsen fing
Und endlich in die Schule ging,
Erging es mir noch schlimmer.

Das Lesen war ein Hauptverdruß; 2
Ach! wer's nicht kann und dennoch muß,
Der lebt ein hartes Leben.
So ward ich unter Schmerzen groß
Und hoffte nun ein bess'res Loos,
Da ging es mir noch schlimmer.

Wie hat die Sorge mich gepackt! 3
Wie hab' ich mich um Geld geplackt!
Was hat's für Noth gegeben!

Und als zu Geld ich kommen war,
Da führt' ein Weib mich zum Altar,
Da ging es mir noch schlimmer.

4 Ich hab's versucht, und hab's verflucht,
Pantoffeldienst und Kinderzucht
Und das Gekreisch der Holden.
O meiner Kindheit stilles Glück,
Wie wünsch' ich dich jetzt fromm zurück!
Die Ruthe war ja golden.

Chamisso.

Zu Jean Pauls Geburtstagsfeier.

1 Jean Paul Friedrich Richter, der Wunsiedler,
Sollte heißen Wundersiedler,
Nach des Geistes Wunderland,
Der uns Himmels-Siedlerhütten
In das Leben so recht mitten
Siedelt in den Quark und Sand.

2 Sonn'-, Mond-Schein und Kreuzer-Irrlichts-Flammen
Wundersiedert er zusammen
Und steckt uns Laternen an,
Daß wir auf der Jakobsleiter
Aus der Bucht der Bärenhäuter
Ducken, gucken himmelan.

3 Liebesbriefe zwischen Mensch und Göttern,
Zwischen Erd- und Himmels-Vettern
Schickt er mit der Hundepost,
Und nimmt, wie die Sternengucker,
So jedweden armen Schlucker,
Alle Narr'n, in Himmelskost.

4 Er macht stolz uns auf der Menschen Ahnen,
Auf die göttlichen Titanen,
Und belaubt das Menschenhaupt;
Aber zeigt uns auch den Flegel,
Und den kleinen Erdenkegel,
Den der Gräber Staub umstaubt.

5 Er bewirthet freundlich seine Gäste;
Selbst im ärmsten Lerchenneste
Setzt er ihnen Nektar vor;
Aber auch, als Katzenberger,
Ganz gelassen, sonder Aerger,
Schlägt er derb dich hinter's Ohr.

Blumen-, Frucht- und Dornenstücke wechseln; 6
Er weiß Dornen so zu drechseln,
Daß man sie für Blumen hält.
Friedreich schneidet Friedrich Richter
Richterliche Bocksgesichter,
Liebend strafend Zeit und Welt.

Jean Paul Friedrich Richter aus Wunsiedel 7
Spielt die Lyra, wie die Fidel,
Flöte wie den Dudelsack;
Ist Gelehrter und Verkehrter,
Jean und Paulus, Götz und Werther,
Oriflamme, Schnick und Schnack.

Horcht, ihr Leute, horchet auf den Richter, 8
Auf den verselosen Dichter,
Der euch auf die Fersen tritt!
Zieht levanisch wohlgezogen
Vorwärts zu dem Sternenbogen,
Denn Jean Paul nimmt gern euch mit!

Geisheim.

Historie von Noah.

Als Noah aus dem Kasten war, 1
Da trat zu ihm der Herre dar.
Der roch des Noah Opfer fein
Und sprach: „Ich will dir gnädig sein,
Und weil du ein so frommes Haus,
So bitt' dir selbst die Gnaden aus."

Fromm Noah sprach: „Ach, lieber Herr! 2
Das Wasser schmeckt mir gar nicht sehr;
Dieweil darin ersäufet sind
All sündhaft Vieh und Menschenkind;
D'rum möcht' ich armer, alter Mann
Ein anderweit Getränke ha'n."

Da griff der Herr in's Paradies 3
Und gab ihm einen Weinstock süß,
Und gab ihm guten Rath und Lehr',
Und sprach: „Den sollt du pflegen sehr."
Und wies ihm Alles so und so:
Und Noah war ohn' Maaßen froh.

Und rief zusammen Weib und Kind, 4
Dazu sein ganzes Hausgesind',

Pflanzt' Weinberg' um sich her herum,
Der Noah war fürwahr nicht dumm;
Baut Keller aus, und preßt den Wein
Und füllt ihn gar in Fässer ein.

5 Der Noah war ein frommer Mann,
Stach ein Faß nach dem andern an,
Und trank es aus zu Gottes Ehr',
Das macht ihm eben kein Beschwer;
Und trank nun nach der Sündfluth gar
Dreihundert noch und fünfzig Jahr.

6 Ein kluger Mann hieraus ersicht,
Daß Weingenuß ihm schadet nicht;
Und item, daß ein guter Christ
In Wein niemalen Wasser gießt,
Dieweil darin ersäufet sind
All sündhaft Vieh und Menschenkind.

Aug. Kopisch.

(Bitterer Schicksalshumor.)

Muttertraum.

1 Die Mutter betet herzig und schaut
Entzückt auf den schlummernden Kleinen;
Er ruht in der Wiege so sanft, so traut,
Ein Engel muß er ihr scheinen.

2 Sie küßt ihn und herzt ihn; sie hält sich kaum,
Vergessend der irdischen Schmerzen;
Es schweift in der Zukunft ihr Hoffnungstraum;
So träumen Mütter im Herzen.

3 Der Rab' indeß mit der Sippschaft sein
Kreischt draußen am Fenster die Weise:
„Dein Engel, dein Engel wird unser sein!
Der Räuber dient uns zur Speise!"

Chamisso.

Brief an Andres.

Da schreib' ich ihm schon wieder, und diesmal halt' er mir nur noch Stand, lieber Andres, dann soll er auch fürerst Ruhe haben. Ich kann doch nicht so in's große Blaue schießen, muß doch jemand haben, nach dem ich ziele, und er ist mir so recht bequem und paßlich, nicht zu dumm und nicht zu klug, und sein Gemüth ist nicht böse. Will auch Brüderschaft mit dir gemacht haben, Bruder Andres.

Was du mir unterm 31sten passati von dem neuen Holzbein und der Bärenmütz' schreibst, die du dem alten lahmen Dietrich heimlich auf sein Strohlager hast hinlegen lassen, hat mir nicht unrecht gefallen; darüber aber muß ich recht lachen, daß dir nun nach seinem Dank 's Maul doch so wässert. 's wässert einem denn so, Andres, mußt aber Alles hübsch hinunterschlucken. Dietrich bleibt ja im Lande, kannst ja alle Tage, wenn er vorbeihinkt, dein Holzbein noch sehen und deine Bärenmütz'. Aber dem Dank wolltest du gar zu gern zu Leibe? Nun, reiß dir deshalb kein Haar nicht aus, 's geht andern ehrlichen Leuten auch so; man meint Wunder, was einem damit geholfen sein werde, und ist nicht wahr; hab's auch wohl eher gemeint, aber seit Bartholomäi hab' ich mich drauf gesetzt, daß ich von keinem Dank wissen will, und wenn mir nun einer damit weitläuftig angestiegen kommt, so karbatsch' ich drauf los, und das alles aus purem leidigen Interesse, wahrhaftig aus purem Interesse. Denn sieh, Andres, du wirst's auch finden: wenn die Sach' unter die Leut' ist und Dietrich gedankt hat, dann hat man seinen Lohn dahin und 's ist Alles rein vorbei; und was ist es denn groß zu geben, wenn man's hat? Wenn aber keine Seel' von weiß, sieh! dann hat man noch immer den Knopf auf'm Beutel, dann ist's noch immer ein treuer Gefährt' um Mitternacht und auf Reisen, und man kann's ordentlich als'n Helm auf'n Kopf setzen, wenn ein Gewitter aufsteigt. Herzlicher Dank thut wohl sanft, alter Narre, doch ist das auch keine Hundsvötterei, heimlich hinlegen, und dann dem armen Volk als 'n unsichtbarer Fierk hinter'm Rücken stehn und zusehen, wie's wirkt, wie sie sich freuen und handschlagen, und nach dem unbekannten Wohlthäter suchen. Und da muß man sie suchen lassen, Andres, und mit seinem Herzen in alle Welt gehn.

Aber hör', man muß auch nicht jedem Narren geben, der Einen anpfeift. Die Leut' wollen alle gern haben, und ist doch nicht immer gut. Mangel ist überhaupt gesunder

als Ueberfluß, und traun, glaube mir, 's ist viel leichter zu geben, als recht zu geben. Auf'n Kopf mußte Dietrich was haben und 'n neues Bein auch, das versteht sich, aber es gibt sehr oft Fälle, wo es besser und edler ist, abzuschlagen und hart zu thun.

Versteh' mich nicht unrecht; wir sollen nicht vergessen, wohlzuthun und mitzutheilen, das hat uns unser Herr CHRISTUS auch gesagt, und was der gesagt hat, Andres, da laß ich mich drauf todtschlagen. —

Hast du wohl eher die Evangelisten mit Bedacht gelesen, Andres? — Wie Alles, was ER sagt und thut, so wohlthätig und sinnreich ist! klein und stille, daß man's kaum glaubt, und zugleich so über Alles groß und herrlich, daß einem 's Kniebeugen ankommt, und man's nicht begreifen kann. Und was meinst du von einem Lande, wo seine herrliche Lehr' in eines jedweden Mannes Herzen wäre? Möchtest wohl in dem Lande wohnen?

Ich habe mir einen hellen schönen Stern am Himmel ausgesucht, wo ich mir oft in meinen Gedanken vorstelle, daß ER da sein Wesen mit seinen Jüngern habe. Ich segne den Stern in meinem Herzen und bet' ihn an, und oft, wenn ich's Nachts unterwegen an den Rabbuni denke und zu dem Stern aufseh', überfällt mich ein Herzklopfen und eine so kühne überirdische Unruhe, daß ich wirklich manchmal denke, ich sei zu etwas Besserm bestimmt, als zum Brieftragen; ich trag' indeß immer den Weg hin und find' auch bald wieder, daß es mein Beruf sei. Halt! 's wird schon Tag, und der Morgen guckt durch die Vorhänge in's Fenster! Junge, mir ist's so wohl dahier hinter den Vorhängen in dieser Fruhstund! — Leb' wohl, du alter Sauertopf, und grüße deinen H. Pastor, für den ich Respect habe; weil er so 'n lieber, guter H. Pastor ist, und so fromm aussehend, als ob er immer an etwas jenseit dieser Welt dächte, und nicht so dick.

's Morgens bei meiner Lampe, die NB. keine von den berühmten „nächtlichen Lampen der Weisen" ist, sondern eine ganz natürliche Thranlampe.

Claudius.

Bloß komisch und witzig, nicht humoristisch ist folgenes Gedicht:

Vom Pythagoräischen Lehrsatze.

Die Wahrheit, sie besteht in Ewigkeit,
Wenn erst die blöde Welt ihr Licht erkannt;
Der Lehrsatz, nach Pythagoras benannt,
Gilt heute, wie er galt zu seiner Zeit.

Ein Opfer hat Pythagoras geweiht
Den Göttern, die den Lichtstrahl ihm gesandt:
Es thaten kund geschlachtet und verbrannt
Einhundert Ochsen seine Dankbarkeit.

Die Ochsen, seit dem Tage, wenn sie wittern,
Daß eine neue Wahrheit sich enthülle,
Erheben ein unmenschliches Gebrülle;

Pythagoras erfüllt sie mit Entsetzen,
Und machtlos, sich dem Licht zu widersetzen,
Verschließen sie die Augen und erzittern.

Chamisso.

§ 54. Die Allegorie.

1) Wenn etwas Unsichtbares, ein Gefühl, eine Idee, eine Wahrheit, durch etwas Sichtbares anschaulich und begreiflich gemacht werden soll: so nennt man dieses Sichtbare oder wenigstens durch die Sinne Wahrnehmbare ein Symbol (Sinnbild). So sind z. B. zwei in einander gelegte Hände ein Symbol der Einigkeit, der Anker ein Symbol der Hoffnung, der Palmzweig ein Symbol des Friedens, die Cypresse bezeichnet die Trauer u. s. w. Ein Symbol hat also nicht das, als was es sich äußerlich darstellt, sondern etwas Anderes zu bedeuten, was nur durch Belehrung oder Nachdenken gefunden werden kann. Die Poesie hat überhaupt immer etwas Symbolisches an sich, wenn sie durch Bilder der mittelbare Ausdruck einer Wahrheit oder Empfindung wird (vgl. S. 27, 107 f. 216).

Reihen sich nun mehrere Symbole zu einem Ganzen zusammen, und ist dieses Ganze dann ein Sinnbild für eine Idee, so daß die einzelnen Merkmale des Ganzen als Symbole für die einzelnen Charakterzüge der Idee gelten können: so ist das Ganze eine Allegorie. Auf dem Schachbrette haben z. B. die Figuren des Königs, seiner Offiziere und der Bauern sehr verschiedene Wichtigkeit für das Spiel, wie die verschiedenen Stände es im Leben haben; aber wenn das Spiel beendet ist, kommen alle Figuren ohne Unterschied in ein gemeinsames Behältniß, wie die Menschen alle in den Schooß der Erde kommen, wenn sie ihre Rolle im Leben ausgespielt haben. Das Schachspiel ist also eine Allegorie des Lebens. — Begriffe einzelner konkreter Dinge also können nicht allegorisch dargestellt werden, weil sie nur ein Einzelnes sind und zur Allegorie eine ganze Reihe symbolischer Bezeichnungen gehört. Der Wein z. B. kann durch Bacchus sinnbildlich bezeichnet werden: dann ist Bacchus das Symbol, nicht die Allegorie des Weines. Abstrakte Gegenstände aber lassen sich oft ebensowohl symbolisch als allegorisch darstellen. So ist z. B. eine Lyra das Symbol der Poesie, und doch ließe sich die Poesie auch durch eine Allegorie darstellen, wie Schiller es in dem „Mädchen aus der Fremde" gethan hat (S. 286). Keineswegs aber ist nun alles Einzelne, was aus einer Allegorie herausgerissen würde, auch an sich schon ein Symbol, es hat vielmehr seine Bedeutung nur im Zusammenhange. — Die heidnischen Götterlehren haben viel Allegorisches, weil die Götter und ihre Attribute größtentheils Bilder für Naturkräfte und Eigenschaften sind.

a) Von der Parabel (vgl. § 34) unterscheidet sich die Allegorie außer ihrer ganzen Haltung auch durch ihre Tendenz: sie will nur einen Zustand durch Bilder in ein klares Licht setzen, während die Parabel eine höhere Wahrheit im Bilde anschaulich macht; am Schlusse hat man bei der Allegorie eine Beschreibung, bei der Parabel eine Belehrung erhalten. — Auch von einem bloßen Vergleiche muß man die Allegorie unterscheiden; denn in ihr sowohl, als im Sinnbilde wird für die Sache, welche man meint, eine andere genannt oder beschrieben und erzählt, und es ist kaum nothwendig, das, was man wirklich meint, erst namhaft zu machen; im Vergleiche aber wird die Sache, welche man wirklich meint, nothwendig auch genannt und nur mit einer andern zusammengestellt, die also nicht statt ihrer, sondern neben ihr eingeführt wird. Es ist ein Unterschied, ob eine Sache etwas Anderes zu bedeuten hat, als es Anfangs scheint, oder ob sie einer anderen nur ähnlich oder gleich ist. Vergleiche kommen unzählige in Gedichten vor (S. 218 f.).

Allegorisch sind in dramatischer Form oft die sogenannten Festspiele, z. B. Huldigung der Künste, von Schiller. Lyrisch, episch, episch-lyrisch sind die folgenden Beispiele. Vgl. auch: Pegasus im Joche, von Schiller; Ritterthum und Minne, eine Romanze von A. W. Schlegel; Die verlorene Kirche, von Uhland; Maienthau, Mährchen, Die deutsche Poesie, von Demselben; Der Traum, von Tieck; Gedichte von Rückert, Bd. 2, S. 77—90.

Sehnsucht.

Ach, aus dieses Thales Gründen, 1
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt' ich doch den Ausgang finden,
O wie fühlt' ich mich beglückt!
Dort erblick' ich schöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün:
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög' ich hin!

2 Harmonieen hör' ich klingen,
Töne süßer Himmelsruh',
Und die leichten Winde bringen
Mir der Düfte Balsam zu;
Goldne Früchte seh' ich glühen,
Winkend zwischen dunklem Laub,
Und die Blumen, die dort blühen,
Werden keines Winters Raub.

3 Ach, wie schön muß sich's ergehen
Dort im ew'gen Sonnenschein,
Und die Luft auf jenen Höhen,
O wie labend muß sie sein!
Doch mir wehrt des Stromes Toben,
Der ergrimmt dazwischen braust;
Seine Wellen sind gehoben,
Daß die Seele mir ergraust.

4 Einen Nachen seh' ich schwanken,
Aber ach, der Fährmann fehlt.
Frisch hinein und ohne Wanken!
Seine Segel sind beseelt.
Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leih'n kein Pfand;
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland.

Schiller.

Der Dichter läßt in diesem Gedichte einen Menschen sprechen, welcher sich nach einem besseren Leben im Jenseits sehnt. Eine Gegend dient als höchst ausdrucksvolle Allegorie des Lebens: ein eingeschlossenes Thal deutet auf die Beschränktheit des irdischen Daseins; der Nebel auf die Kurzsichtigkeit des Geistes, der nicht weiß, was die nächste Stunde bringen wird; die Kälte auf die Unbefriedigtheit eines Herzens, welches nur durch die Wärme der Liebe glücklich werden kann; der verborgene Ausgang auf die verborgene Todesstunde, die unerwartet kommt, und sich darstellt ohne Rücksicht auf unsern Wunsch, ob gesucht oder gefürchtet. Alle Lieblichkeit des Lebens ist dagegen mit der freien Gegend voll Hügel bezeichnet, und dahin strebt die Sehnsucht des unbefriedigten Menschen: da sieht seine Phantasie alles Schöne, da hört sie alles Erquickende, da ahnt sie die Dauer dessen, was beglückt. — Der Strom, welcher die beiden Gegenden, d. h. das Erdenleben und das Jenseits, von einander trennt, ist der Tod, vor dessen Schrecken ein Grausen die Seele erfaßt. Der Nachen, auf welchem man glücklich hinüber gelangt, ohne im Tode zu versinken, ist die Religion. Aber kein Fährmann, kein Anderer als ich selbst kann die Religion für mich nützlich und zum Rettungsmittel machen, sondern ich selbst muß sie ergreifen, muß mich in sie hinein versenken, mich ihr überlassen. Thue ich das, dann bedarf ich nicht mehr fremder Fährmanns-Hilfe, sondern ich werde dann in den Segeln eine wunderbare Kraft gewahr, welche mir unsichtbar beisteht, d. i. die Macht des Glaubens. Dieses letzteren nur, der vertrauenden Hingebung nur bedarf das sehnende Herz, um die Schrecken des Todes zu überwinden. — [Eine andere Deutung erfährt dies Gedicht durch die Voraussetzung, daß der Dichter einen Menschen sprechen lasse, der sich nach dem Reiche des Ideals sehnt. Dann freilich sind des Thales Gründe die ungenügende Wirklichkeit des Lebens, die schönen Hügel der ideale Zustand, die letzten zwei Zeilen der Strophe 1 aber drücken das Unvermögen des Dichters aus, sich zu demselben zu erheben. Die goldenen Früchte und die Blumen, welche keines Winters Raub werden, sind dann die den Geist nährenden und ergötzenden Werke der Kunst. Der dazwischen brausende Strom, vor dessen gehobenen Wellen die Seele ergraust, ist die sinnliche Natur des Menschen, die damals gerade sehr angegriffene Gesundheit des Dichters, welche ihn an dem geistigen Aufschwunge hindert. Der Nachen deutet die Möglichkeit an, das

Land des Ideals zu gewinnen, der fehlende Fährmann aber. die mangelnde Kraft, welche nur durch einen der Erreichung des Ziels im Voraus gewissen Entschluß (Glauben und Wagen) ersetzt werden kann, wie ja auch sonst der entschiedene Wille den Körper beherrscht.]

Zueignung.

1 Der Morgen kam; es scheuchten seine Tritte
Den leisen Schlaf, der mich gelind umfing,
Daß ich, erwacht, aus meiner stillen Hütte
Den Berg hinauf mit frischer Seele ging;
Ich freute mich bei einem jeden Schritte
Der neuen Blume, die voll Tropfen hing;
Der junge Tag erhob sich mit Entzücken,
Und Alles ward erquickt, mich zu erquicken.

2 Und wie ich stieg, zog von dem Fluß der Wiesen
Ein Nebel sich in Streifen sacht hervor.
Er wich und wechselte mich zu umfließen,
Und wuchs geflügelt mir um's Haupt empor:
Des schönen Blicks sollt' ich nicht mehr genießen,
Die Gegend deckte mir ein trüber Flor;
Bald sah ich mich von Wolken wie umgossen,
Und mit mir selbst in Dämm'rung eingeschlossen.

3 Auf einmal schien die Sonne durchzudringen,
Im Nebel ließ sich eine Klarheit seh'n.
Hier sank er leise sich hinabzuschwingen;
Hier theilt' er steigend sich um Wald und Höh'n.
Wie hofft' ich ihr den ersten Gruß zu bringen!
Sie hofft' ich nach der Trübe doppelt schön.
Der luft'ge Kampf war lange nicht vollendet, —
Ein Glanz umgab mich und ich stand geblendet.

4 Bald machte mich, die Augen aufzuschlagen,
Ein inn'rer Trieb des Herzens wieder kühn;
Ich konnt' es nur mit schnellen Blicken wagen,
Denn Alles schien zu brennen und zu glüh'n.
Da schwebte, mit den Wolken hergetragen,
Ein göttlich Weib vor meinen Augen hin,
Kein schöner Bild sah ich in meinem Leben!
Sie sah mich an und blieb verweilend schweben.

5 Kennst du mich nicht? sprach sie mit einem Munde,
Dem aller Lieb' und Treue Ton entfloß:
Erkennst du mich, die ich in manche Wunde
Des Lebens dir den reinsten Balsam goß?
Du kennst mich wohl, an die, zu ew'gem Bunde,
Dein strebend Herz sich fest und fester schloß.
Sah ich dich nicht mit heißen Herzensthränen
Als Knabe schon nach mir dich eifrig sehnen?

6 Ja! rief ich aus, indem ich selig nieder
Zur Erde sank, lang' hab' ich dich gefühlt;
Du gabst mir Ruh', wenn durch die jungen Glieder
Die Leidenschaft sich rastlos durchgewühlt;
Du hast mir wie mit himmlischem Gefieder
Am heißen Tag die Stirne sanft gekühlt;
Du schenktest mir der Erde beste Gaben,
Und jedes Glück will ich durch dich nur haben!

7 Dich nenn' ich nicht. Zwar hör' ich dich von Vielen
Gar oft genannt, und Jeder heißt dich sein,
Ein jedes Auge glaubt auf dich zu zielen,
Fast jedem Auge wird dein Strahl zur Pein.
Ach! da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,
Da ich dich kenne, bin ich fast allein;
Ich muß mein Glück nur mit mir selbst genießen,
Dein holdes Licht verdecken und verschließen.

8 Sie lächelte, sie sprach: Du siehst, wie klug,
Wie nöthig war's, euch wenig zu enthüllen!

Kaum bist du sicher vor dem gröbsten Trug,
Kaum bist du Herr vom ersten Kinderwillen,
So glaubst du dich schon Uebermensch genug,
Versäumst, die Pflicht des Mannes zu erfüllen!
Wie viel bist du von Andern unterschieden?
Erkenne dich! Leb' mit der Welt in Frieden!

9 Verzeih' mir! rief ich aus, ich meint' es gut!
Soll ich umsonst die Augen offen haben?
Ein froher Wille lebt in meinem Blut,
Ich kenne ganz den Werth von deinen Gaben!
Für Andre wächst in mir die edle Glut,
Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben!
Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?

10 Und wie ich sprach, sah mich das hohe Wesen
Mit einem Blick mitleid'ger Nachsicht an;
Ich konnte mich in ihrem Auge lesen,
Was ich verfehlt, und was ich recht gethan.
Sie lächelte, da war ich schon genesen,
Zu neuen Freuden stieg mein Geist heran:
Ich konnte nun mit innigem Vertrauen
Mich zu ihr nahn und ihre Nähe schauen.

11 Da reckte sie die Hand aus in die Streifen
Der leichten Wolken und des Dufts umher;
Wie sie ihn faßte, ließ er sich ergreifen,
Er ließ sich zieh'n, es war kein Nebel mehr.
Mein Auge konnt' im Thale wieder schweifen,
Gen Himmel blickt' ich, er war hell und hehr.
Nun sah ich sie den reinsten Schleier halten,
Er floß um sie und schwoll in tausend Falten.

Ich kenne dich, ich kenne deine Schwächen, 12
Ich weiß, was Gutes in dir lebt und glimmt! —
So sagte sie, ich hör' sie ewig sprechen —
Empfange hier, was ich dir lang' bestimmt!
Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dies Geschenk mit stiller Seele nimmt:
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.

Und wenn es dir und deinen Freunden 13
schwüle
Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft!
Sogleich umsäuselt Abendwindeskühle,
Umhaucht euch Blumen-Würzgeruch und Duft;
Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,
Besänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle! —

So kommt denn Freunde, wenn auf euern 14
Wegen
Des Lebens Bürde schwer und schwerer drückt,
Wenn eure Bahn ein frischerneuter Segen
Mit Blumen ziert, mit goldnen Früchten schmückt,
Wir geh'n vereint dem nächsten Tag entgegen!
So leben wir, so wandeln wir beglückt.
Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern,
Zu ihrer Lust noch unsre Liebe dauern.

Goethe.

In dieser Allegorie zeigt Goethe das Wesen seines poetischen Lebens und Strebens, wie es Anfangs getheilt war zwischen Wahrheit und Dichtung, wie bald die eine, bald die andere die Oberhand gewann, bis ihm die Wahrheit nicht mehr

in ihrer blendenden, sondern in ihrer verklärten Gestalt als poetische Wahrheit erschien. — Aus der Kindheit erwachend, war er durch Betrachtung der Dinge in jugendlichem Frohsinn allmählich zu immer höherer Erkenntniß gestiegen (1). Da erwachte in ihm die Phantasie und breitete ihren Schleier um die Wirklichkeit; seine Gedanken wurden poetisch beflügelt, aber Wirklichkeit war es nicht, was er nun sah, sondern eine subjective Traumwelt. Diese hat der Mensch nur für sich, jeder seine eigene (2). Allein die Wahrheit des Lebens siegte doch endlich über die selbstgeschaffene phantastische Welt, und der gesunde Geist freute sich, die Wirklichkeit nun wieder in ihrem eigenen Lichte zu schauen. Und wie nun die Phantasie mit der objectiven Wirklichkeit rang, sah sein Geistesauge plötzlich, als wären ihm Schuppen entfallen, die Wirklichkeit der Dinge in ihrer ganzen poesielosen Klarheit. Da that die Wahrheit seinem Herzen wehe (3). Dennoch ließ sich sein kühner Muth von der Erforschung der Wahrheit nicht abschrecken, er suchte vielmehr immer tiefer in sie einzudringen. Sein Streben ward belohnt; denn ihm erschien bald die Wahrheit in einer edleren Gestalt, als die gemeine Wirklichkeit der Dinge sie an sich trägt (Str. 4). Diese nicht geschauete, aber geahnete poetische Wahrheit war es gewesen, welche ihm sein Jugendleben so verschönert hatte (Str. 5), daß er noch jetzt mit Wonne daran zurückdenkt, und auch von nun an will er allein mit ihrem Auge das Leben betrachten (6). Im Besitze so hoher, verklärter Lebensansicht steht er aber einsam da, während die Menge sich mit der alltäglichen Lebens-Wahrheit begnügt und ihn nicht versteht (Str. 7). Doch eben diese höhere Erkenntniß, welche etwas so Beseligendes in sich schließt, während die gewöhnliche so oft verletzt, sie selbst ermahnt ihn, sich nicht zu überschätzen, als hätte er das Höchste schon erreicht, und treibt ihn an, sich Anderen nützlich zu machen (Str. 8, 9). Für diesen guten Willen wird er dadurch belohnt, daß ihm die Wahrheit in immer anmuthigerer Gestalt erscheint und er sie immer tiefer erfassen lernt. Durch die Anwendung einer Erkenntniß für Andere lernt man immer mehr (Str. 10). Nun verstand die Klarheit des Wissens auch die einst so süße Unklarheit der Gefühle zu etwas Schönem zu benutzen (Str. 11): die erhabene Wahrheit vertraute ihrem Kenner die Kunst der Dichtung an (Str. 12), um durch sie die frohen Ereignisse des Lebens und die trübe Wirklichkeit des Daseins zu verschönern, zu besänftigen, und im Herzen die Ahnung einer schöneren Welt wach zu erhalten (Str. 13). Vergl. § 3. So begabt, ladet der Dichter die Freunde zum Genusse seiner Gaben ein und hofft, seine mittheilende Liebe werde auch noch von der Nachwelt erkannt und genossen werden.

Die Nektartropfen.

Aehnlich einer Paramythie.

Als Minerva jenen Liebling,
Den Prometheus, zu begünst'gen,
Eine volle Nektarschale
Von dem Himmel niederbrachte,
Seine Menschen zu beglücken
Und den Trieb zu holden Künsten
Ihrem Busen einzuflößen:

Eilte sie mit schnellen Füßen,
Daß sie Jupiter nicht sähe;
Und die goldne Schale schwankte,
Und es fielen wenig Tropfen
Auf den grünen Boden nieder.

Emsig waren drauf die Bienen
Hinterher und saugten fleißig;
Kam der Schmetterling geschäftig,
Auch ein Tröpfchen zu erhaschen,

Selbst die ungestalte Spinne
Kroch herbei und sog gewaltig.

Glücklich haben sie gekostet,
Sie und andre zarte Thierchen!
Denn sie theilen mit dem Menschen
Nun das schönste Glück, die Kunst.

Goethe.

Der treue Gefährte.

1 Ich hatt' einst einen Genossen treu,
Wo ich war, war er auch dabei,
Blieb ich daheim, ging er auch nicht aus,
Und ging ich fort, blieb er nicht zu Haus.

2 Er trank aus Einem Glas mit mir,
Er schlief in Einem Bett mit mir,
Wir trugen die Kleider nach Einem Schnitt,
Ja selbst zum Liebchen nahm ich ihn mit.

3 Und als mich's jüngst nach den Bergen zog,
Und Stab und Bündel im Arm ich wog,
Da sprach der treue Geselle gleich:
Mit Gunsten, Freund, ich geh' mit euch!

4 Wir wallen still hinaus zum Thor,
Die Bäume streben frisch empor,
Die Lüfte bringen uns warmen Gruß, —
Da schüttelt der Freund den Kopf mit Verdruß.

5 Im Aether jauchzt ein Lerchenchor,
Da hält er zugepreßt sein Ohr;
Süß duftet dort das Rosengesträuch,
Da wird er schwindlich und todtenbleich.

6 Und als wir stiegen den Berg hinan,
Verlor den Athem der arme Mann;
Ich wallt' empor mit leuchtendem Blick,
Doch er blieb keuchend unten zurück.

7 Ich aber stand jauchzend ganz allein
Am Bergesgipfel im Sonnenschein;
Rings grüne Triften und Blumenduft,
Und wirbelnde Lerchen und Bergesluft!

Und als ich wieder zu Thal gewallt, 8
Da stieß ich auf eine Leiche bald:
O weh! er ist's! todt liegt er hier,
Der einst der treuste Gefährte mir!

Da ließ ich graben ein tiefes Grab, 9
Und senkte die Leiche still hinab,
D'rauf setzt' ich einen Leichenstein
Und grub die Wort' als Inschrift ein:

„Hier ruht mein treuster Genoß im Land, 10
„Herr Hypochonder zubenannt;
„Er starb an frischer Bergesluft,
„An Lerchenschlag und Rosenduft.

„Sonst wünsch' ich ihm alles Glück und Heil, 11
„Die ewige Ruhe werd' ihm zu Theil,
„Nur wahr' mich Gott vor'm Wiedersehn
„Und seinem fröhlichen Auferstehn!"

Anastasius Grün.

2) Als allegorische Gedichte lassen sich auch die Agrionien, d. h. die Räthsel, Charaden und ihre Abarten bezeichnen, welche jedoch nur dann in's Reich der Poesie gehören, wenn sie Phantasie und Gemüth durch Schönheit und sinnige Behandlung ihres Gegenstandes ansprechen, wie z. B. die von Schiller. Die meisten Räthsel haben aber bloß eine poetische Form, während sie ihrem Inhalte nach dem Verstande angehören, Mittelwesen zwischen Poesie und Prosa, Aufgaben für den Scharfsinn, oder ein sinnreiches Spiel für das Herumschweifen der Gedanken. Das Räthsel umschreibt einen Gegenstand, sagt überraschende Merkmale von ihm aus und hat es immer mit dem ganzen Worte auf einmal zu thun. Die Charade macht es eben so, theilt aber ein Wort in Sylben ab und besteht also aus mehreren zusammenhängenden Räthseln (Sylben-Räthsel). Eine Schönheit der Charade liegt darin, daß die ein-

zelnen Theile derselben sich auf einander beziehen.

b) Die bekanntesten Abarten der Räthsel und Charaden heißen: 1) Logogriph — wenn das Räthselwort durch Wegnehmung eines Buchstabens ein neues Wort wird, z. B. Strumpf, Trumpf, Rumpf. 2) Anagramm — wenn mit den Buchstaben des Räthselwortes eine Versetzung vorgenommen wird, um ein neues Räthselwort zu geben, wie: Erde, Rede; aus: Tarantel läßt sich z. B. durch Versetzung und Wegnahme einzelner Buchstaben herausbringen: Natter, Tarant, Altan, Tante, Ratte, Aetna, Alter, Altar, Latte, Talar, Aera, Aal, ꝛc. Schön ist's, wenn das durch Versetzung herausgebrachte Wort in Beziehung zu dem Worte steht, von dem es genommen ist, z. B. Napoleon Bonaparte — pone rapta bona, leno; auch la révolution française — un corse la finira. 3) Palindrom — wenn das Räthselwort auch rückwärts eines ist, z. B. Rettig — Gitter; Sie — Eis. 4) Homonyme — wenn dasselbe Wort einen Doppelsinn gibt, z. B. der Kaper, die Kaper; Flügel; Bogen.

Es liegt in dem charakteristischen Wesen des Räthsels, daß es als solches aufhört zu existiren, sobald es errathen ist; besitzt es aber poetischen Werth, so werden seine Gedanken auch nach der Lösung noch Interesse finden, weil sie nicht bloß witzig, von scheinbarer Wahrheit, sondern schön und von tieferer Wahrheit sind: Schiller's Räthsel und Goethe's Charade (Liebe-Herz).

Räthsel gibt's von: J. G. M. (Moser); Gedichte von A. Däves, 1838; Viktor Käfers Gedichte, 1839; von Cölln (Loc-len); C. D. Aubenfloh's Räthsel. Nebst einer kurzen Anleitung zum Verfassen und Lösen der verschiedenen Arten von Räthseln, 1841; Feuerlein: Taschenbuch für Räthselfreunde.

Räthsel.

Gefesselt an die niedern Räume, 1
Auf freier Flur im Blumenland,
Im Schatten blätterreicher Bäume,
Verlebt' ich meinen Prüfungsstand.

Ich sehnte rastlos mich von hinnen, 2
Begann, erfaßt von Angst und Graun,
Mein Todtenhemd mir selbst zu spinnen,
Am eignen Sarkophag zu bau'n.

Und kaum, daß ich den Bau vollführet, 3
Da legt' ich freudig mich hinein;
Mit Mumienbanden festgeschnüret,
Erhofft' ich baldiges Befrei'n.

Doch schleichend und mit dürrem Stabe, 4
Schnee auf dem Haupt, im Barte Eis,
Trat still als Wächter zu dem Grabe
Ein finstrer, mitleidsloser Greis.

Umsonst mocht' ich mich leise regen, 5
Stets ernst und starr blieb sein Gesicht.
Ach, manchen Mond hab' ich gelegen,
Das Herz des Alten rührt' es nicht.

Doch plötzlich drangen durch die Ritzen 6
Des Sarges — Licht und sanfte Gluth,
Der Sonne Strahlen sah ich blitzen
Und fühlte Lebenskraft und Muth.

In Jugendschöne kam ein Ritter, 7
Geschmückt mit Blumenkranz und Strauß,
Schnell an des Mausoleums Gitter
Und rief den Greis zum Kampf heraus.

Ich sah sie kämpfen, sah sie ringen: 8
Der Jüngling schwang den Blumenschaft,
Den finstern Wächter zu bezwingen;
Der Greis erlag der Heldenkraft.

Und als nun des Erretters Finger 9
An meines Grabes Pforte schlug,
Zerbrach ich meinen Todtenzwinger
Und wand mich aus dem Leichentuch.

10 Hell schimmernd, gleich dem Morgenrothe
Und wie des Himmels Azurzelt,
Schwang ich mich auf, des Jünglings Bote,
Der Herold einer bessern Welt.

Fr. Kind.

Charade.

(Dreisylbig.)

Er.

1 Kennst du das Wort, es stammt aus fremden Landen,
Acht Zeichen bilden seinen schönen Klang;
Es hält das Weltenall mit festen Banden,
Und seine Töne klingen wie Gesang.
Nur vier von seinen ersten Zeichen trüben
Mit ihren Schatten nie dein frohes Herz!
Doch würdest du mich einmal nicht mehr lieben,
So brechen sie nur schnell mein armes Herz!

Sie.

2 Wohl kenn' ich es, das Wort aus fremden Landen,
Es folgt so gern der Liebe zarter Spur;
Denn seit der Zeit, wo wir uns liebend fanden,
Umschwebt es mich im Hain, wie auf der Flur.
Doch frägst du mich, ob ich je von dir weichen,
Dich einst nicht mehr wie heute lieben kann,
Dann sagen leise die vier letzten Zeichen,
Ob meine Liebe endet, wo und wann.

Beide.

Umschwebe uns mit deinen zarten Schwingen, 3
Du Götterkind, auf düst'rer Erdenbahn!
Daß wir dir unsres Dankes Opfer bringen,
Wenn wir verklärt uns deiner Schöne nahn.
Dort, wo an Lethe's sanften Wunderwellen
Der Erdennächte helle Morgen graun,
Dort werden wir, bekränzt mit Immortellen,
Dich, Herrliche, in deiner Heimath schau'n.

A. P. Däves.

Homonyme.

Ich trage dich hoch durch stürmische Lüfte,
Weit über der Erde Thäler und Grüfte,
Weit über der Alpen Gipfel empor,
Durch Sonnenschimmer und Nebelflor.
Doch was erblick' ich? Krieger im Streite!
Bebend erzittert das fürchtende Land.
Aber du fassest den Feind in die Seite —
Entzieh' ihm den Lorbeer, entreiß ihm die Beute!
Erkämpft ist der Sieg mit tapferer Hand;
Von allen Lippen erschallet dein Ruhm,
Gerettet sind Bürger und Eigenthum.

Aber wenn in stillen Harmonieen,
Sanft von schöner Hand berührt,
Süße Töne dir entfliehen,
Wird das Herz von Lust entführt;
Ja, du wandelst um und um
Unser Leben zum Elysium.

E. A. W. v. Kyaw.

Die

Dichtkunst und ihre Gattungen.

Dritter Theil.

Dritter Theil.

Eintheilung der Gedichte nach ihrer äußeren Form.

Wie im zweiten Theile die Gedichte, abgesehen von ihrem lyrischen, epischen, oder dramatischen Inhalte, nur nach einem gewissen Charakter benannt wurden, welcher wegen seiner bedeutungsvollen Eigenthümlichkeit als das Wesentliche des Gedichtes gilt: so gibt es auch wieder Gedichte, welche nach ihrer äußeren Form benannt werden und bei denen in dieser Beziehung die lyrische, epische oder dramatische Richtung ihres Inhaltes gleichfalls nicht als Hauptsache gilt. Da jedes Gedicht in einer äußeren Form erscheint, so ließe sich auch in diesem dritten Theile eine vollständige Eintheilung der Gedichte von diesem Standpunkte aus unternehmen; allein die Form der meisten Gedichte ist so unbestimmt und hat so wenig Auffallendes, daß nicht einmal Namen dafür existiren. Früher, und bei geistlichen Liedern noch heut, nannte man sie nach ihrer Gesangweise, ihrer Melodie. Wie wir im zweiten Theile dieses Werkes nur die auffallenderen Charaktere hervorgehoben und erklärt haben, so werden wir auch in diesem dritten nur jene Formen erwähnen, welche sich als besonders charakteristisch geltend machen. Da sie aus den südlichen Ländern stammen, nennt man sie auch oft gemeinschaftlich die südlichen Formen. Sie haben ihr charakteristisches Merkmal in einer vorgeschriebenen Anzahl von Zeilen, einer vorgeschriebenen Anzahl und Wiederkehr von Reimen u. dergl. Von einem Metrum, welches in einer bestimmten Anzahl und Beschaffenheit langer und kurzer Sylben besteht, die in gewisser Ordnung immer wiederkehren, ist jedoch hier nicht die Rede; es sind vielmehr bei den meisten südlichen Formen Trochäen eben so erlaubt als Jamben, auch die Zahl der Sylben ist nicht immer genau bestimmt.

Bei dieser Eintheilung ist nicht zu vergessen, daß eben diese Gedichte hinsichtlich der poetischen Richtung ihres Inhaltes schon im ersten Theile, hinsichtlich ihres poetischen Charakters aber im zweiten erklärt sind und daß sie nur hinsichtlich ihrer äußeren Gestaltung in diesen dritten Theil gehören. So könnte z. B. das Gedicht: Vom Pythagoräischen Lehrsatze, von Chamisso, welches im zweiten Theil unter die humoristischen Gedichte aufgenommen ist, S. 295, im dritten Theile als Sonett stehen; das Gedicht: An Novalis, von Schlegel, S. 311, das im dritten Theile eine Canzone genannt ist, könnte im ersten unter die Elegieen kommen; einzelne Ritornelle könnten Sinn-

gedichte heißen; die poetische Erzählung: Mateo Falcone, S. 176, könnte im dritten Theile unter den Terzinen stehen, ꝛc.

§ 55. Das Sonett.

1) Das Sonett ist ein Gedicht von vierzehn eilfsylbigen Zeilen in jambischem Versmaaße, und nur weiblichen (zweisylbigen) Reimen. Es hat nur einen Hauptgedanken, der aber in zwei Theile zerfallen und dessen Ausdruck nach dem ersten Theil eine andere Wendung nehmen muß.

Schon die in zwei von einander geschiedene Abtheilungen gebrachten Reime eines Sonettes deuten darauf hin, daß diese Form nicht für eine Reihe gleichmäßig auf einander folgender Gedanken geschaffen ist, sondern daß auch der Inhalt derselben in zwei Theile (einen acht- und einen sechszeiligen) zerfallen soll. Diese beiden Theile beziehen sich auf einander, entweder wie ein Gegenstand zu seinem Bilde, oder wie ein Satz zu seinem Gegensatze, oder wie Vordersatz und Nachsatz u. s. w. Nothwendig muß in jedem guten Sonette zwischen beiden Theilen ein Ruhepunkt sein und der Hauptgedanke von da an eine andere Wendung nehmen. Dies giebt ihm Lebhaftigkeit und einen epigrammati- Reiz. Während der erste Theil seine zwei Reime hat, die viermal wiederkehren, und zwar in folgender Ordnung: **abba, abba**, hat der zweite Theil wieder seine zwei besondern Reime, die dreimal wiederkehren, und zwar in beliebiger Ordnung (oder auch drei Reime, die nur zweimal wiederkehren). Der erste, achtzeilige Theil zerfällt in zwei quadernari (vierzeilige Stanzen, quadrains), die eigentlich wieder jedes ein kleines Ganzes für sich bilden sollen, doch auf einander bezüglich. Der zweite, sechszeilige Theil zerfällt in zwei ternari (dreizeilige Stanzen, Terzinen), die wieder jedes ein kleines Ganzes bilden sollen, eins auf das andere sich beziehend. So besteht ein Sonett also aus einem abgeschlossenen Hauptgedanken, der in zwei Abtheilungen getheilt ist, deren jede wieder in zwei Unterabtheilungen zerfällt. Man vergleiche z. B. das folgende Sonett und sein Schema:

Sonettendichter.

Sonette dichtete mit edlem Feuer
Ein Mann, der willig trug der Liebe Kette,
Er sang sie der vergötterten Laurette,
Im Leben ihm und nach dem Leben theuer.
(Petrarka.)

Und also sang auch manches Abenteuer,
In schmelzend musikalischem Sonette,
Ein Held, der einst durch wildes Wogenbette
Mit seinem Liede schwamm, als seinem Steuer.
(Camoens.)

Der Deutsche hat sich beigesellt, ein Dritter,
Dem Florentiner und dem Portugiesen,
Und sang geharnischte für kühne Ritter.
(Rückert.)

Auf diese folg' ich, die sich groß erwiesen,
Nur wie ein Aehrenleser folgt dem Schnitter;
Denn nicht als Vierter wag' ich mich zu diesen.
Platen.

Hauptgedanke:	Sonettendichter.
1. Abtheilung:	Südliche Dichter.
1. Unterabtheilung:	ein Italiener.
2. Unterabtheilung:	ein Portugiese.
2. Abtheilung:	Deutsche Dichter.
1. Unterabtheilung:	Rückert.
2. Unterabtheilung:	Platen.

Als Goethe gestorben war.

Um Frühlingsanfang ist ein Baum gefallen,
Der unsrer Väter Kindheit schon umblühte,

Mit Goldfrucht unsrer Wieg' entgegenglühte,
Und uns so lange ließ im Schatten wallen.

Des immergrünen Laubes Nachtigallen
Erschlossen klangvoll der Natur Gemüthe,
Und her vom Wipfel schaut' ein Aar und sprühte
Noch Weltverklärungsblitz' aus morschen Krallen.

Schämt euch, die ihr am alten Stamm, ihr Knaben,
Das Moos gerupft, vor Männern, die in seiner
Bewundrung sich herangebildet haben!

Wo Goethe stand, galt größer nichts, noch kleiner;
Er ging, nun zeigt wetteifernd eure Gaben!
Doch Derer, die ich kenn', ersetzt ihn Keiner.

Rückert.

Betrachtung.

Das kleine Haus, es steht noch an der Stelle,
Wo ich es sonst gesehn vor vielen Jahren,
Seit ich so manches Leid und Freud' erfahren,
Umhergetragen auf des Lebens Welle;

Dieselben Tritt' und Weg' an selber Stelle,
Die kleinsten Dinge, wie sie eh'mals waren!
Bemüht, die alte Ordnung zu bewahren,
Sorgt noch der Diener, wie er Alles stelle.

So bleibt Beschränkung gern in tiefem Frieden:
Wie draußen auch die wilden Stürme toben,
Es lockt die stille Welt, da zu verweilen;

Den kühnern Geist hat immer Ruh' vermieden:
Will sinnend auch Gefühl die Stille loben,
Er muß auf wildem Flügel weiter eilen.

Friedr. Schlegel.

Sonette siehe noch Seite 5 und 295.

Es gibt auch einige Sonette, welche sich über das Wesen dieser Dichtungsform theils tadelnd, theils lobend aussprechen, z. B. von Goethe: Das Sonett; von J. H. Voß: Klingsonate; von A. W. Schlegel: Das Sonett; von Uhland: Bekehrung zum Sonett; von Platen: Das Sonett — an Goethe.

Natur und Kunst.

Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen
Und haben sich, eh' man es denkt, gefunden;
Der Widerwille ist auch mir verschwunden,
Und beide scheinen gleich sich anzuziehen.

Es gilt wohl nur ein redliches Bemühen!
Und wenn wir erst, in abgemeßnen Stunden,
Mit Geist und Fleiß uns an die Kunst gebunden,
Mag frei Natur im Herzen wieder glühen.

So ist's mit aller Bildung auch beschaffen:
Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.

Wer Großes will, muß sich zusammenraffen:
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

Goethe.

2) Ein Sonettenkranz besteht aus vierzehn oder fünfzehn Sonetten. Die erste Zeile jedes folgenden Sonettes lautet eben so, wie die letzte Zeile des vorhergehenden; das vierzehnte Sonett schließt dann mit der ersten Zeile des ersten Sonettes. Ein fünfzehntes (Meistersonett) schließt den Kranz und enthält alle vierzehn Anfangszeilen der vorangegangenen Sonette im Zusammenhange. Solche und ähnliche Sonettenkränze gehören vorzüg-

lich der italienischen Poesie an, die über eine sehr reimreiche Sprache gebietet. Ein deutscher Sonettenkranz ist von F. W. Riemer gedichtet worden, wovon das Meistersonett zugleich ein Beispiel der Alliteration ist (nur etwas fade).

Mit Unrecht nennt man auch mehrere Sonette über einen und denselben Gegenstand, ohne daß sie sich durch gleiche End- und Anfangszeile aneinander anreihten, einen Sonettenkranz. (Vergleiche Minding: 5 Bücher Gedichte 1841; Otto Marbach: Unsterblichkeit 1843; Businger: Historisch-Dramatischer Sonetten-Cyclus. 1844.)

3) Es gibt auch Sonette mit einem Anhange (coda), der gewöhnlich zuletzt, wohl auch in anderem Versmaaße, hinterdrein folgt, seltener zwischen die einzelnen quadernari und ternari eingeschoben wird. — Als Beispiel vergleiche man von Friedr. Schlegel: Das Ideal, und von Tieck: Gedichte, 2. Bd., S. 24, 103, 123, so wie das folgende:

Der Garten.

Betret' ich nun des Gartens grüne Gänge?
Wie frisch und lieblich dort die tiefen Gründe!
Die Einsamkeit holdselig und gelinde,
Wie Chorgesang rauscht hier das Baumgedränge.

Was find' ich an dem blühenden Gehänge?
Wie! Thränen an so manchem bunten Kinde?
Was seufzen denn so bang die Abendwinde?
Wo tönen her so zauberhaft Gesänge?

Sind wohl so spät in Wandrung noch die Bienen?
Schlummern hier Lieder, aufgeweckt von Sternen?
Des Waldes Geister in der Bäume Kronen? —

Gesangs-Göttinnen, die den Hain bewohnen,
Sind jetzt, herdenkend, weit in andern Fernen,
Drum klagt so Wind, wie Staud', und Baum im Grünen.

Echo.

Thal, Wald muß ihnen dienen,
Sie sind Gesang, und welchen Baum sie denken,
Der muß süßklingend seine Zweige senken.

§ 56. Die Canzone.

Sie bildet nicht, wie das Sonett, ein für sich bestehendes Gedicht, sondern wird meistens zu größeren Gedichten verwendet, wenigstens findet sich selten eine allein. Man hat ihre Form seit Petrarka (1304—1374) meist nur zu elegischen Gedichten benutzt. Ihr Bau besteht aus zwei, durch einen Ruhepunkt geschiedenen, Abtheilungen, die durch eine kleinere Zeile mit einander verbunden werden. Die erste (manchmal aber ist es die zweite) dieser Abtheilungen zerfällt wieder in zwei Terzinen, deren jede ein kleineres Ganzes bildet und zwischen denen ein Ruhepunkt ist. Beide Terzinen haben entsprechende Reime in folgender Ordnung: abc, bac (selten anders). Die Länge der andern Abtheilung ist nicht vorgeschrieben, beträgt aber meistens ebenfalls sechs Zeilen, von denen die vierte kürzer als die andern sein kann, welche sämmtlich eilf Sylben im jambischen Versmaaße haben müssen. Die Folge ihrer Reime ist gewöhnlich so: deedff. Weibliche Reime herrschen durchweg. Die kleinere Verbindungszeile muß sich auf die vorhergehende reimen und gibt der Canzone einen nicht geringen Reiz. Eine ganze Canzone von dreizehn Zeilen nimmt sich also in Beziehung auf ihre Reime folgendermaßen aus: abc, bac, c, deed, ff. — Nach einem Gedichte in Canzonen folgt gewöhnlich noch ein sogenannter Abschied, der aus einer halben Canzone besteht, und zwar aus der letzten Hälfte, zu der die erste fehlt; die kleine Zeile, welche anfängt, bleibt also ohne Reim.

Bechstein: Luther; Charleswang; Das todte Parlament; Zedlitz: Todtenkränze; Büssel: Des Kaisers Schatten; Max Waldau (v. Hauenschild): O diese Zeit! 1850.

An Novalis.*)

1 Ich klage nicht vor Dir! Du kennst die Trauer;
Du weißt, wie an des Scheiterhaufens Flammen
Die Liebe glüh'nder ihre Fackel zündet;**)
Der Freuden Tempel stürzt' auch Dir zusammen:
Es hauchten kalt herein des Todes Schauer,
Wo Reiz und Huld ein Brautgemach gegründet.
Drum sei mit mir verbündet,
Geliebter Freund, das Himmlische zu suchen,
Auf daß ich lerne, durch Gebet und Glauben
Dem Tod sein Opfer rauben,
Und nicht dem tauben Schicksal möge fluchen,
Deß Zorn den Kelch des Lebens mir verbittert,
Daß mein Gebein vor solchem Tranke zittert!

2 Du schienest, losgerissen von der Erde,
Mit leichten Geistertritten schon zu wandeln
Und ohne Tod — der Sterblichkeit genesen:
Du riefst hervor in Dir durch geistig Handeln
(Wie Zauberer durch Zeichen und Geberde)
Zum Herzvereine das entschwund'ne Wesen.
Laß mich denn jetzo lesen,
Was Deiner Brust die Himmel anvertrauen!*)
Das heil'ge Drüben zwar entweihen Worte —
Ließ' auch die ew'ge Pforte
Noch wen zurück, er schwiege: laß nur schauen
Mein Aug' in deinem, wenn ich bang erbleiche,
Den Wiederschein der sel'gen Geisterreiche!

Es ruft uns mit lebendigem Geräusche 3
Des Tages Licht zu irdischen Geschäften,
Ihr leiblich Theil verleihend den Naturen.
Die Sonne will auf sich den Blick nur heften,
Und duldet, daß sie allgebietend täusche,
Kein Jenseits an den himmlischen Azuren.**)
Doch wenn die stillen Fluren
Scheinbar die Nacht mit ihrer Hüll' umdunkelt,
Dann öffnet sich der Räum' und Zeiten Ferne,
Da winken so die Sterne,
Daß unsrem Geist ein innres Licht entfunkelt.
Bei Nacht ward die Unsterblichkeit ersonnen,
Denn sehend blind sind wir im Licht der Sonnen.

Bei Nacht auch überschreiten kühne Träume 4
Die Kluft, die von den Abgeschiednen trennet,
Und führen sie herbei, mit uns zu kosen;
Wir staunen nicht, wenn ihre Stimm' uns nennet,
Sie ruh'n mit uns im Schatten kühler Bäume —
Derweil sich ihre Grüfte schon bemoosen!
Ach, die erblichnen Rosen
Auf dem jungfräulich zarten Angesichte, —

*) Als der Dichter seine Stieftochter durch frühen Tod verloren hatte. Er hat ihr in diesen Canzonen, so wie in der Elegie: Sinnesänderung (vgl. S. 43), und in mehreren Sonetten sein schönes „Todtenopfer" dargebracht. Sein Freund Novalis aber hatte seine Braut verloren.

**) In Prosa umgesetzt: Du weißt, daß die Liebe zu einem Menschen dann in ganzer Stärke hervortritt, wenn er gestorben ist; wir fühlen dann erst den Verlust in seiner ganzen Größe.

*) Mit Beziehung auf Novalis' fromme geistliche Lieder.

**) Mit andern Worten: Der Tag ruft uns zur Thätigkeit der Geschäfte, da wird für den Körper gesorgt und der Geist tritt mit seinem tieferen Verlangen in den Hintergrund, so wie die erhabene Sternenwelt hinter der Sonne nicht gesehen wird, weil das Sonnenlicht den ganzen Raum einnimmt. Tag — Nacht; Sonnenlicht — Sternenwelt; äußere Geschäftigkeit — tieferes Geistesleben, dies sind die hier angewendeten Gegensätze.

Das selbst der Tod, gleich nach der That versöhnet,
Entstellt nicht, nein, verschönet, —
Entblühn mir oft im nächtlichen Gesichte,
Daß meine Brust ganz an dem Bilde hänget,
Wovon des Tags Gewühl sie weggedränget.

5 So ist mir jüngst das theure Kind erschienen,
Wie auferstanden aus der Ohnmacht Schlummer,
Eh' noch das dumpfe Grab sie überkommen.
Uns Trauernden verscheuchte sie den Kummer
Und waltete mit ihren süßen Mienen,
Als wäre sie der Heimat nie entnommen.
Doch heimlich und beklommen
Schlich sich der Zweifel ein in unsre Seelen:
Ob sie, uns angehörig, wahrhaft lebte?
Ob sie als Geist nur schwebte,
Den herben Tod uns freundlich zu verhehlen?
Und Keiner wagte, sie darum zu fragen,
Um nicht den holden Schatten zu verjagen.

6 Mir hat sich Traum und Wachen so verworren,
Und Grab und Jugend, daß ich schwankend zaudre,
Nach irgend einem Lebensgut zu greifen.
Vor allen Blüthen steh' ich fern und schaudre,
Als würden sie von einem Hauch verdorren
Und nie zu labungsvollen Früchten reifen.
So muß ich unstät schweifen,
Aus meiner Liebe Paradies vertrieben,
Bis ich gelernt vom Ird'schen mich entkleiden
Und an dem Troste weiden,
Daß diese *Ding'* in leeren Schein zerstieben
Und nur die drinnen wohnenden *Gedanken*
Sich ewiglich entfalten, ohne Wanken.

7 Geh' hin, o Lied! und sage:
„Du jugendlicher Himmelspender, labe
„Mit deiner Weihe den, der mich gesungen,
„Daß er, emporgeschwungen
„Zum *Ziel* des Sehnens; nicht versink'
am Grabe.
„Ich bring' ein Opfer für *zwei* theure Schatten:*)
„Laß uns denn Lieb' und Leid und Klage gatten!" —

A. W. Schlegel.

Wollte man dieses Gedicht nach seinem *Inhalte* einer der erklärten Dichtungsarten unterordnen, so müßte man es eine *Elegie* nennen: der Dichter flüchtet mit einem klagenden Herzen zu dem Freunde, der seinen Schmerz versteht, weil er einen ähnlichen Verlust erlitten, und bittet ihn um die geistige Erhebung, die jener schon gefunden hat; zugleich verweilt er bei den Bildern seiner Phantasie, die ihn bald erfreuen, bald erschüttern, indem sie ihm im Traume die geliebte Gestalt zurückführen, ihm aber im Wachen durch den Gedanken der Vergänglichkeit jedes Erdengut verleiden.

Nicht in allen Canzonen ist die Form so rein und streng (korrekt) beobachtet worden; wie sich denn überhaupt die Brüder A. W. und Fr. Schlegel durch Vollkommenheit in den künstlerischen Formen der Dichtkunst vor andern Dichtern auszeichnen. Selbst in den herrlichen Todtenkränzen, von Zedlitz, ist z. B. der Ruhepunkt nach der ersten Terzine nicht immer beobachtet, eben so wenig der Ruhepunkt nach der ersten Hälfte der Canzone.

Abweichende Formen finden sich bei deutschen Dichtern selten, häufiger bei südlichen, vgl. z. B. Hoffmann: Blüthen spanischer Poesie. Metrisch übertragen 1844. 2. Aufl. S. 59, 92, 158, 180.

*) Für Novalis Braut und des Dichters Tochter (Augusta Böhmer). In diesem sogenannten *Abschiede* wird dem Liede der Auftrag gegeben, den Freund des Dichters um jenen geistigen Trost des Glaubens und der Himmelsliebe zu bitten, um welchen der Dichter schon in der ersten Canzone gebeten hat, damit ihnen, die in gleichem Schmerze leben, auch gleiche Erhebung zu Theil werde.

Wie konnt' ich so im Werthe bei Dir fallen?
Wodurch nur ward ich Dir verhaßt so plötzlich?
Wie war's Dir möglich, so mich zu verkennen?
Ach, wärst Du nicht verblendet so entsetzlich,
Hoch ständ' ich noch in Deiner Gunst vor Allen,
Und fühlte nicht des Trennungsschmerzes Brennen.
Bedenk', nicht Zahlen nennen
Die Schafe mir, die vielen,
Die auf Cuenca's kühlen
Berghöhn im Sommer, auf den wärmern Haiden
Estremo's in den Wintertagen weiden.
Was gibt, nun ich in Thränen mich zernage,
Mir ihr Besitz für Freuden?
Strömt frei dahin, ihr Thränen bittrer Klage!

abc, bac, c, dd, ee, fef, (kurz sind 7, 8, 9, 13).

§ 57. Terzine; Ritornell.

1) Terzine heißt eigentlich jede dreizeilige Strophe, wie sie z. B. im Sonett und in der Canzone als Unterabtheilungen vorkommen. — Es gibt aber auch ganze Gedichte, welche aus mehreren einzelnen Terzinen bestehen, die so beschaffen sind, daß ihre erste und dritte Zeile sich auf einander reimen, während die mittelste Zeile ohne Reim bleibt (Ahasver, von Julius Mosen; Der Ritter Wahn, von Demselben). Jede Zeile besteht aus eilf oder zehn Sylben in jambischem Versmaaße: **aba, cdc, efe, ghg** 2c.

Manche Dichter haben auch je zwei Terzinen durch einen Reim verbunden, so daß deren zwei eine Strophe von 6 Zeilen bilden: **abb acc.**

St. Justina.

1 Weil sich Justina schon in jungen Jahren
Dem ew'gen Heile kindlich zugewendet,
Ward hoher Liebreiz ihr vom Herrn gespendet.

Da sah sie Cyprianus, tief erfahren 2
In Zauberkünsten, glühend von Verlangen,
Sie mit den sünd'gen Armen zu umfangen.

Die Hölle soll ihr alle Wonnen schenken, 3
Die Christen nur vom Himmelreich erwarten,
Er zaubert ihr den Paradiesesgarten.

Doch ihre Augen fromm und scheu sich senken 4
In's eigne Herz nur, dahin, wo auf Erden
Das Paradies noch kann gefunden werden.

Im Ringe der geheimnißvollen Zeichen 5
Beschwor er alle unterird'schen Kräfte,
Bereitete die stärksten Zaubersäfte.

Wohl ließ sie sich den Liebesbecher reichen, 6
Doch ist er gleich in ihrer Hand zersprungen:
Durch Unschuld wird der Hölle Trug bezwungen.

Der Zauberer zur Stunde Gott bekannte, 7
Verbrannte seine falschen Bücher alle,
Trieb die Dämonen fort aus seiner Halle.

Der Heidenkaiser aber zornig sandte 8
Rings Henker aus, die Christen zu verderben:
Die Jungfrau soll den Tod des Feuers sterben.

Da sah man Cyprian, das heil'ge Zeichen 9
Des Kreuzes in den Händen, zu ihr eilen:
Laßt mich den Scheiterhaufen mit ihr theilen!

Sie aber durfte da die Hand ihm reichen. 10
Nicht leben konntet ihr, ihr starbt zusammen,
Und über euch vereinten sich die Flammen.

Wolfg. Menzel.

2) Häufiger findet man Terzinen zu größeren Dichtungen an einander gereiht. Jede einzelne Terzine hat dann zwar ebenfalls eine Mittelzeile ohne Reim: **aba**; aber dadurch, daß die Reime der folgen-

den Terzine immer mit der vorhergegangenen Mittelzeile übereinstimmen, entsteht nicht nur ein Zusammenhang der einzelnen Terzinen untereinander von Anfang bis zu Ende, indem jede sich mit einem Reime durch die vorhergehende und folgende hindurchzieht, wie die Glieder einer Kette, sondern es kommt auch jeder Reim dreimal vor (mit Ausnahme des ersten, der noch keine Mittelzeile vor sich hat): aba, bcb, cdc, ded, e u. s. w. Dadurch entsteht aber auch eine eigenthümliche Verschlingung der Reime, die nicht den schmeichelnden Wohlklang hervorbringt, von welchem sonst die dreimalige Wiederkehr eines und desselben Reimes begleitet ist. Darum eignet sich diese Form auch mehr zu ernsten poetischen Darstellungen, als zum Ausdrucke heiterer und zarterer Gefühle, und Dante hat daher seine göttliche Komödie, wie Chamisso seine poetischen Erzählungen mit großem Erfolge in solchen Terzinen geschrieben. Zwischen den einzelnen Terzinen muß immer ein Ruhepunkt sein. Der Schluß eines solchen Gedichtes erfolgt mit der ersten Zeile einer unvollendet bleibenden Terzine, weil sonst die letzte Mittelzeile ohne Reim bleiben müßte. Auf diese Weise kommt auch der letzte Reim, so wie der allererste, nur zweimal vor.

Erscheinung.

1 Die zwölfte Stunde war beim Klang der Becher
Und wüstem Treiben schon herangewacht,
Als ich hinaus mich stahl, ein müder Zecher.

2 Und um mich lag die kalte, finstre Nacht;
Ich hörte durch die Stille wiederhallen
Den eig'nen Tritt und fernen Ruf der Wacht.

Wie aus den klangreich fest-erhellten Hallen 3
In Einsamkeit sich meine Schritte wandten,
Ward ich von seltsam trübem Muth befallen.

Und meinem Hause nah, dem wohlbekannten, 4
Gewahrt' ich, und ich stand versteinert fast,
Daß hinter meinen Fenstern Lichter brannten.

Ich prüfte zweifelnd eine lange Rast, 5
Und fragte: macht es nur in mir der Wein?
Wie käm' zu dieser Stunde mir ein Gast?

Ich trat hinzu, und konnte bei dem Schein 6
Im wohlverschloss'nen Schloß den Schlüssel drehen,
Und öffnete die Thür, und trat hinein.

Und, wie die Blicke nach dem Lichte spähen, 7
Da ward mir ein Gesicht gar schreckenreich:
Ich sah — mich selbst an meinem Pulte stehen.

Ich rief: „Wer bist du, Spuk?" — er rief zugleich: 8
„Wer stört mich auf in später Geisterstunde?"
Und sah mich an, und ward, wie ich, auch bleich.

Und unermeßlich wollte die Sekunde 9
Sich dehnen, da wir starrend wechselseitig
Uns ansah'n, sprachberaubt mit offnem Munde.

Und aus beklomm'ner Brust zuerst befreit' ich 10
Das schnelle Wort: „Du grause Truggestalt,
Entweiche, mache mir den Platz nicht streitig!"

Und er, als Einer, über den Gewalt 11
Die Furcht nur hat, erzwingend sich ein leises
Und scheues Lächeln, sprach erwiedernd: „Halt!

12 Ich bin's, du — willst es sein. Um dieses Kreises,
Des wahnsinn-droh'nden, Quadratur zu finden:
Bist du der rechte, wie du sagst, beweis' es;

13 In's Wesenlose will ich dann verschwinden.
Du Spuk, wie du mich nennst, geh'st du das ein,
Und willst auch du zu Gleichem dich verbinden?"

14 D'rauf ich entrüstet: „Ja, so soll es sein!
Es soll mein echtes Ich sich offenbaren,
Zu Nichts verfließen dessen leerer Schein!"

15 Und er: „So laß uns, wer du seist, erfahren!"
Und ich: „Ein solcher bin ich, der getrachtet
Nur einzig nach dem Schönen, Guten, Wahren;

16 Der Opfer nie dem Götzendienst geschlachtet,
Und nie gefröhnt dem weltlich eitlen Brauch,
Verkannt, verhöhnt, der Schmerzen nie geachtet;

17 Der irrend zwar und träumend oft den Rauch
Für Flamme hielt, doch muthig bei'm Erwachen
Das Rechte nur verfocht: — bist du das auch?"

18 Und er mit wildem, kreischend lautem Lachen:
„Der du dich rühmst zu sein, der bin ich nicht.
Gar anders ist's bestellt um meine Sachen.

19 Ich bin ein frecher, lügenhafter Wicht,
Ein Heuchler mir und Andern, tief im Herzen
Nur Eigennutz, und Trug im Angesicht.

20 Verkannter Edler du mit deinen Schmerzen,
Wer kennt sich nun? Wer gab das beste Zeichen?
Wer soll, ich oder du, sein Selbst verscherzen?

Tritt her, so du es wagst, ich will dir weichen!" 21
D'rauf mit Entsetzen ich zu jenem Graus:
„Du bist es, bleib', und laß hinweg mich schleichen!" —

Und schlich, zu weinen, in die Nacht hinaus. 22

Chamisso.

Dieses Gedicht will dem Menschen einen Spiegel der Selbsterkenntniß vorhalten und ihm sagen, daß er sich für besser hält, als er ist. — Als Beispiele siehe auch die Erzählungen von Chamisso S. 30: Der Stein der Mutter, und S. 176: Mateo Falcone, der Corse. Die ältesten deutschen Terzinen sind von Paul Melissus oder Schede (1539 — 1602): Der 37ste Psalm. Siehe Wackernagels Lesebuch Bd. 2, S. 99.

3) **Ritornell** nennt man eine einzelne für sich verständliche Terzine, die eigentlich nichts Anderes, als ein **Sinngedicht in Terzinenform** ist, ein Epigramm von drei Zeilen, deren erste und letzte sich auf einander reimen, während die mittelste ohne Reim bleibt. Die erste Zeile ist manchmal auch kürzer als die andern.

1.

Himmlischer Friede!
Dir blieb kein Obdach mehr auf dieser Erde,
Als unter meiner Freundin Augenlide.

2.

Gebt mir zu trinken!
Was in den Sternen steht, kann man nicht ändern,
Doch man vergißt es bei der Gläser Blinken.

3.

Was ist zu machen?
Geh' ich von ihr, so wird mein Herz zerspringen,
Und bleib' ich bei ihr, wird sie aus mich lachen.

4.

Mir träumt', ich starb, und deine Thränen flossen;
Da richtet' ich mich auf und lebte wieder,
Der welken Blume gleich, die Thau begossen.

5.

Mein Liebchen kann nicht lesen und nicht schreiben.
Weiß nicht, wie sie's mag angefangen haben,
Die Liebe so als Wissenschaft zu treiben.

6.

Euch, schöne Augen, fleh' ich nicht um Gnade:
Ich kenne dieser schwarzen Türken Sitte;
Wer Schonung ruft, den würgen sie gerade.

Rückert.

§ 58. Die Sestine.

Sie ist ein Gedicht, welches aus sechs Strophen besteht, jede Strophe hat sechs Zeilen von eilf oder zehn Sylben (jambisches Versmaaß). Das Charakteristische sind daran die Endworte der sechs Zeilen, die in jeder Strophe dieselben bleiben, nur in andrer Ordnung, und sich nicht auf einander reimen. Natürlich wählt man dazu Worte von Bedeutung. Ihre Ordnung ist vorgeschrieben; es gilt dabei das Gesetz, daß die erste Zeile der folgenden Strophe immer mit dem Worte endigen muß, womit die vorangehende Strophe geschlossen hat, und daß jede Strophe die Endworte der ihr eben vorangegangenen in dieser Reihenfolge wieder bringt: 6, 1, 5, 2, 4, 3. Am Ende der Strophen folgt dann noch eine halbe, worin jene sechs Endworte noch einmal in der vorgeschriebenen Ordnung, die dann zugleich die Ordnung der ersten Strophe ist, wiederkehren, und zwar immer eins in der Mitte, eins am Ende der Zeile. Manchmal enthält dieser Schluß aber auch nur drei von jenen Worten am Ende der Zeilen. — Der eigenthümliche Reiz dieser Dichtungsart besteht in dem Reichthume von Gedanken und Gefühlen, die sich immer wieder an dieselben Worte anknüpfen lassen, und in der Gewandtheit, womit dies geschieht.

Unter dem Sternenhimmel.

Wie Viele gab ich wieder an den Himmel, 1
Seit ich hier wandle auf der schönen Erde!
Ich seh's, sie bleiben aus von Tag zu Tage;
Vergebens blick' ich Nachts zu jenen Sternen,
Und nicht enträthseln kann ich diese Wunder,
Die widerfahren sind der frommen Seele.

Warst du denn immer einsam, liebe Seele? 2
O nein! Nicht längst erst kehrten sie zum Himmel,
Vor meinen Augen selbst geschahn die Wunder;
Wir wandelten zugleich auf dieser Erde,
Wir blickten Nachts zugleich zu jenen Sternen —
O wie so falsch sie sind, die hellen Tage!

Die Todten bleiben aus von Tag zu Tage — 3
Zu hoffen hört nicht auf die treue Seele;
Der Abend kommt mit seinen schönen Sternen,
Die Sonne steigt empor am Rosenhimmel,
Die tausend Blumen kehren auf die Erde —
Und in den Wundern hofft die Liebe Wunder!

Und nimmt dein Schicksal denn so sehr dich Wunder? 4
Aus sonnigem Gespinnst bestehn die Tage,
Und immer Sterbliche trug nur die Erde!
Doch unsichtbare Schwingen hat die Seele;
Sieh, fertig schon umwölbt auch dich der Himmel,
Und schon bestrahlt dich Glanz von jenen Sternen!

Und weinst du nur zu den geweihten Sternen? 5
Geschehn nicht unaufhörlich alle Wunder?
Seit jener Zeit geschlossen wär' der Himmel? —
Gedulde dich noch gern die kurzen Tage,
O allzutreue, allzubange Seele,
Dann senkt man dies Gebein auch in die Erde.

6 Dann lebe wohl, du neu geschmückte Erde,
Du lebe wohl, o Nacht, mit deinen Sternen,
In heil'gen Schlaf versenkt entschwebt die Seele.
Doch leb' ich noch, und fasse kaum die Wunder:
Wie Taubenflügel, angeglänzt vom Tage,
Dehnt seine Morgenwolken aus der Himmel!

7 Wie stärkt die Nacht mit Glauben an den Himmel!
Ach, welche Liebe flammt sie in die Seele!
Und welche Hoffnung träuft wie Thau zur Erde!

Leop. Schefer.

Sehnsucht.

1 Wenn durch die Lüfte wirbelnd treibt der Schnee,
Und lauten Fußtritts durch die Flur der Frost
Einhergeht auf der Spiegelbahn von Eis;
Dann ist es schön, geschützt vor'm Wintersturm,
Und unvertrieben von der holden Gluth
Des eignen Heerds, zu sitzen still daheim.

2 O dürft' ich sitzen jetzt bei der daheim,
Die nicht zu neiden braucht den reinen Schnee,
Die mit der sonn'gen Augen sanfter Gluth
Selbst Funken weiß zu locken aus dem Frost!
Beschwören sollte sie in mir den Sturm,
Und thauen sollte meines Busens Eis.

3 Erst muß am Blick des Frühlinges das Eis
Des Winters schmelzen, und nach Norden heim,
Verscheucht vom Lenzhauch, ziehn der laute Sturm,
Eh' ich darf ziehn dorthin, wo ich den Schnee
Der Hand will küssen, den, weil Winterfrost
Ihn nicht erschuf, nicht tödtet Sommergluth.

4 Die Sehnsucht brennt in mir wie Sommergluth,
Aufzehrend innerlich, wie mürbes Eis,
Mein Herz, inmitten von des Winters Frost;
Und rastlos stäuben die Gedanken heim
Nach ihrem Ziel, sich kreuzend wie der Schnee,
Den flockend durcheinander treibt der Sturm.

5 O daß mich fassend zu ihr trüg' ein Sturm,
Damit gestillet würde meine Gluth!
Und dürft' ich als ein Flöckchen auch von Schnee
Nur, oder als ein Nädelchen von Eis
Das Dach berühren, wo sie ist daheim;
Nicht fühlen wollt' ich da des Winters Frost.

6 Wer fühlet, wo der Frühling athmet, Frost?
Wen schrecket, wo die Liebe sonnet, Sturm?
Wer kennet Ungemach, wo Sie daheim,
Sie, die mir zuhaucht sanfte Lebensgluth
So fern her, über manch Gefild von Eis
Und manch Gebirg, bedeckt von rauhem Schnee?

7 Mit Blüthenschnee schmückt sich der kahle Frost,
Das Eis wird Lichtkrystall und Wohllaut Sturm,
Wo ich voll Gluth zu dir mich denke heim.

Rückert.

Einzelne Sestinen findet man in Dilschneiders Verslehre der deutschen Sprache, S. 191; in Lange's Poetik S. 305 (eine verfehlte); im dichterischen Nachlaß von Joh. Gotthard v. Reinhold, 2. Bd., ist von Petrarka eine Doppelsestine von 12 Strophen, in welcher von der siebenten Strophe an Alles sich wiederholt. Schon vor Petrarka soll Daniel Arnaud, ein Troubadour aus Tarascon, im 12. Jahrhundert die Sestine erfunden haben.

§ 59. Die Siciliane.

Man versteht darunter eine aus Sicilien stammende achtzeilige Strophe, worin bloß zwei Reime, jeder viermal, alternirend enthalten sind (abababab). Jede Siciliane bildet für sich ein abgeschloßnes Ganzes; man pflegt sie nicht zu größeren Gedichten, etwa zu Epopöen, zusammenzureihen, obgleich Rückert ein Gedicht in Sicilianen geschrieben hat. Jede Zeile enthält eilf oder zehn Sylben in jambischem Versmaaße.

1.

(Bloß männliche Reime.)

Auf dieser Flur, wo reich an Blumenzier
Der Lenz hat seine Wohnung immerdar,
Macht süßen Wohllaut, mit anmuth'ger Gier,
Von leichten Vögeln eine ganze Schaar.
Hier sänftet seine Wildheit jedes Thier,
Der Wermuth ändert den Geschmack sogar,
Und Freude selbst wird jeder Schmerz dahier,
Und nur mein Leid bleibt ewig wie es war.

2.

(Bloß weibliche Reime.)

Heil deinen Locken, deren tausend Spitzen
Ich fühl' in dieser Brust, der wundenvollen!
Heil deinen Augen, deren Todesblitzen
Ich opfre diese Seele, der sie grollen!
Wenn Aug' und Locke diese Kraft besitzen,
Zu schlagen ihre Feinde, wie sie wollen:
Wozu denn noch, daß Amorn Pfeile schnitzen,
Cyclopen Jovis Keile hämmern sollen?

3.

(Männliche und weibliche Reime.)

O Frühling, ew'ge Lebensmelodie,
Unausgetönt von allen Nachtigallen,
Unausgeblüht von allen Rosen, wie
Unausgefühlt von Menschenherzen allen!
So Frühling, wie du's nun bist, warst du nie,
Und nie so Frühling wirst du wieder wallen.
Denn nur zum Frühling macht dich blickend Sie,
Und sonst nur Blicke, die der Sonn' entfallen.

Rückert.

§ 60. Die Stanze.

1) Eigentlich heißt jede Strophe eines Gedichtes eine Stanze; allein die achtzeilige (ottava rima) führt ganz insbesondere diesen Namen, heißt auch zuweilen Ottave. Sie gleicht in den ersten sechs Zeilen ganz der Siciliane, läßt also zwei Reime alternirend wiederkehren; in den letzten zwei Zeilen bringt sie aber einen neuen Reim, der durch seinen schnell auf einander folgenden Gleichklang eine schöne Abwechslung zu den vorhergehenden alternirenden Reimen bildet und die Stanze wohlklingend schließt (abababcc). Italiener, Portugiesen und Deutsche haben sich der Stanze zu den zartesten, lieblichsten, und zugleich zu den großartigsten Dichtungen bedient (Epopöen). Soll sie den höchsten Grad technischer Vollkommenheit und damit den höchsten Wohllaut erreichen, so muß nach den ersten vier Sylben jeder Zeile ein Wort zu Ende sein (Cäsur); in solchen Stanzen ist die bezauberte Rose von Ernst Schulze geschrieben. Vgl. auch S. 92: An Cäcilie; S. 298: Zueignung.

Aus der bezauberten Rose.

(2. Gesang, 19—21).

So sann sie oft. Und wie aus dunkeln Bäumen 1
Sich ungesehn ein Säuseln oft erhebt,
Vor dessen Hauch, noch halb in nächt'gen Träumen,
Der zarte Kelch der Blumen flüsternd bebt,
Wenn leise schon mit rosig goldnen Säumen
Vom nahen Licht der Himmel sich umwebt:
So schien Klothilden dann ein dunkles Ahnen
In tiefer Brust an schön'res Glück zu mahnen.

Und als ihr jetzt der Sinn der holden Töne 2
Stets klarer ward im träumenden Gemüth,
Als nach und nach ihr eignes Herz die Schöne,
Für die das Lied Alpino's klang, errieth,
Als ihr im Blick die erste leise Thräne
Des süßen Weh's verstohlen aufgeblüht:
Da fühlte sie, daß in der tiefen Seele
Das Schönste sich am längsten oft verhehle.

Und in der Lust und in der Liebe Prangen 3
Erschien die Welt ihr jugendlich und neu.
Jetzt wußte sie, was Quell und Vögel sangen,
Daß mehr als Licht und zartes Grün der Mai,
Daß Glück und Schmerz und Hoffnung und Verlangen
In jedem Halm, in jeder Blume sei.

Nur Liebe kann dem Herzen Kunde geben,
Es wohn' ein Geist, ein Gott in allem Leben.

(Vgl. auch die ersten drei Strophen des Monologes aus der Jungfrau von Orleans, S. 234.)

2) Die sogenannte freie Stanze hält sich bloß an die acht Zeilen, die sie jedoch bald kürzer, bald länger sein läßt, während die eigentliche Stanze nie mehr als zehn oder eilf Sylben in einer Zeile hat. Auch mit den Reimen nimmt es die freie Stanze nicht so genau, indem sie nicht die alternirende (ababab) Ordnung festhält, sondern sie in sehr mannigfaltiger Verschlingung auf einander folgen läßt, und auch die Anzahl derselben beliebig ändert. — Diese Art Stanzen hat Wieland zuerst im Oberon versucht, und E. Schulze in seiner Cäcilie glücklich nachgeahmt.

Aus dem Oberon.

(8. Gesang 80. Stanze.)

Ihr, denen die Natur beim Eingang in dies Leben
Den überschwänglichen Ersatz
Für alles andre Glück, den unverlierbar'n Schatz,
Den alles Gold der Aureng-Zeben
Nicht kaufen kann, das Beste in der Welt,
Was sie zu geben hat, und was ins bessre Leben
Euch folgt, ein fühlend Herz und reinen Sinn gegeben,
Blickt hin und schaut — der heil'ge Vorhang fällt!

(10. Gesang 17. Stanze.)

Wie untheilnehmend bleibt bei meinem furchtbar'n Leiden,
Wie ruhig Alles um mich her!
Kein Wesen fühlt mit mir, kein Sandkorn rückt am Meer
Aus seinem Platz, kein Blatt in diesen Laubgebäuden
Fällt meinetwegen ab. Ein scharfer Kiesel wär',
Um meine Bande durchzuschneiden,
Genugsam — ach, im ganzen Raum der Zeit
Ist keine Hand, die ihm dazu Bewegung leiht!

(12. Gesang 70. Stanze.)

Sie kommen, schön wie der Mai, mit ewig blühenden Wangen,
Gekleidet in glänzendes Lilienweiß,
Die Erdenkinder zu empfangen,
Die Oberon liebt. Sie kamen tanzend und sangen
Der reinen Treue unsterblichen Preis.
Komm, sangen sie (und goldne Zymbeln klangen
In ihrem süßen Gesang, zu ihrem lieblichen Tanz),
Komm, trautes Paar, empfang den schönen Siegeskranz.

Wieland.

§ 61. Die Spenser-Stanze.

Die Stanze, welche von dem englischen Dichter Edmund Spenser (1555—1595) erfunden und in einem romantischen Epos: „Die Feeenkönigin“ (the Fairy Queen) angewendet worden ist, hat 9 Zeilen. Die letzte ist ein Alexandriner (vergl. S. 13), also um einen Jambus länger als die 8 vorangegangenen. Die Zahl und Folge der Reime weicht gleichfalls von der italienischen Stanze ab, indem der erste bloß zweimal, der zweite dagegen viermal da ist; der dritte kehrt dann dreimal wieder. Dies geschieht in folgender Ordnung: abab,bcbcc. — Byron hat diese Stanze in dem schönen Gedichte: „Harolds Pilgerfahrt“ nachgebildet, wodurch sie bekannter geworden ist.

In Spenserstanzen ist auch geschrieben: Lord Byrons Tod, von Karl Schmitt. 1850. 22 Seiten.

(Aus Ritter Harolds Pilgerfahrt, von Byron.)

(1. Ges. Str. 75 ff.)

Das Stiergefecht.

1 Dreimal Trompetenstoß! Halloh! das Zeichen!
Der Zwinger gähnt, Erwartung starret stumm
Aus Aller Aug', so weit die Sitze reichen.
In Sätzen springt das mächt'ge Thier herum,
Starrt wild und scharrt, dreht dann im Kreis sich um,
Scheint blindlings nicht zum Kampfe gehn zu wollen;
Dräut mit dem Horn; sein Nacken beugt sich krumm;
Dann peitscht es mit dem Schweif in finstrem Grollen,
Und grimm die Augen ihm gluthroth im Kopfe rollen.

2 Still steht er plötzlich, stieren Blicks. Weich' aus,
Weich' aus, sorgloser Bursch, und greif' zum Speere!
Zeit ist's. Verdirb; wo nicht, so komm heraus
Und setz' dem tollen Thiere dich zur Wehre!
Durch Renners Sprung den wilden Angriff störe!
An stürmt der Stier — Wird's ungestraft geschehn?
Dem Bug entschießt ein Blutstrom, ihm zur Lehre.
Er flieht, er wälzt sich grimm vor Todeswehn;
Spieß über Spieß entpreßt Gebrüll ihm und Gestöhn!

3 Er kehrt zurück. Nicht Speer, nicht Lanze nützet;
Nicht hilft's, wie schnell der Renner und wie wild!
Nicht Mannes Gegenwehr den Mann mehr schützet;
Die Waffe nichts, die Kraft noch wen'ger gilt.
Ein tapfres Roß liegt todt schon im Gefild,
Das andre — schrecklich, scheuslich ist's zu sagen, —
Zeigt, wie zerschlitzter Brust das Blut entquillt;
Todtwund sich bäumend, will's den Feind noch jagen,
Und wankend, sterbend schon, zum Kampf den Reiter tragen.

Bezwungen, blutend, athemlos von Wuth, 4
Sieht man im Mittel jetzt den Bullen stehen;
Zerbrochne Spieß' und Lanzen, Ross' im Blut,
Erschöpft gleich ihm, sind um ihn her zu sehen.
Die Matadore jetzt ihr Fest begehen:
Ihr Mantel fällt, zum Schwerte greift die Hand —
Da trotzt der Stier noch Einmal seinen Wehen.
Unnütze Wuth! Tod ist ihm zuerkannt, —
Sein Auge bricht, erlischt; hin sinkt er in den Sand.

Wo sich das Rückgrat muß zum Nacken fügen, 5
Drang bis an's Herz die Todeswaff' ihm ein.
Er zuckt, fährt auf und will nicht unterliegen,
Doch fällt er langsam unter Siegesschrei'n,
Streckt sonder Kampf und Brüllen sein Gebein.
Man schleppt die Leich' auf den bekränzten Wagen;
Kein Anblick kann den Pöbel mehr erfreu'n!
Vier Hengste, die wild stampfend von sich schlagen,
Mit dem Gefall'nen nun blitzschnell von dannen jagen.

Uebersetzt von Bärmann.

§ 62. Das Triolett.

Unter einem Triolette versteht man ein kleines Gedicht, das aus acht Zeilen besteht. Es wiederholt die ersten zwei Zeilen, welche den Hauptgedanken enthalten, am Ende noch einmal, doch soll dies nicht in Art eines beliebig angehängten Refrains, wie man ihn bei manchen Liedern findet, sondern im Zusammenhange mit dem eben Vorangegangenen geschehen. So nehmen diese zwei Zeilen zuletzt sich

wie ein Nachsatz, oder wie der Schluß eines Perioden, wie eine Folgerung, ein gezogener Schluß, eine Ursache, Wirkung des Vorangegangenen oder dergleichen aus und sind nicht willkürlich und zusammenhangslos angesetzt. Die erste Zeile aber muß noch einmal in der Mitte als vierte Zeile vorkommen. Die verschiedenartige Beziehung, welche dieselben Worte bei der jedesmaligen Wiederkehr erhalten, gibt dieser kleinen Dichtungsart den Reiz des Witzes und leichte Anmuth.

Triolett.

Willst du den losen Amor fangen,
So werde keck und wild, wie er!
Kein Wagestück sei dir zu schwer,
Willst du den losen Amor fangen.
Denn stille Treu' und leises Bangen,
Die reizen jetzt den Schalk nicht mehr;
Willst du den losen Amor fangen,
So werde keck und wild, wie er!

Ernst Schulze.

Rath und That.

„Weit lieber als die schönste Rede,
„Ist mir die schöne, rasche That,"
So sprach zu mir die schöne Spröde.
Weit lieber, als die schönste Rede
Vernahm ich diesen guten Rath;
Ich stahl den Kuß, um den ich bat:
Weit lieber als die schönste Rede,
Ist mir die schöne, rasche That.

Geisheim.

Im Mondscheine.

Wie sie dort auf dem Altane steht,
Leis' umschwebt vom zarten Mondenschimmer!
Ach! so schön erblickt' ich sie noch nimmer,
Wie sie dort auf dem Altane steht.
Weh mir — sie bemerkt mich! ach, sie geht!
Und doch sieht mein Auge sie noch immer,
Wie sie dort auf dem Altane steht,
Leis' umschwebt vom zarten Mondenschimmer.

E. Schulze.

§ 63. Das Rondeau.

1) Diese Dichtungsart stammt, wie das Triolett, aus dem Französischen. Ein Rondeau besteht aus dreizehn Zeilen in zwei ungleichen Abtheilungen, deren jede so endigt, wie das Gedicht angefangen hat; denn nach der neunten oder achten, und nach der dreizehnten Zeile kehrt als kurzer Refrain der Anfang der ersten Zeile wieder. Die Ordnung der Reime ist beliebig, nur das eine Gesetz gilt, daß sie in acht weibliche und fünf männliche, oder umgekehrt in acht männliche und fünf weibliche Reime getheilt sind. Der Refrain ist dabei nicht mitgerechnet. — Nicht immer findet man diese Eintheilung streng beobachtet und noch seltener wird die Regel festgehalten, daß nur zwei Reime im ganzen Rondeau vorkommen sollen. Im Deutschen ist diese poetische Form wenig benutzt worden.

Zufall.

Bei Mondschein lauscht' ich gern im Laubversteck,
Wie aus dem Quell die Silberfluthen sprangen.
Einst nahte sich der Freund und raubte keck
Mir einen Kuß — er streifte kaum die Wangen,
Und dennoch bebt' erbleichend ich vor Schreck.
Ich zürnte ihm — noch hatt' er nicht mein Wort,
(Wohl, doch mein Herz, das war schon längst das seine,)
Du durften wir uns nennen auch nur dort
Bei Mondenscheine.

Als ich nun schmollte, trat zurück er scheu,
Und ich verzieh. Da sprach er: „Du Geliebte!
„Daß ich nicht zwanzigfachen Raub verübte,
„Jetzt reut es mich." — So frevle denn auf's Neu',
Liegt doch die Schuld, daß du mich fandst, alleine
Am Mondenscheine.

Clothilde v. Vallon-Chalys. Dichterin des 15. Jahrhdts. Aus dem Franz. übers. v. Frz. Frhr. Gaudy.

Wohlklang.

Der süße Klang der Stimme meiner Lieben
Ist einer Engelsprache Wiederhall;
Nie bin ich ungerührt von ihm geblieben,
Trug auch ein schlichtes Wort der holde Schall.
Es ist mein Herz an diesen Ton gebunden,
Mehr als an Lieder selbst, so schön erfunden
Von Dichtern mit geheimnißvollem Drang;
Erst durch mein Denken fühlt' ich ihren Zwang, —
Dort hab' ich immer gleich und tief empfunden
Den süßen Klang.

Umsäuseln einst mein Haupt des Todes Schwingen,
Wenn meine Seel' ich Gott soll wiederbringen:
So wähn' ich's selig himmlischen Gesang,
Hör' ich noch einmal liebend zu mir dringen
Den süßen Klang.

Nähe Gottes.

Du bist mir nah, wenn Alles mir verschwindet;
Du bist mein Trost und meiner Seele Licht!
Ob Schwermuth sich um meine Sinne windet
Und ob mein Herz vor Gram und Kummer bricht —
Ich habe dich, mein Gott, und zage nicht!
Seh' ich gleich nicht dein strahlend Angesicht —
Der Hain, die Flur, das Morgenroth verkündet
Dein heilig Weh'n, und jeder Odem spricht:
Du bist mir nah!

Ob auch mein Geist dein Wesen nicht ergründet,
Das sich geheimnißvoll durch alle Wesen flicht,
So jauchzt mein Herz, wenn Lust die Zunge bindet
Und es mit schaurig ahnendem Gewicht
Den Lebensodem deines Hauchs empfindet:
Du bist mir nah!

Aus Kösters poet. Lit. der Deutschen. S. 786.

Philipp v. Zesen (1619—1689) hat ein Rondeau als Trinklied gemacht: Gödeke's 11 Bücher dtsch. Dichtung I. S. 325; eins ist auch in Gotthard v. Reinholds dichterischem Nachlasse I. S. 105.

2) Rundgedicht (Rondel, Rondeau), Ringelreim, nennt man zuweilen ein Gedicht, das aus einigen Trioletten besteht, die sich wie Strophen eines Gedichtes zu einander verhalten: höchstens ein Triolettenkranz.

§ 64. Das Madrigal; das Akrostichon.

1) Madrigal nennt man einen anmuthigen oder witzigen Gedanken, ein zärtliches Gefühl, eine feine Artigkeit, die man in wenig leichte Verse gebracht hat, welche keiner regelmäßigen Eintheilung in Strophen, nicht einmal des Reimes bedürfen. Es stammt aus dem Französischen und will nie zu etwas Bedeutendem werden, sondern sich nur durch Witz, Feinheit oder Zartheit auszeichnen. (Der älteren Regel gemäß soll es nicht über 11 Zeilen haben.)

1.

Du wachst, mein Herz, die lange Nacht;
Ich frage dich, du bleibest stumm.
So halten auch die Sterne Wacht
Die liebe lange Winternacht,
Und sie auch wissen nicht, warum.

2.

Schön, wie die Sonn' und doch die Sonne nicht,
Denn du bist frei von Sonnenflecken;
Ich kann in deinem reinen Angesicht
Nichts, als ein reines Herz entdecken.

3.

Wenn ihr badet auf des Meeres Grunde,
Wisset ihr des Wassers Farbe nicht.
Und ihr könnt noch fragen: gieb uns Kunde,
Sag', wie ist ihr Angesicht?
Bin ich doch versunken tief zu Grunde,
Tief in ihrem Augenlicht.

4.

Du bist die Sonne, die nicht untergeht;
Du bist der Mond, der stets am Himmel steht;
Du bist der Stern, der, wenn die andern dunkeln,
Noch überstrahlt den Tag mit seinem Funkeln;
Du bist das sonnenlose Morgenroth;
Ein heitrer Tag, den keine Nacht bedroht;
Der Freud' und Hoffnung Wiederschein auf Erden,
Das bist du mir, was kannst du mehr noch werden?

5.

Meine Seele will nicht schlafen gehen,
Weil sie immer dich noch sieht.
Könnt' ich immer dich doch sehen!
Fleht ihr Traum, ihr Wunsch, ihr Lied.

Schlafen mußt du — schlaf' in deiner Wonne,
Liebe Seele, schlaf' auch du!
Auch im schönsten Frühling muß die Sonne
Jeden Abend geh'n zur Ruh'.

Aus dem Buche der Liebe,
von Hoffmann aus Fallersleben.

An Sie.

Ihr klaren, heitern Aeugelein,
Wenn ihr mit süßem Blick die ganze Welt beglücket,
Warum nur mich so düster angeblicket?
Wenn ihr, je freundlicher sich aufklärt euer Schein,
Je herrlicher die ganze Welt entzücket,
Warum so düster mir allein?
Ihr klaren, heitern Aeugelein,
Blickt immer, wie ihr wollt; nur ach, mich angeblicket!

Voß.

2) Akrostichon nennt man ein kleines Lied, oder ein Madrigal, worin die Anfangsbuchstaben der Zeilen ein Wort, oder einige Worte bilden. Der Inhalt soll in einiger Beziehung zu diesem Worte stehen. Vgl. Bd. 2. S. 177, wo man Akrosticha bei geistlichen Liedern findet.

An die Sonne.

Goldne Sonne, komm' auf hellen Schwingen!
Es erwartet dich das stille Thal;
Rauchend wollen Berge Opfer bringen,
Tausend Blumen harren deinem Strahl;
Rufend schlagen hier die Nachtigallen,
Und des Silberbaches Wellen fallen
Dort voll Sehnsucht, jedes Hälmchen spricht:
Eile, eile, schönes Himmelslicht!

Der Morgen.

Morgen wird es in der Natur,
Alles athmet erfrischt und beglückt;
Thau hat jede Blume der Flur,
Hat den Wald und das Feld beglückt.

In dem Dunkel, wie schien voll Grauen
Lang mir die Nacht, ohne Himmel und Licht!
Doch du kamst — o nun laß mich schauen
Ewig dein liebliches Angesicht.

§ 65. Madrigali a corona. (Madrigalenkranz.)

So heißt eine von den Deutschen sehr wenig gepflegte Dichtungsart, worunter man Gedichte aus mehreren Strophen versteht, die den Charakter kleiner Madrigale haben (vgl. § 64), aber dadurch an einander gereiht sind, daß jedes folgende mit der Schlußzeile des vorhergehenden anfängt. Gewöhnlich sind solche Gedichte in dialogischer Form.

Ein Lied aus solchen Madrigalen hat schon Günther gedichtet: Sammlung von J. Chr. G. Gedichten, 4te Auflage, 1746, S. 326: An Leonoren bei dem andern Abschiede. (Die letzte Zeile ist dort immer kürzer, nur die Hälfte der folgenden Anfangszeile.) — A. W. Schlegel: Nikon und Heliodora; Fr. Schlegel: Wechselgesang; Tieck: Wettgesang (Ged. I. S. 17.); Ged. v. T. O. Sternau 1851. S. 46.

Einsamkeit.

1 Einsam steh' ich in dem stillen Wald:
Nur ein leerer Fleck ist's, nur ein Hau;
Aexte haben hier zuletzt geschallt, —
Stumpf an Stumpf zu sehen, fahl und grau;
Keine Spur betret'ner Wege,
Nur der Wurm bewegt sich träge;
Vogelstimmen tönen, ach, wie fern!

2 Vogelstimmen, die ihr tönt so fern,
Lebenszeichen ihr, wo Alles todt,
O wie lauscht mein Ohr euch hier so gern!
Seid ihr Grüße, die die Heimat bot,
Daß in euren sanften Tönen
Meiner Liebe waches Sehnen
Finde einen holden Wiederhall?

3 Findet einen holden Wiederhall
Dieses Herzens oft verkannter Trieb,
Weilt dies Herz in Frieden überall,
Diese Einsamkeit selbst wird ihm lieb;
Mehr nicht sucht's mit heißem Streben,
Als ein heimlich, liebes Leben
Für das Beste, was es in sich trägt.

Für das Beste, was er in sich trägt, 4
Fand mein Geist den schönen Ruheplatz
An dem Busen, dessen Herz mir schlägt,
Und dies Herz ist nun sein höchster Schatz,
Das erreichte Ziel des Strebens,
Sein Asyl im Sturm des Lebens
Und sein Frieden in dem stillen Wald.

§ 66. Die Seguidilla.

Für solche poetische Tändeleien oder kurze Aussprüche, wie das Madrigal, hat der Spanier eine leichte Form von Strophen, welche er Seguidilla's nennt. Sie werden beim Tanze zur Guitarre gesungen, eine Sitte, welche sich auch im Polnischen bei dem Krakowiak findet. — Am häufigsten bestehen die Seguidillen aus vier längeren, oder aus sieben gebrochenen Zeilen, welche nicht durch den Sylbenreim, sondern nur durch Assonanz mit einander verbunden sind.

Vgl. Geibel: Volkslieder der Spanier. Seite 84. 191.

(Gebrochene Zeilen.)

Dein Garten blühte prächtig
Von rothen Rosen;
Als ich hinein getreten,
Fand ich nur Dornen.
O süßes Leben,
Du hast für Liebe
Nur Leid gegeben.

(Ganze Zeilen.)

Fürwahr, Du bist ein Mörder, liebst Du mich nicht immer!
Denn wenn ich sterbe, sterb' ich um Deinetwillen.
Gib, Undankbarer,
Das Herz mir wieder, das Du mir nahmest!

§ 67. Die Vierzeile; das Distichon.

1) Von der Zeilenzahl Vierzeile benannt, finden sich im Italienischen kleine Gedichtchen von galanter oder witziger Natur. Sie sind eine Art Epigramme, Sinngedichte (vgl. § 13), und gleichen den Ritornellen und Seguidillen.

1.

Der Frühling ist ein Dichter:
Wohin er blickt, blüht Baum und Strauch;
Der Herbst ein Splitterrichter:
Die Blümlein welken, die berührt sein Hauch.

2.

Durch Schaden wird man klug,
Sagen die klugen Leute.
Schaden litt ich genug,
Doch bin ich ein Thor noch heute.

3.

Was man nicht kann hassen,
Und noch weniger lassen,
O Herz, da ist kein Mittel geblieben,
Als es von ganzer Seele zu lieben.

Rückert.

2) Ebenfalls von der Zeilen-Anzahl hat das Distichon (Zweizeile) seinen Namen. Es stammt aus dem Griechischen und Lateinischen und ist seinem inneren Wesen nach ein Epigramm, Sinngedicht, Gnome (vgl. § 13). Seine äußere Form ist immer ein Hexameter und Pentameter (vgl. S. 16 und 19).

1.

Alle Blüthen müssen vergeh'n, daß Früchte beglücken;
Blüthen und Frucht zugleich gebet ihr, Musen, allein.

Goethe.

2.

Wem zu glauben ist, redlicher Freund, das kann ich Dir sagen:
Glaube dem Leben! es lehrt besser als Redner und Buch.

Derselbe.

3.

Irrthum verläßt uns nie, doch ziehet ein höher Bedürfniß
Immer den strebenden Geist leise zur Wahrheit hinan.

Derselbe.

Das Distichon.

Im Hexameter steigt des Springquells mächtige Säule,
Im Pentameter drauf, fällt sie melodisch herab.

Schiller.

§ 68. Portugiesische Mondinho's.

Unter diesem Namen finden wir bei den Portugiesen ähnliche poetische Kleinigkeiten, lyrische Reime, sinnreiche Einfälle in kurzen Liedchen, wie die Madrigale der Franzosen, die Seguidilla's der Spanier und Vierzeilen der Italiener. Wiederkehr desselben Gedankens, derselben Worte in anderem Zusammenhange ist das Merkmal derselben. Der gesangartige Charakter waltet vor.

Wolff: Poetischer Hausschatz des Auslandes. Seite 169.

1.

Unter jenen Lorbeerbäumen,
Schön mit grünem Laub geschmückt,
Wurden oft uns Augenblicke,
Reich und selig und beglückt.

Ach, weit mehr als Augenblicke
Sind sie, wenn erfüllt mit Leid;
Weniger als Augenblicke,
Wenn sie voll Glückseligkeit.

2.

Solcher Lärm ist mir verdrießlich,
Und nichts kann so sehr mich ärgern,
Als wenn man von mir erzählet,
Was ich thu', will, bin und sehe.

Keiner schreibe mir doch Briefchen!
Wisset, daß ich keine lese.
Mich verdrießt, wenn man erzählet,
Was ich thu', will, bin und sehe.

§ 69. Das Canzion.

Verwandt ist mit der vorhergehenden Dichtungsart durch seine Wiederholungen das **Canzion**, das aus Spanien stammt, eine Art kleiner Liedchen, die den Hauptgedanken in wenigen Zeilen voranstellen und denselben dann in einer oder einigen Strophen, zwei, drei, auch wohl vier, poetisch ausführen. Zu Ende dieser Strophen kehren die **Worte** oder wenigstens die **Reime** der Anfangszeilen wieder, wenn auch nicht in derselben Ordnung. Die Zeilenzahl der Strophen ist nicht bestimmt. Wie in den italienischen Formen die Jamben, so herrschen in den spanischen die Trochäen vor.

A. W. Schlegel, Fr. Schlegel. Poetischer Hausschatz des Auslandes, v. Wolff. 1847.

Maria.

1 Da nun todt der Herr des Lebens,
Der mein Sohn,
Sei der Tod das Ziel des Strebens
Und mein Lohn.

2 Mutter ward ich, wie noch keine,
Ohne Sorg' und ohne Schmerzen,
Die ich jetzo erst beweine,
Seit sie doppelt mir im Herzen.
Doppelt Leid ist mir gegeben
Um den Sohn,
Daß im Tod der Herr des Lebens
Ist entfloh'n.

Weil viel Tod ist überwunden
Durch des Einen bittres Sterben,
Drum muß billig für die Wunden
Viele Tod' ich Eine sterben,
Und es schickt den Trost vergebens
Von dem Thron
Zu mir her das Licht des Lebens,
Für den Sohn.

Vöglein, die ihr fliegt im Reihen, 4
Thiere, wandelnd auf den Weiden,
Sagt, warum wollt ihr nicht schreien,
Mich zu trösten in den Leiden,
Der allein kein Trost gegeben,
Weil entfloh'n
In den Tod der Herr des Lebens,
Der mein Sohn.

Fr. Schlegel.

Die Schönste.

Ganz so zierlich ist das Mädchen, 1
Wie es lieblich ist und schön.

Sage du es Schiffersmann, 2
Der du auf den Schiffen lebest,
Ob das Schifflein, ob das Segel,
Ob das Sternbild ist so schön?

Sage du es Rittersmann, 3
Der du dich in Waffen kleidest,
Ob das Rößlein, ob die Waffen,
Ob die Fehde ist so schön?

Sage du es, Schäfersmann, 4
Der du deine Heerde weidest,
Ob die Heerde, ob die Thäler,
Ob die Sierra ist so schön?

Aus dem Spanischen
von O. L. B. Wolff.

§ 70. Die Dezime.

Sie ist eine aus Spanien stammende Dichtungsart, deren charakteristisches Merkmal Strophen von **zehn** acht- oder siebensylbigen Zeilen in trochäischem Versmaaße sind. Die Strophe zerfällt gern in zwei ungleiche Theile von vier und sechs Zeilen, zwischen denen ein Ruhepunkt ist. Die zweite Abtheilung schließt sich durch den Reim an die erste an, so daß man in Beziehung auf die Reime sagen könnte, eine Dezime zerfalle in zwei fünfzeilige Abtheilungen; doch steht einer solchen Eintheilung der Ruhepunkt hinter der vierten

Zeile entgegen. Die Reime, welche gern weiblich sind, haben meistens folgende Ordnung: abba, accddc. — Dezimen findet man auch in Gotthard v. Reinholds dichterischem Nachlaß I. S. 48.

Ermahnung.

Da wir Menschen sterblich sind,
So muß in den ird'schen Schranken
Jeder an sich selbst erkranken,
Bis er seinen Tod gewinnt.
Mensch, nicht sorglos sei und blind!
Denk' daran in dieser Frist,
Daß ein ew'ges Leben ist!
Warte nicht, daß kund dir's thu'
Andre Krankheit noch, da du
Deine größte Krankheit bist!

Immer gehn des Menschen Tritte
Auf der harten Erd' umher,
Und nicht einen wandelt er,
Daß er nicht sein Grab beschritte.
Hart Gesetz und strenge Sitte
Führt ihn auf des Lebens Bahnen;
Jeder Schritt (furchtbares Mahnen!)
Ist zum Vorwärtsgehn, wo dann
Gott selbst nicht mehr machen kann
Diesen Schritt zum ungethanen!

Aus dem standhaften Prinzen von Calderon, übers. von A. W. Schlegel.

§ 71. Die Glosse.

Diese spanische Dichtungsart ist eine Art Dezime. Sie stellt eine kleine Strophe als Thema oben an, meistens vierzeilig und aus einem andern Gedicht entlehnt. Es werden nun zehnzeilige Strophen gebildet, deren letzte Zeile immer eine aus dem Thema ist, so daß die letzten Zeilen der Strophen zusammengenommen das ganze Thema wiedergeben. Diese letzten Zeilen der einzelnen Strophen aber müssen dem Zusammenhange so natürlich angehören, als wäre gar keine Rücksicht auf ein vorhandenes Thema genommen worden. Glossen sind also Dezimen mit vorgeschriebenen Endzeilen. Der Ruhepunkt ist hinter der fünften Zeile, und die Reime können in der ersten Hälfte eine beliebige Ordnung haben. Ihre Schwierigkeit hat gelehrt, die Form nicht streng festzuhalten. Ueber das Thema von Tieck:

Süße Liebe denkt in Tönen,
Denn Gedanken stehn zu fern,
Nur in Tönen mag sie gern
Alles, was sie will, verschönen,

sind mehrere Glossen gemacht worden, und zwar von A. W. Schlegel zwei, von Frdr. Schlegel eine, von Uhland, von E. Schulze, von Gottwalt, von Tieck (Ged. Bd. 2, S. 33), von Platen. — Glossen finden sich in Gotthard v. Reinhold's dichterischem Nachlaß I. S. 54. 142 f.

Lied.

Wenn sich neue Liebe regt, 1
Alles die Gefühle wagen,
Die man, ach, so gerne hegt:
Laß mich fühlen, doch nicht sagen,
Wie die Seele sich bewegt.
Wird sie jemals sich beschränken?
Sich in Lust und Leid zu senken
Kann sie nimmer sich entwöhnen!
Doch was soll das eitle Denken?
Süße Liebe denkt in Tönen.

Wenn die Nachtigallen schlagen, 2
Hell die grüne Farbe brennt,
Will ich, was die Blumen sagen
Und das Auge nur erkennt,
Leise kaum mich selbst befragen.
Wenn ich wandl' auf stiller Flur,
Still verfolgend die Natur,
Und sie fühlend denken lerne,
Folg' ich den Gefühlen nur;
Denn Gedanken stehn zu ferne.

3 Wer es je im Herzen wagte,
Zu dem Aether zu entfliehen,
Den der Himmel uns versagte,
Denkt in leisen Phantasieen,
Was er nie in Worten sagte.
Worten ist es nicht gegeben,
Unsre Seele zu beleben,
Nah' sich ahnen schon das Ferne,
Lächelnd weinen, lieben — leben
Nur in Tönen mag sie gerne.

4 Wenn sich süß Musik ergossen,
Darf es der Gesang nur wagen,
Und in Wohllaut hingegossen
Leise zu der Laute sagen,
Daß im Wohllaut wir zerflossen.
Wenn man den Gesang nur kennte,
Ihn den Schmerzen nicht mißgönnte,
Würden sie sich leicht versöhnen,
Und die schöne Liebe könnte
Alles, was sie will, verschönen.

Friedr. Schlegel.

Der Recensent.

1 Schönste, du hast mir befohlen,
Dieses Thema zu glossiren,
Doch ich sag es unverhohlen:
Dieses heißt die Zeit verlieren,
Und ich sitze wie auf Kohlen.
Liebtet ihr nicht, stolze Schönen,
Selbst die Logik zu verhöhnen,
Würd' ich zu beweisen wagen,
Daß es Unsinn ist, zu sagen:
Süße Liebe denkt in Tönen.

2 Zwar versteh' ich wohl das Schema
Dieser abgeschmackten Glossen,
Aber solch verzwicktes Thema,
Solche räthselhafte Possen,
Sind ein gordisches Problema.
Dennoch macht' ich dir, mein Stern,
Diese Freude gar zu gern!
Hoffnungslos reib' ich die Hände,
Nimmer bring' ich es zu Ende,
Denn Gedanken stehn zu fern.

Laß, mein Kind, die span'sche Mode, 3
Laß die fremden Triolette,
Laß die wälsche Klangmethode
Der Canzonen und Sonette,
Bleib' bei deiner Sapph'schen Ode!
Bleib' der Aftermuse fern
Der romantisch süßen Herr'n!
Duftig schwebeln, lustig tänzeln
Nur in Reimchen, Assonänzeln,
Nur in Tönen mag sie gern.

Nicht in Tönen solcher Glossen 4
Kann die Poesie sich zeigen;
In antiken Verskolossen
Stampft sie besser ihren Reigen
Mit Spondeen und Molossen.
Nur im Hammerschlag und Dröhnen
Deutsch-Hellenischer Kamönen
Kann sie selbst die alten, kranken,
Allerhäßlichsten Gedanken,
Alles, was sie will, verschönen.

Uhland.

§ 72. Die Tenzone.

Eine Art Glosse nennt man Tenzone oder das Tenzon (Streitgedicht). Es vertheidigen in ihr zwei (selten mehr) Dichter ihre abweichenden Ansichten über den Werth eines Gegenstandes. Manchmal fehlt auch das streng Glossenartige, und die Tenzone wiederholt nur die Reime des Thema's, statt dessen Zeilen; oder sie besteht gar nur aus einigen Dezimen ohne darüber gesetztes Thema. Der Streit schreitet entweder strophenweise vor, oder die eine Ansicht spricht sich zuerst, die andere nachher mit allen ihren Gründen und mit Widerlegung des Gegners in einem ganzen Gedichte aus. So ist es z. B. in: Tod oder Untreue der Geliebten, von Uhland und Rückert, s. Rückerts Ged. 2. Bd. S. 262; vgl. auch Zeitgedichte, von Wackernagel, S. 69; Rhein. Jahrb. 1840, S. 477; Weib, Wein und Gesang, (nicht in Dezimen) in Gödeke's: Deutschlands

Dichter, S. LX. f. — Von ernsthafterer Art und anderer Form ist die Tenzone des deutschen Mittelalters, wie der Sängerkrieg auf der Wartburg aus dem 13ten Jahrhundert sie enthält. Subtile Streitfragen aus dem Gebiete der Gelehrsamkeit und geheimnißvoller Weisheit wurden mit der größten Erbitterung und gehässig verfochten. Bd. 2. S. 105. Vgl. Gervinus' Handbuch u. s. w. § 101.

Die Tenzone wurde den Provençalen nachgeahmt. Die älteste, welche wir besitzen, ist von Heinrich von Meißen (1260—1318, Bd. 2. S. 26), welcher mit Barthel Regenbogen streitet, ob man Weib oder Frau sagen solle. (Er behauptet: Frau, und hat den Beinamen Frauenlob erhalten.)

Blau und Grün.

Lisida.

1 In der grünen Farbe glänzen,
Ist die erste Wahl der Welt
Und was lieblich dar sie stellt:
Grün ist ja die Tracht des Lenzen!
Sieht man doch, um ihn zu kränzen,
Keimend aus der Erde Grüften,
Ohne Stimmen, doch in Düften
Athmend, dann in grünen Wiegen
Bunt gefärbt die Blumen liegen,
Welche Sterne sind den Lüften.

Cloris.

2 Dies ist doch nur ird'sche Feier,
Die erbleichend muß verblühn;
Kleidet sich die Erd' in Grün,
So schmückt Blau den Himmel freier.
Frühling ist ein blauer Schleier
Lichter Blumen der Azuren!*)

*) D. h. das Blau ist der Schleier, welcher den Himmel bedeckt, und dieser Schleier ist voll Sterne, welche gleichsam Blumen der Azuren (des blau erscheinenden Aethers) sind: also der Sternenhimmel mit seinem Blau ist auch ein Frühling.

Wo zeigt nun der Abkunft Spuren
Stolzer prangendes Gewimmel:
Hier der Fluren Blumenhimmel,
Dort des Himmels Sternenfluren?

Lisida.

Diese Farbe schwebt im Scheine 3
Nur dem Auge vor; in Wahrheit
Ist der Himmel nichts als Klarheit,
Und er trägt der Farben keine.
Drum ist seiner Sphäre Reine
Mit erlognem Blau umfangen,
Und die Erde darf verlangen,
Daß hierin der Preis sie kröne:
Täuschend nur ist jene Schöne,
Diese zeigt ein wahrhaft Prangen.

Cloris.

Keine Farbe, gern bekennen 4
Will ich's, ist des Himmels Blau,
Weil ich hierauf eben bau',
Daß sie besser sei zu nennen.
Wär' es nicht von ihm zu trennen,
Wär' die Wahl nicht Gunst gewesen.
Da er es zuerst erlesen,
Ward es billig vorgezogen,
Weil es besser, selbst erlogen,
Als der andern wahres Wesen.

Aus Schärpe und Blume, von Calderon, übers. von A. W. Schlegel.

§ 73. Die spanische Romanzenform.

1) Die alte spanische Romanze, wie sie als Volkslied bekannt ist, besteht aus trochäischen Tetrametern (S. 15 f.), die in der Mitte eine Cäsur haben und von denen immer eine ganze Anzahl durch Assonanz mit einander verbunden sind, wie auf S. 155 ein Beispiel gegeben ist:

Nach der Gegend, wo er schaute, daß am meisten floß das Blut,
Warf hinein sich Montesinos, ganz erfüllt von Angst und Wuth.
Wen er mit der Lanz' erreichte, streckt' er nieder auf den Grund;
Auch die Stute half ihm kämpfen, manchen Feind sie niederschlug u. s. w.

2) Als nun der vollere Reim an die Stelle der Assonanz trat, erkannte man die Nothwendigkeit, kleinere Abtheilungen zu machen, weil sich der Reim nicht so lange fortführen läßt, als die Assonanz. Es entstanden also Strophen und zwar von 2 Zeilen, von 3 und 4 Zeilen. Ein Beispiel von zweitheiligen Strophen ist außer der Ballade S. 127: Das Grab im Busento, auch S. 155 die Romanze: Leonardo da Vinci:

Florentiner, Florentiner! Was muß euren Sinn bethören,
Daß ihr eure großen Männer Fremden überlaßt zu ehren? u.s.w.

Beispiele von dreizeiligen Strophen sind äußerst selten; eines steht in W. Menzels Gesängen der Völker, 1851. S. 49:

Wie die Bösen alle jubeln, wie sie sich des Frevels freun,
Die den Richter nicht erwarten, die nicht seine Ankunft scheun!
Wie sie tobend, aufgeblasen, spottend Alles überschrein! u. s. w.

Ein Beispiel von vierzeiligen Strophen ist S. 145 Bertrand de Born, wo nur die Langzeilen gebrochen als zwei kurze geschrieben sind. Ein eben solches Beispiel von Uhland ist:

Der Waller.

1 Auf Galliziens Felsenstrande ragt ein heil'ger Gnadenort,
Wo die reine Gottesmutter spendet ihres Segens Hort.
Dem Verirrten in der Wildniß glänzt ein goldner Leitstern dort,
Dem Verstürmten auf dem Meere öffnet sich ein stiller Port.

2 Rührt sich dort die Abendglocke, hallt es weit die Gegend nach;
In den Städten, in den Klöstern werden alle Glocken wach.
Und es schweigt die Meereswoge, die noch kaum sich tobend brach,
Und der Schiffer kniet am Ruder, bis er leis sein Ave sprach.

An dem Tage, da man feiert der Gepriesnen Himmelfahrt, 3.
Wo der Sohn, den sie geboren, sich als Gott ihr offenbart,
Da, in ihrem Heiligthume, wirkt sie Wunder mancher Art;
Wo sie sonst im Bild nur wohnet, fühlt man ihre Gegenwart.

Bunte Kreuzesfahnen ziehen durch die Felder ihre Bahn, 4
Mit bemalten Wimpeln grüßet jedes Schiff und jeder Kahn.
Auf dem Felsenpfade klimmen Waller, festlich angethan;
Eine volle Himmelsleiter, steigt der schroffe Berg hinan.

Doch den heitern Pilgern folgen andre, baarfuß und bestaubt, 5
Angethan mit härnen Hemden, Asche tragend auf dem Haupt;
Solche sind's, die der Gemeinschaft frommer Christen sind beraubt,
Denen nur am Thor der Kirche hinzuknieen ist erlaubt.

Und nach Allen keuchet Einer, dessen Auge trostlos irrt, 6
Den die Haare wild umflattern, dem ein langer Bart sich wirrt;
Einen Reif von rost'gem Eisen trägt er um den Leib geschirrt,
Ketten auch um Arm' und Beine, daß ihm jeder Tritt erklirrt.

Weil erschlagen er den Bruder einst in seines Zornes Hast, 7
Ließ er aus dem Schwerte schmieden jenen Ring, der ihn umfaßt.
Fern vom Herde, fern vom Hofe, wandert er und will nicht Rast,
Bis ein himmlisch Gnadenwunder sprenget seine Kettenlast.

8 Trüg' er Sohlen auch von Eisen, wie er wallet ohne Schuh',
Lange hätt' er sie zertreten, und noch ward ihm nirgend Ruh'.
Nimmer findet er den Heil'gen, der an ihm ein Wunder thu';
Alle Gnadenbilder sucht er, keines winkt ihm Frieden zu.

9 Als nun der den Fels erstiegen und sich an der Pforte neigt,
Tönet schon das Abendläuten, dem die Menge betend schweigt.
Nicht betritt sein Fuß die Hallen, drin der Jungfrau Bild sich zeigt,
Farbenhell im Strahl der Sonne, die zum Meere niedersteigt.

10 Welche Glut ist ausgegossen über Wolken, Meer und Flur!
Blieb der goldne Himmel offen, als empor die Heil'ge fuhr?
Blüht noch auf den Rosenwolken ihres Fußes lichte Spur?
Schaut die Reine selbst hernieder aus dem glänzenden Azur?

11 Alle Pilger gehn getröstet, nur der Eine rührt sich nicht,
Liegt noch immer an der Schwelle mit dem bleichen Angesicht.
Fest noch schlingt um Leib und Glieder sich der Fesseln schwer Gewicht;
Aber frei ist schon die Seele, schwebet in dem Meer von Licht.

[Wir zählen diese Romanze zu den schönsten Gedichten. Zuerst stellt uns in Strophe 1, 2 der Dichter den Gnadenort und seine besänftigende, Frieden bringende Macht dar, welche sich am Tage der heiligen Jungfrau bis zur wunderbaren Wirkung steigert, Str. 3. Der Dichter versteht die Darstellung in Str. 2 so zu halten, daß wir Alles naturgemäß als in Maßregeln oder in Naturgesetzen geordnet betrachten können, was den Gläubigen dort als Wirkung des heiligen Ortes erscheint, und hierdurch bleibt er in den Grenzen der Wahrscheinlichkeit. Dann führt er einen Zug der Waller und noch einen zweiten an uns vorüber Str. 4, 5, bis zuletzt der Büßer mit dem Eisengürtel folgt, welcher durch seine Erscheinung unser ganzes Interesse in Anspruch nimmt, Str. 6—8, dem wir mitleidig den Frieden gönnen, welchen er bei allen Gnadenbildern vergebens gesucht hat; ja der Dichter hat uns schon zu der Ahnung berechtigt, daß er ihn hier finden werde, wo ihn ja Alle finden, der Verirrte und der Verstürmte, selbst die tobende Meereswoge! Wie nun dieser Waller den Berg erstiegen hat, läßt der Dichter, von allen Anderen schweigend, den Abend schon angebrochen sein, jene feierliche Stunde, an welchem sich der Heiligen besänftigende Macht immer am sichtbarsten kund gibt, Str. 9 verglichen mit Str. 2. Und welch ein Abend ist das heut an ihrem himmlischen Ehrentage: himmlische Schönheit über die ganze Natur ausgegossen! Str. 10. Da sehen wir uns nach dem Unglücklichen um: Alle Pilger gehn getröstet, nur der Eine ist todt! Worauf er gehofft, das ist ihm nicht zu Theil geworden: seiner Ketten Last ist nicht gesprengt; aber seine Seele ist frei — frei wovon? nur von der Last des Körpers und seiner Ketten, oder auch von der Last, die auf dem Bewußtsein lag? Ob sie in dem Meer von Lichte als eine begnadigte schwebe, oder auch ohne Körper und Eisenfesseln noch den verlorenen Frieden suche — der Dichter sagt es nicht klar heraus, und hier ist dieses Gedichtes schwache Stelle. Der Tod des Büßers befriedigt den Leser nicht, weil der Tod weder das von dem Sünder Gesuchte, noch das vom Leser Erwartete und Gewünschte ist, noch auch in dem Charakter der sonstigen Wirkungen jenes Gnadenortes liegt. Dem Friedesuchenden nur den Frieden des Grabes gewähren, dem von Fesseln Beschwerten

mit den Fesseln zugleich das Leben selbst abnehmen, das ist keine angenehm überraschende Erfüllung des Gebetes. Der Dichter hätte hier objektiver sein, sich in diejenige religiöse Anschauung, welcher der Stoff des Gedichtes angehört, hineinversetzen müssen; ist ja doch die Versöhnung des reuevollen Herzens und die Wiederkehr des Gottesfriedens in das gläubige Gemüth ein echt christlicher Segen. Wir hätten also hier jenen Mangel an christlicher Vertiefung zu bemerken, welchen wir so oft an unsern besten Dichtern zu beklagen haben. Sollte jedoch der Dichter mit den zwei letzten Zeilen auch die Befreiung der Seele von dem quälenden Schuldgefühle gemeint haben, nicht bloß die Befreiung vom Körper: dann hätten wir ihm ein Unrecht abzubitten, müßten aber bemerkbar machen, daß er dann das Wichtigste nur leise andeute, während minder Wichtiges mit malerischer Ausführlichkeit ausgesprochen wird, und daß er die Gedanken in Str. 10 nicht zweckmäßig geordnet habe. Denn die Vermuthung, daß der Himmel offen geblieben sei, ist dem Wunsche, daß die Heilige den Sünder mit vor Gottes Thron genommen habe, doch viel günstiger, als die nachfolgenden beiden Vermuthungen, daß jene über die Natur ausgegossene Gluth die Spur ihrer Füße oder der Blick ihrer Augen sei, ja diese letzteren Vermuthungen drängen die erstere nur zurück und unterstützen durchaus nicht den Glauben an die Begnadigung des Sünders. — Abgesehen von diesem mangelhaften Schlusse, der uns befriedigender lautete: „Gott ist gnädig im Gericht", verdient diese Romanze die dankbarste Anerkennung. Denn die Idee derselben hat etwas Ergreifendes durch das Gewichtige des Brudermordes, durch die Tiefe des Unglücks und durch die sittliche Macht, welche in dem gestörten Gewissen liegt; die Ausführung aber ist durch das Symbolische, das der Dichter über die epische Wirklichkeit wie einen durchsichtigen Schleier geworfen hat, sinnig schön, und die malerische Darstellung des Einzelnen ist, ohne zu breit zu werden, wie wir es bei Freiligrath oft finden, sinnlich klar und anschaulich bis zur plastischen Schönheit.]

3) Dann ist mit diesen Strophen geschehen, was schon im Mittelalter mit der Nibelungenstrophe geschah, man brachte an die Stelle der Cäsur einen Reim und schrieb nun gebrochne Zeilen; denn nur der Reim ist der triftige Grund, eine neue Zeile anzufangen. Vergl. S. 126: Der Blumen Rache, wo aus der zweizeiligen Strophe eine vierzeilige geworden ist, in welcher jede Zeile nur noch 4 Trochäen zählt. Beispiele von sechszeiligen trochäischen Strophen sind selten, wie die ihnen entsprechenden dreizeiligen Strophen mit Langzeilen. Häufiger dagegen findet sich die vierzeilige Strophe mit Langzeilen in eine achtzeilige mit Halbzeilen verwandelt: siehe S. 57 Frühlingsgruß an das Vaterland, S. 78 Ostermorgen, auch S. 296 Sehnsucht. In solchen Gedichten ist jedoch mit dem Reime eine Veränderung vorgenommen worden. Man hat zunächst die 4 Langzeilen nicht mehr gereimt aaaa, sondern getheilt aabb; vgl. S. 72 Lob der Gottheit. Sollten nun in der Mitte 4 neue Reime eingeschoben werden, so geschah es ebenfalls zweigetheilt: 1,1,2,2, und die achtzeilige Strophe hat nun diese Reimfolge: 1,a, 1,a,2,b,2,b.

Heilig weht es in den Hainen! unser Osterfest erwacht!
Seines Tages Licht-Erscheinen kämpft noch mit dem Geist der Nacht.
Helle Morgensterne strahlen nieder in das dunkle Leben,
Unsern Sinn aus Pilgerthalen zu der Heimat zu erheben.

Schwieriger ward es, wenn die Reime sich kreuzten: a,b,a,b; denn alsdann mußten sich auch die Reime in der Mitte der Zeilen kreuzen: 1,2,1,2, und so erfolgte durch die Zusammenstellung eine achtzeilige Strophe von dieser Reimfolge: 1,a,2,b,1,a,2,b. Es fand also jede kurze Zeile ihren Reim erst ist der vierten folgenden Zeile, nachdem das Ohr ihn fast vergessen hatte. So ist es in dem Gedichte von Novalis: Der Kirchhof:

1 Keiner wird sich je beschweren,
a Keiner wünschen fortzugehen,
2 Wer an unsern vollen Tischen
b Einmal fröhlich saß;
1 Klagen sind nicht mehr zu hören,
a Keine Wunden mehr zu sehen,
2 Keine Thränen abzuwischen,
b Ewig läuft das Stundenglas.

Um einige Reime einander mehr zu nähern und dadurch mehr Wohlklang hinein zu bringen, rückte Goethe die Reime a und 2 durch Vertauschung dicht neben einander, daß die Strophe nun so aussieht: 1,a,a,b; 1,2,2,b.

Der Schatzgräber.

1 Arm' am Beutel, krank am Herzen,
Schleppt' ich meine langen Tage:
Armuth ist die größte Plage,
Reichthum ist das höchste Gut!
Und, zu enden meine Schmerzen,
Ging ich einen Schatz zu graben.
Meine Seele sollst du haben!
Schrieb ich hin mit eignem Blut.

2 Und so zog ich Kreis' um Kreise,
Stellte wunderbare Flammen,
Kraut und Knochenwerk zusammen:
Die Beschwörung war vollbracht.
Und auf die gelernte Weise
Grub ich nach dem alten Schatze
Auf dem angezeigten Platze;
Schwarz und stürmisch war die Nacht.

3 Und ich sah ein Licht von Weiten,
Und es kam gleich einem Sterne
Hinten aus der fernsten Ferne,
Eben als es zwölfe schlug.
Und da galt kein Vorbereiten:
Heller ward's mit Einemmale
Von dem Glanz der vollen Schale,
Die ein schöner Knabe trug.

Holde Augen sah ich blinken 4
Unter dichtem Blumenkranze;
In des Trankes Himmelsglanze
Trat er in den Kreis herein.
Und er hieß mich freundlich trinken;
Und ich dacht': es kann der Knabe
Mit der schönen lichten Gabe
Wahrlich nicht der Böse sein.

„Trinke Muth des reinen Lebens! 5
Dann verstehst du die Belehrung,
Kommst mit ängstlicher Beschwörung
Nicht zurück an diesen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens:
Tages Arbeit, Abends Gäste!
Saure Wochen, frohe Feste!
Sei dein künftig Zauberwort."

Goethe.

Ist die Reimfolge der vierzeiligen Strophe abba, so nennt man die letztere eine Redondille.

§ 74. Das Ghasel, die Ghasele.

Man versteht darunter ein kleines Gedicht, welches einen, meistens dreisylbigen (gleitenden oder Doppel-) Reim immer auf's Neue bis zu Ende wiederbringt, oder statt des Reimes dasselbe Wort, oder eine halbe Zeile, manchmal sogar eine ganze Zeile. Diese Wiederholung geschieht jedoch nur mit Unterbrechung einer andern, nicht gereimten Zeile, und nur am Anfange des Gedichts kommt sie ohne diese Unterbrechung. — Diese Dichtungsart stammt aus dem Persischen und bedeutet ein Lobgedicht. Sie ist die Verlängerung der sogenannten „persischen Vierzeilen."

Fr. Rückert, G. Pfizer, Platen und Andere.

(Persische Vierzeile.)

Vom Himmel kam geflogen eine Taube
Und bracht' ein Kleeblatt mit dreifachem Laube.
Sie ließ es fallen; glücklich, wer es findet!
Drei Blättlein sind es: Hoffnung, Lieb' und Glaube.

Rückert.

Schilt mich stolz die Welt, so weißt du, daß ich von den Wilden bin,
Daß ich scheu vor dir und schüchtern gleich dem Reh, dem wilden, bin;
Schilt sie wortkarg mich, so weißt du, daß ich **fähig** neben dir,
Auch das Schönste, was die Sprache je vermocht, zu bilden bin.

Platen.

Für die sieben Tage.

(Reim wiederholt.)

1 Sprich, liebes Herz, in deines Tempels Mitten
Für sieben Wochentage sieben Bitten.

2 Zum ersten Tag: Laß deine Sonne tagen,
Und Licht verleihn der Erd' und meinen Schritten!

3 Zum zweiten Tag: O laß nach dir mich wandeln,
Wie Mond der Sonne nach mit leisen Tritten!

4 Zum dritten Tag: Lehr' deinen Dienst mich kennen,
Und wie ich dienen soll mit rechten Sitten!

5 Zum vierten Tag: Du wollst mich nicht verlassen
In meiner Woch', in meines Tagwerks Mitten!

6 Zum fünften Tag: O donnr' ins Herz mir deine
Gebote, wann sie meinem Sinn' entglitten!

7 Zum sechsten Tag: O laß mich freudig fühlen,
Wodurch du mir die Freiheit hast erstritten!

8 Zum siebenten: Die Sonne sinkt am Abend:
O dürft' ich mir so hellen Tod erbitten!

Rückert.

Führung.

(Reim und ein Wort wiederholt.)

Dich, Israel, hat in der Wüste Jehova wunderbar geführt; 1
Er hat dich zum Verheißungslande durch Irren vierzig Jahr geführt.

Er hat dich wollen altern lassen, damit vergnügt du ziehest ein; 2
Er hat, da unterwegs du starbest, dich heim als neue Schaar geführt.

Er hat dich wollen dursten lassen, um dir den Quell aus Felsgestein 3
Zu schlagen; er hat Tags im Donner, dich Nachts in Blitzen klar geführt.

Er hat dich lassen irre gehen, damit du kämst an's rechte Ziel; 4
Er hat dich langsam, seltsam, aber er hat dich immerdar geführt.

Und als du zum verheißnen Lande nun hingelangt warst, riefest du: 5
„Er hat mich wunderbar geleitet, doch mich zurecht fürwahr geführt!"

So rufet Freimund*), den durch Wüsten der Herr im Donner und im Blitz, 6
Durch Läut'rungsfeuer hin zum Lichte, zum Liebeshochaltar geführt;

So rufet Freimund auch am Ziele, wo sich die Irren aufgelöst: 7
„Er hat fürwahr mich recht geleitet, er hat mich wunderbar geführt!"

Derselbe.

An die Poesie.

(Reim und einige Worte wiederholt.)

Du Duft, der meine Seele speiset, verlaß mich nicht! 1
Traum, der mit mir durch's Leben reiset, verlaß mich nicht!

Du Paradiesesvogel, dessen Schwing' ungesehn 2
Mit leisem Säuseln mich umkreiset, verlaß mich nicht!

*) So nannte sich der Dichter in früheren Jahren: Freimund Reimar.

3 Du, Amme mir und Ammenmährchen der Kindheit einst,
Du fehlst, und ich bin noch verwaiset — verlaß mich nicht!

4 O du mein Frühling! sieh, wie draußen der Herbst nun braust;
Komm', daß nicht Winter mich umeiset, verlaß mich nicht!

5 O Hauch des Friedens! horch, wie draußen das Leben tobt;
Wer ist, der still hindurch mich weiset? verlaß mich nicht!

6 O du mein Rausch! du meine Liebe! o du mein Lied,
Das hier durch mich sich selber preiset, verlaß mich nicht!

Derselbe.

---

§ 75. Die Makame.

Unter diesem Namen (deutsch: „Unterhaltung") haben wir durch Rückert die freie Uebersetzung einer arabischen Volksdichtung kennen gelernt, welche aber auch in ihrer Heimat nicht allgemein geübte Volkspoesie, sondern nur an den Namen des Hariri geknüpft ist (lebte 1058—1118). Die Makamen enthalten Volksweisheit, Volksscherz, Volksleben in gereimter Prosa, noch formloser als Knittelverse; hier und da ist dieselbe von Ghaselen unterbrochen. Gelegenheit zu all den klugen und eigenthümlichen Aussprüchen in diesen Makamen giebt die Erzählung der Abenteuer eines alten, durchtriebenen Schalkes, Ebu Seid von Serug, eines Herumstreichers im Bettlergewand — eines idealisirten Eulenspiegels und Improvisators. Uebrigens blickt nicht selten, echt humoristisch, ein tief empfundenes Weh über das mangelhafte Leben hindurch und gibt diesen Makamen etwas wahrhaft Poetisches.

Beispiele siehe in K. E. P. Wackernagels: Auswahl u. s. w.; Deutingers: Beispielsammlung; Die Verwandlungen des Ebu Seid von Serug, von Rückert 1826; Rosenmüller: Ueber einen arabischen Roman des Hariri 1801. (In das Lateinische hat sie Peiper übers. 1831. 32.)

(Ebu Seid soll eine Bittschrift für einen Beamten machen, welcher seinen Herrn und Gönner bittet, ihn in die Heimat ziehen zu lassen; aber es soll der Buchstabe r nicht darin vorkommen.)

Drauf sann er ein Weilchen verschlossen, — bis die Wasser zusammengeflossen, — die Milch in's Euter eingeschossen; — dann rief er: Rüttle am Tintenfasse, — und die Feder fasse, — daß sie bringe das schwarze Nasse — auf das trock'ne Blasse! — und schreib' also!

Milde ist eine Tugend! — ewig jung sei deine Jugend! — Geiz ist ein Schandflecken: — deines Neidenden Auge müsse Nacht decken! — Edle Hand gibt Spenden, — unedle läßt abziehen mit hohlen Händen. — Den Gebenden schmückt, — was den Empfangenden beglückt; — und das Gold, das Dank aufwägt, — ist wohl an- und ausgelegt. — Zufließt's von innen dem Quelle, — wenn außen abfließt die Welle; — und Ausfluß des Sonnenlichts — gibt uns, und benimmt dem Himmel nichts. — Wessen Gemüth ist aus edlen Stoffen, — hält sein Haus dem Gaste offen, — seinen Schutz dem Flehenden, — und seinen Schatz dem Gehenden. — So lange dein Gast weilt, heiß' ihn nicht eilen; — noch weilen, wenn du ihn siehest eilen; — und laß ihn ziehn mit Tasch' und Stabe, — nicht ohne Lab' und nicht ohne Gabe. — So sei von Lust dein Palast bewohnt, — mit des Glückes Besuch belohnt, — von des Unglücks Fuß gemieden, — vom anklopfenden Leid geschieden! — Dein Dach sei luftig, — dein Gemach sei duftig, — deine Matten weich, — deine Schatten denen von Eden gleich! — Dein Wipfel sei vom entlaubenden Hauch geschont —

und ewig sei im Wachsen dein Mond! — Dein Lampendocht sei gesättigt von Oele, — und von Wunschfülle deine Augenhöhle! — Was du beschauest, das lenz' und maie; — was du bethauest, das glänz' und gedeihe. — Was du stützest, schwanke nie, — und wen du beschützest, wanke nie! — Sei geliebt von den Gemeinden, — und gelobt von den Feinden; — schaltend mit Macht, — waltend mit Bedacht, — Unmilde zähmend, — Unbilde lähmend! — Dein Stab sei weidend, — deine Klinge schneidend, — und dein Wille entscheidend! — — Dich flehet an dessen Mund, — dessen Odem schloß mit deinem Befehl einen Bund; — dessen Fuß steht, wo du ihn stellest, — dessen Stolz fällt, wo du ihn fällest. — Deine Huld hat ihn satt gemacht, — deine Sonne hat bezwungen seine Nacht. — Du nahmest an seines Lobes Huldigung, — mit seines Fehls Entschuldigung. — Deine Begleitung blieb sein Gnadenkleid, — und die Geschmeidigkeit sein Halsgeschmeid; — deine Befehle, — seine Seele, — und dein Gebot — sein Leben und Tod. — In deinem Dienst ist beschneit sein Haupt, — seines Kinnes Wald ist dünn gelaubt; — und ihn ziehet ein Gelüste — aus deinem Lustgeheg in seine Wüste; — aus dem Gnadenlicht, das ihn umflammt, — in das Dunkel, das ihm ist angestammt: — von wo eine Heimatluft ihn anweht, — von wo ein Sehnsuchtsduft ihn angeht; — wo jetzt sein Haus steht ungebaut, — und sein Feld liegt unbethaut, — wo sein Hauswesen öd' ist, — das Loos seines Häufleins schnöd' ist, — ohne Halt und Haupt sein Gesind, — und ohne Heil und Hilfe sein Weib und Kind. — So entlasse du den Dankenden, — seinem Glück Entwankenden! — Halte die fliehende Seele nicht, — und mit Wohlthaten quäle nicht! — Laß mich auf meines Stammes Hütten — den Abglanz deines Palastes schütten, — daß dein Lob wie in diesen Hallen, — mög' in den einsamen Wüsten schallen. — Dein eigen sei Gottes Wohlgefallen, — und sein Segen gemeinsam uns Allen! —

§ 76. Die Malaiische Form.

Chamisso hat auf seiner Reise um die Welt von den Malaien eine Liederform gelernt, welche von ihm und vielleicht auch von Einigen nachgeahmt worden ist. Sie besteht aus vierzeiligen Strophen, welche auf das Innigste mit einander verknüpft sind; denn die zweite und vierte Zeile der vorangegangenen Strophe müssen wieder die erste und dritte Zeile der folgenden Strophe sein.

Korbflechterin.

Der Regen fällt, die Sonne scheint, 1
Die Windfahn' dreht sich nach dem Wind, —
Du find'st uns Mädchen hier vereint,
Und singest uns ein Lied geschwind.

Die Windfahn' dreht sich nach dem Wind, 2
Die Sonne färbt die Wolken roth, —
Ich sing' euch wohl ein Lied geschwind,
Ein Lied von übergroßer Noth.

Die Sonne färbt die Wolken roth, 3
Ein Vogel singt und lockt die Braut —
Was hat's für übergroße Noth
Bei Mädchen fein, bei Mädchen traut?

Ein Vogel singt und lockt die Braut, 4
Dem Fische wird das Netz gestellt, —
Ein Mädchen fein, ein Mädchen traut,
Ein rasches Mädchen mir gefällt.

Dem Fische wird das Netz gestellt, 5
Es sengt die Fliege sich am Licht,
Ein rasches Mädchen dir gefällt,
Und du gefällst dem Mädchen nicht.

Chamisso.

Dichter,

von denen Proben aufgenommen worden sind.

Außerdem sind noch besprochen von:

Alphabetisches Register.

